Praktische Menschenkenntnis

auf Grund der Handschrift

von

W. Langenbruch

M. Walther
Glienicke, Nordbahn,
Berlin, Schildhornstr.
Haus „Waldfrieden“

Praktische Menschenkenntnis auf Grund der Handschrift

M. Walther
Elisenstr. Nordbahn,
Berlin Schönhauserstr.

Praktische Menschenkenntnis
auf Grund der Handschrift

Eine leicht faßliche Anleitung, die Menschen aus ihrer Handschrift zu erkennen. — Zugleich ein

Autographen-Album

bedeutender und interessanter Persönlichkeiten

von

W. Langenbruch
gerichtlich vereidigtem Schriftsachverständigen

Mit ca. 400 Autogrammen u. Schriftproben

1911

Kameradschaft, G. m. b. H.
Verlagsabteilung
Berlin W35, Flottwellstraße 3

Alle Rechte vorbehalten.
Jeder unberechtigte Nachdruck ist verboten.
Copyright in the United States of America.

Ein Vorwort, das

:: :: gelesen werden muß. :: ::

Bevor wir uns über die Wege und Ziele dieses Buches näher verbreiten, erscheint es uns angebracht, einige Worte vorauszuschicken:

Wer in diesen Blättern nur Unterhaltung sucht, der unterlasse es möglichst, darin nach Schriftbeispielen zu stöbern, die der eigenen Handschrift oder der seiner Freunde und Bekannten ähneln. Die Hoffnung, er könne auf diese bequeme Weise vielleicht erfahren, „was an ihm sei", wird sich nicht erfüllen. Denn erstens vermag der Laie nicht zu beurteilen, ob und inwieweit Ähnlichkeit vorliegt, und zweitens sind die den Schriftproben beigegebenen Erklärungen in keinem Falle erschöpfend. Sie beziehen sich lediglich auf den Charakterzug, der jeweils im nebenlaufenden Text behandelt wird. Das Buch soll gelesen und nicht bloß durchblättert werden. Wer anders verfährt, schadet sich und zugleich der guten Sache, der wir dienen, und die, so hoffen und wünschen wir, dem eifrigen Leser reichen Gewinn an praktischer Menschenkenntnis bringen möge.

Was hier dem Leser unter dem Titel „Praktische Menschenkenntnis auf Grund der Handschrift„ geboten wird, ist nicht eine Sammlung von Schriftproben mit Erklärungen von „Zeichen", sondern ein Versuch zu einem umfassenden Lehrbuch der Schriftdeutungskunde. An populär geschriebenen Werken, die ähnliches erstreben, ist kein Mangel. Wenn auch das vorliegende Anspruch erhebt auf allgemeinverständliche Darstellungsweise und bestimmt ist für die Bedürfnisse des praktischen Lebens, so will das Buch doch einiges mehr bedeuten: es will mit eingewurzelten Irrtümern aufräumen; es will zugleich aber über den eigentlichen Gegenstand hinaus Menschenkenntnis vermitteln. Menschenkenntnis, gewonnen aus einer fast dreißigjährigen Praxis und aus den Erfahrungen eines Lebens, das vornehmlich der Beobachtung und dem Studium des Menschen, seinem Tun und Lassen, seinem Lieben und Hassen gewidmet war. Das Buch ward nicht erdacht und nicht ergrübelt; es bringt nicht graue Theorien und Probleme. Es erstand am goldenen Born des Lebens. Und der es schrieb, lebt nicht auf der engen Insel der Gelehrtheit, sondern auf dem weiten, reichbestandenen Felde der schaffenden, werktätigen, praktischen Arbeit.

Wissenschaftlich anspruchsvollere Leser werden vielleicht mancherlei auszusetzen haben. Ihnen sei dies gesagt: Mit voller Absichtlichkeit wurde von der Ausdrucksweise, der Terminologie zünftiger Psychologie abgesehen; denn sie, selbst noch in den Kinderschuhen steckend, hat die Charakterkenntnis, die Handel und Wandel so eindringlich fordern, bisher in keiner Weise gefördert. Und wer etwa vermeint, eine „werdende Wissenschaft", wie die Schriftdeutung es ist, solle nicht früher gelehrt werden, als bis sie „geworden", sei daran erinnert, daß es eine fertige Wissenschaft nicht gibt und kaum geben kann (die Mathematik vielleicht ausgenommen). — Wir sind uns der Unvollständigkeit und Lücken wohl bewußt. Wo noch Zweifel und Unsicherheit bestehen, findet der Leser vorsorgliche Fragezeichen angebracht; mitunter selbst dort, wo wir persönlich von der Richtigkeit des Dargestellten überzeugt sein durften.

Unsere Lehre hat ihre Probe längst bestanden. Wenn sich ihr auch manche Elemente zugewandt haben, die ihr nicht gerade zur Zierde gereichen, so gibt es doch weite Kreise des geschäftlichen und gewerblichen Lebens, die die Charakterbeurteilung nach der Handschrift nicht mehr entbehren möchten. Eben für diese Kreise ist das Buch gedacht. Darum auch ist es in ihrer Sprache geschrieben; und darum auch wurde so manches darin berührt, was mit dem Grundthema nur lose zusammenhängt, das aber gleichwohl dem lernenden Leser recht willkommen sein wird.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/praktischemensch00lang

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort.	
Einleitung	1
Zur Geschichte der Handschriftenkunde	5
Beweise für die Deutungsmöglichkeit der Handschrift	6
Beginn der systematischen Schriftdeutungskunde	13
Grenzen der Deutungsfähigkeit	16
Ränder und Zeilenbildung	28
Grundprinzipien der Schriftdeutungskunde	33
Die Schrifthöhe	49
Die Schriftweite	67
Die Schriftschwere	75
Die Schrifteinzelheiten und ihre Bedeutung	92
Gebundene und getrennte Schrift	119
Einleitungs- und Schlußzüge	132
Schrifteigenheiten und ihre Bedeutung	143
Der Namenszug	151
Beruf und Handschrift	161
Bildung, Anlagen, Fähigkeiten in der Handschrift	170
Erkrankungen in der Handschrift	185
Die Schrift der Verbrecher	201
Handschrift und Vererbung	216
Nationalität und Handschrift	218

Die Anwendung der Schriftdeutung im praktischen Leben.

Das Schriftmaterial	235
Wie schreibt der gute Kaufmann?	239
Wie schreibt das gute Dienstmädchen?	252
Charaktertypen nach dem Leben	260
Schlußwort	276

Autogramm-Verzeichnis.

	Seite
Anzengruber, Ludwig	96
Barnay, Ludwig	184
Bierbaum, Otto Julius	122
Bismarck, Otto von	121
Blumenthal, Oskar	154
Christophe, Franz	86
Corinth, Lovis	86
Dahn, Felix	20
Dehmel, Richard	125
Dettmann, Ludwig	237
Dieffenbach, Anton	52
Doepler, Emil, d. J.	181
Duse, Eleonore	83
Ebers, Georg	22
Eckmann, Otto	51, 120
Erlenmeyer, Albert	64
Falb, Rudolf	192
Fechner, Hanns	138
Fitger, Arthur	133
Fontane, Theodor	168
Franz, Robert	177
Frenzel, Karl	54
Friedmann, Fritz	139
Freytag, Gustav	22
Fulda, Ludwig	183
Ganghofer, Ludwig	182
Goldmark, Karl	178
Groß, Ferdinand	199
Groth, Klaus	159
Guilbert, Yvette	69
Haase, Friedrich	184
Harden, Maximilian	58
Hartmann, Eduard von	159
Hauptmann, Gerhart	159
Heyking, Elisabeth Baronin von	49
Heyse, Paul	63
Hönemann, Martin	162
Hopfen, Hans von	173
Ibsen, Henrik	3
Joachim, Josef	177
Kainz, Josef	71
Kampf, Arthur	114
Keller, Gottfried	170
Kirchbach, Wolfgang	127
Klaußmann, A. Oscar	80
Klinger, Max	64
Lasker, Emanuel	146
Lautenburg, Sigmund	154
Lechter, Melchior	19
Lehmann, Lilli	124
Leistikow, Walter	59
Liebknecht, Wilhelm	138
Liebermann, Max	85
Liliencron, Detlef von	121
Mackay, John Henry	132
Maeterlinck, Maurice	159
Mauthner, Fritz	63
Menzel, Adolf von	26
Meyerheim, Paul	180
Meyer, Conrad Ferdinand	188, 189
Mottl, Felix	178
Müller, Egbert	158
Munch, Edward	72
Neumann, Angelo	155
Ompteda, Georg Freiherr von	140
Pankok, Bernhard	97
Peters, Karl	240
Podbielski, von	55
Poppe, Rosa	155
Pfretzschner, Norbert	112
Preyer, Prof. W.	115
Rabes, Max	35
Reuter, Gabriele	159
Sade, Marquis de	208
Schabelsky, Else von	183
Schillings, Prof. C. G.	80
Schott, Walter	86
Schumann, Robert	176
Schultze-Naumburg, Paul	159
Slevogt, Max	159
Sombart, Werner	159
Sommerstorff, Otto	71
Sorma, Agnes	53
Stettenheim, Julius	131
Stinde, Julius	159
Strindberg, August	101
Thoma, Hans	176
Trojan, Johannes	159
Uth, Max	113
Virchow, Rudolf	53
Vogel, Hugo	181
Voß, Richard	70
Wallot, Paul	85
Wintzer, Richard	179
Zumpe, Hermann	179

Einleitung.

Die Graphologie ist eine selbstverständliche Wahrheit.
Carl du Prel.

Man schreibt, wie man muß, nicht, wie der Lehrer es will. Ihm verdanken wir nur die Grundformen des Alphabets, die Formen der vorgeschriebenen Normalbuchstaben. Diese bilden sozusagen das Knochengerüst der Handschrift. Das aber, was der Schrift ihren Ausdruck verleiht, ihr ein besonderes Gepräge, den „Charakter" gibt, das ist unser Selbst, unser Charakter, unser Temperament, kurz: unser ganzes Wesen ist es.

Wie es nicht zwei vollkommen gleiche Menschen gibt, so auch nicht zwei gleiche Handschriften. „Allem, was der Mensch tut, drückt er seine Eigenheit auf." „Wenn zwei das selbe tun, ist es doch nicht das selbe". Niemand vermag zwei Hantierungen gleicher Art vollkommen gleich auszuführen. Nicht einmal die einfachsten Buchstaben, sagen wir zwei i in einem Wort, die doch fast zu gleicher Zeit entstanden, mit dem selben Material, in der selben Stimmung geschrieben sind, sind durchaus gleich. Deckungen gibt es nicht. Selbst die Schulkinder, die kaum angefangen, schreiben zu lernen, formen die Buchstaben nicht gleich. Hierfür ein klassischer Zeuge. In seinem bekannten Werk „Über den Umgang mit Menschen" sagt Knigge:

„Alle Kinder, mit deren Erziehung ich beschäftigt gewesen bin, haben nach meiner Hand das Schreiben gelernt; allein sowie sie nach und nach alle ihre Gemütsarten entwickelten, brachte jedes von ihnen seine eigenen Züge hinein. Beim ersten Anblick schienen sie alle einerlei Hand zu schreiben, wer aber genau achtgab und sie kannte, fand in der Manier der Einen Trägheit, bei Andern Kleinlichkeit oder Unbestimmtheit, Flüchtigkeit, Festigkeit, Verschrobenheit, Ordnungsgeist, oder irgend eine andere Eigentümlichkeit."

Auch Adolf Henze, von dem noch die Rede sein wird, beweist die Richtigkeit der gleichen Beobachtung durch Beispiele. Solche aus unserer Zeit folgen auf Seite 2, Fig. 1. Wie der Augenschein lehrt, ist es nicht schwierig, die verschiedenen Zöglinge in ihrer Handschrift zu unterscheiden. Daß der Schreiber der letzten beiden Zeilen (Knaben) kein Muster von Geschicklichkeit ist, sieht jeder. Und daß die Schreiberin der 9. und 10. Zeile (Mädchen) relativ am „schönsten" schreibt, kann nicht zweifelhaft sein. Man beachte vor allem, wie verschieden stark die Kinder auf die Schreibfeder drückten, wie stark einige und wie zart andere schrieben. —

Wohl läßt sich eine schlechte Handschrift verbessern. Es fragt sich nur, bei welchen Schülern und auf wie lange. Wer die nötige Willenskraft besitzt, wer sich immer wieder sagt, „ich will gut schreiben", dem gelingt es vielleicht auf die Dauer. Rückfälle kommen jedoch auch bei ihm vor, nämlich dann, wenn er sich einmal „gehen läßt", wenn es „nicht darauf ankommt". Umgekehrt vermag auch gelegentlich ein Schlechtschreiber, wenn „es darauf ankommt", schön zu schreiben. Das sehen wir z. B. gut ausgeprägt bei Ibsen, Seite 3, Fig. 2. Die erste Probe ist flüchtig und ohne Rücksicht auf die Form geschrieben. Der zweiten sieht man die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an. Die Schriftlage beweist, wie sehr sich der große Poet„ verstellt" hat, während er diese wenigen Zeilen niederschrieb.

Man kann sich eine beliebige Schrift nicht vollständig „angewöhnen". Die Gewohnheit nennt der Mensch zwar seine Amme, nach Schiller. Dennoch bleibt es wahr, daß man nur solche Gewohnheiten annehmen kann, zu denen man gewissermaßen von vornherein veranlagt ist. Dem Lehrling eines Kontors z. B. gefällt die Handschrift des Buchhalters außerordentlich. Aus diesem Gefallen aber spricht schon eine gewisse innere Verwandtschaft. Es wird dem Lehrling deshalb vielleicht gelingen — die nötige Übung vorausgesetzt — im Laufe der Zeit so zu

Handschriften aus einer Schulklasse.

Knaben.

Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.

Mädchen.

Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.
Keine Rose ohne Dornen.

Fig. 1. Die Kinder einer Schulklasse schreiben nicht gleich.

schreiben wie der Buchhalter. Meist aber wird mit der Entwicklung der Persönlichkeit die nachgeahmte Schrift umgemodelt oder ganz über Bord geworfen. Verfasser hat Fälle der gedachten Art vielfach beobachtet. Nur in einem einzigen Falle blieb die übernommene Handschrift dem Vorbilde recht ähnlich. Die Klischees Fig. 3, Seite 4, veranschaulichen das. Die erste Probe ist die Handschrift einer jungen Dame, die beim Schreiber der zweiten Stellung nahm. Die dritte zeigt, wie sich die Schrift der Angestellten nach der ihres Chefs gemodelt hat.

Hier erklärt sich aber die Sachlage dadurch, daß der Schreiber der zweiten Probe im Laufe langer Jahre die Schreiberin der ersten geistig sehr beeinflußt hatte. Ähnlich liegt es bei Ehepaaren, die gleich oder vielmehr fast gleich schreiben. Schriftähnlichkeiten kommen vielfach bei

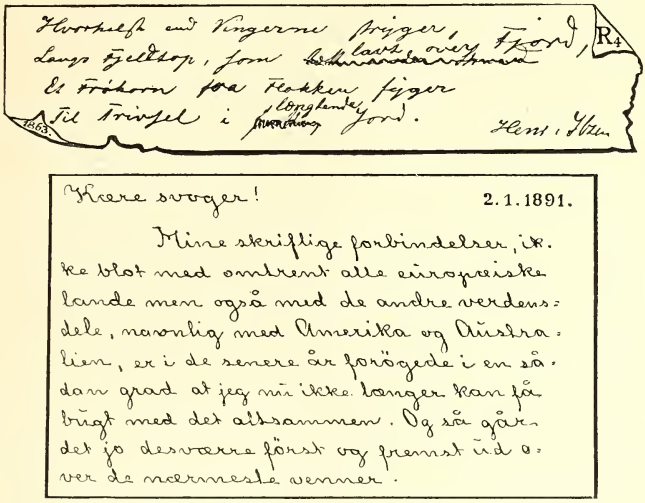


Fig. 2. Zwei Proben von Ibsens Handschrift.

Vater und Sohn, Mutter und Tochter vor. Hier führt schon die Vererbung von Charaktereigenschaften, Talenten usw. zur Ähnlichkeit der Handschrift, und das bewußte Nachahmen kann unbehinderter vor sich gehen. —

Daß auch die Mode Einfluß auf die Gestaltung der Handschrift hat, ist bekannt. Wer kennt nicht die große „englische“ Schrift unserer Pensionsfräuleins? Indessen ist auch sie unter den selben Gesichtspunkten zu betrachten wie die „angewöhnten“ Handschriften der Lehrlinge, Schreiber usw. Hat sich erst die eigene Individualität entwickelt, ist man selbst „etwas geworden“, dann schreibt man seine eigene Schrift, dann schreibt man wieder so, wie man muß.

Hier mag ein kleines Erlebnis Platz finden, das Verfasser mit einem der größten deutschen Buchhändler hatte. Der Herr traf ihn bei einem seiner Mitarbeiter, und so kam es zur Vorstellung. „Sie sind also der Handschriftenkenner? — Offen gestanden, ich halte nicht viel von Ihrer Kunst. Sehen Sie, früher, als ich mich selbständig machte, schrieb ich so (es war seine Unterschrift, charakterisiert durch viel Schnörkelwerk). Heute schreibe ich ganz einfach meinen Namen. Die Schnörkel, die mir damals gefallen, und die ich bei einem Bekannten gesehen hatte, habe ich

mir längst abgewöhnt — und ich bin doch derselbe Mensch geblieben!“ „Mit Verlaub, ein besseres Beispiel für die Wahrheit der Schriftdeutung gibt es kaum! Früher waren Sie nichts und wollten erst etwas werden und auf sich aufmerksam machen (daher die Schnörkel). Heute

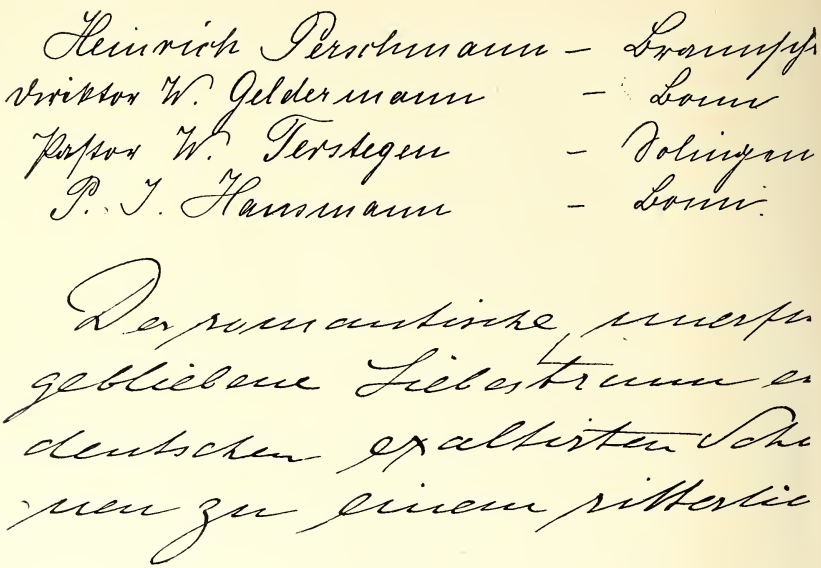


Fig. 3. Beispiel einer „angewöhnten“ Schrift.

sind Sie etwas, und vor allem: Sie haben sich entwickelt, sind ein anderer Mensch als früher.“ Darauf er nach kurzem Überlegen: „Gut, gut, das leuchtet mir ein, Sie haben doch wohl recht.“

In einem der folgenden Abschnitte wird eingehend dargetan werden, inwieweit die Willkür (bewußte Nachahmung) und die Selbstbeherrschung beim Schreiben die Beurteilungsmöglichkeit einschränkt

Zur Geschichte der Handschriftenkunde.

Die Erkenntnis, jeder Mensch habe eine nur ihm geläufige Handschrift, ist schon alt.

Bereits im Jahre 1622 erschien zu Capri ein Buch von Camillo Baldo unter dem Titel: „Eine Abhandlung, wie man aus einer Schrift Wesen und Eigenschaften des Schreibers erkennt". Sind auch seine Darlegungen für unsere Zeit nicht von Bedeutung, so muß man doch darüber erstaunen, wie richtig Baldo zu unterscheiden vermochte zwischen den Schriften, die einer Deutung zugänglich, und denen, die es nicht sind. Ein Zeit- und Berufsgenosse Baldos, der Anatomieprofessor Marcus Aurelius Severinus zu Neapel, befaßte sich gleichfalls mit Schriftkunde. Sein Werk: „Der Prophet oder Abhandlung über das Erraten der Charaktere aus der Schrift" ist leider nicht im Druck erschienen, sondern nur als Manuskript bekannt, da er ein Opfer der Pest wurde, die im Jahre 1656 in Neapel wütete.

Ums Jahr 1792 trat ein Deutscher, der Historiker J. Chr. Grohmann, mit einem Werke vor die Öffentlichkeit, in welchem er von seiner Fähigkeit spricht, den Kritiker, Historiker und Mathematiker aus der Handschrift zu erkennen. Auch allerlei körperliche Eigenschaften wie Statur, blondes Haar, blaue Augen usw. wollte er aus den Schriftzügen erkennen. Inwieweit das zutraf, entzieht sich freilich unserer Prüfung.

Weit mehr Interesse beanspruchen Auslassungen hervorragender Geister. So schreibt Goethe in einem Briefe an Lavater vom 3. April 1820:

„Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, so wie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers als bedeutend, mit der ganzen Individualität als übereinstimmend anerkennen muß. . . . ."

Lavater schrieb an Goethe: „Je mehr ich die verschiedenen Schriften, die mir zu Gesicht kommen, mit einander vergleiche, desto mehr bestärkt sich mir der Gedanke, daß alle ebenso viele Ausdrücke oder Ausflüsse des Charakters der Schreiber genannt werden können. Denn in dem Augenblicke, wo sie entstehen, sind sie Repräsentanten der Gedanken und müssen daher den Zustand der Seele dessen, der sie dem Papier anvertraut, wiedergeben." Und ferner in den „Physiognomischen Fragmenten": „Setzt man es nicht als die höchste Wahrscheinlichkeit voraus, daß jeder Mensch seine eigene individuelle und unnachahmbare, wenigstens selten und schwer ganz nachahmbare Handschrift habe? Und diese unleugbare Verschiedenheit sollte keinen Grund in der wirklichen Verschiedenheit der menschlichen Charaktere haben? — — — Die Verschiedenheit der Schrift eines und des selben Menschen ist kein Beweis gegen die Bedeutsamkeit der Handschriften, sondern vielmehr ein klarer Beweis dafür, denn eben aus dieser Verschiedenheit erhellt, daß sich die Handschrift des Menschen nach seiner jedesmaligen Lage und Gemütsverfassung richte."

Leibniz schrieb im 6. Bande seiner „Opera": „Die Schrift drückt fast stets in einer oder der anderen Weise unsere Natur aus, vorausgesetzt, daß die erstere nicht das Werk eines Kalligraphen ist."

Wilhelm von Humboldt trieb selbst Handschriftendeutung, wie aus den Memoiren des Grafen Horace von Viel-Castel, Seite 38, hervorgeht. Es heißt dort: „Frl. v. Duras erhörte den Marquis von Custine gern, und die Heirat beider sollte bald kundgegeben werden. Eines Morgens waren im Salon der Herzogin von Duras außer dem sich liebenden nicht offiziellen Brautpaar der Graf Nieuwerkerke, der Freiherr von Humboldt und einige Habitués anwesend. Der Baron von Humboldt gab vor, den Charakter aus dem bloßen Anblick der Handschrift zu erkennen, und diese Behauptung, deren Richtigkeit er durch zahlreiche Proben bewiesen hatte, bildete an diesem Morgen den Gegenstand des Gespräches. „Lassen Sie sehen" — sagte auf einmal Frau von Duras, indem sie einen Brief aus ihrem Gürtel zog — „lassen

Sie einmal sehen, Herr von Humboldt, ob Sie uns aus der Schrift, die ich Ihnen überreiche, den Charakter des Urhebers dieses Briefes beschreiben können." Der Baron von Humboldt sammelt sich, als großer deutscher Gelehrter, der er ist, betrachtet die Schrift und beginnt eine Dissertation über die Form der Buchstaben, ihre Physiognomie, ihre Absonderlichkeiten; dann fängt er an zu beweisen, daß der Schreiber, von dem sie herrühren, ein außergewöhnliches Wesen sei, mit bizarren Neigungen, einer korrumpierten, regellosen Imagination, ohne Moralität . . . . kurz er zeichnet ein abscheuliches Bild, trotz der Anstrengungen der Herzogin von Duras, ihn zu unterbrechen, denn der also beurteilte Schreiber war niemand anders als der Marquis von Custine. Die Heirat ging in die Brüche. Custine heiratete Frl. v. Courtomer, dann wurde aus ihm jenes Wesen ohne aussprechbaren Namen, das wir kennen. Herr v. Humboldt hatte sich nicht geirrt." — —

George Sand hat ebenfalls Handschriftendeutung getrieben. Sie entwarf (1871) ein kurzes, jedoch sehr interessantes Charakterbild vom Abbé Michon, dem Begründer der wissenschaftlichen(?)Handschriftendeutung,und schrieb ihm gleichzeitig: „Ich kann mich ganz irren, ich habe kein System, aber ich erhalte viele Briefe; natürlich führt mich der Instinkt des Beobachtens dazu, daß ich mir eine Idee von den Personen nach dem Ganzen ihrer Handschrift mache; ich behaupte nicht, mich nie geirrt zu haben, aber ich habe oft richtig geraten."

Schließlich sei noch betont, daß in den Werken vieler hervorragender Schriftsteller Bemerkungen vorkommen, aus denen hervorgeht, daß die Verfasser aus der Handschrift auf den Charakter zu schließen pflegten oder doch die Möglichkeit anerkannten. So Walter Scott, Disraeli Vater, Alexander Dumas, Emile Zola, Alphonse Daudet, Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Björnstjerne Björnson, Alexander Kielland und viele andere.

Beweise für die Deutungsmöglichkeit der Handschrift.

Erkennt man in Übereinstimmung mit diesen Führern im Reiche des Geistes an, daß der Charakter eines Menschen in seiner Handschrift liege, so ist damit noch nicht die Möglichkeit einer Deutung, einer Erkennbarkeit der einzelnen Eigenschaften erwiesen. Wir benutzen seit langem den Magnetismus und kennen die Gesetze seiner Anwendung und Erzeugung, und dennoch hat noch niemand restlos zu erklären vermocht, was Magnetismus ist. Mit der Schriftdeutungskunst liegt es indessen wesentlich anders. Sehen wir von solchen Personen ab wie W. von Humboldt und vielen, vielen andern weniger Großen, die alle intuitiv, instinktmäßig urteilen, wie manche besorgte Mutter, die den Gesundheitszustand ihrer abwesenden Lieblinge an deren Schrift erkennt (ob hier und in manchen andern Fällen nicht der persönliche Kontakt wirksam ist, wobei das Schreibpapier das Medium von Person zu Person bildet, mag dahingestellt bleiben. In unserer Zeit der Marconiübertragung, des Radiums usw. ist der Gedanke naheliegend genug), sehen wir von der besorgten Mutter ab, so bleibt die große Zahl derer, die im praktischen, gewerblichen Leben stehen, von denen unendlich viele bewußt darnach streben, aus einem Schriftstück das Wesen, die Ordnungsliebe, die Zuverlässigkeit usw. zu erkennen. Vielen gelingt dies ohne große Schwierigkeit, indem sie Vergleiche anstellen mit Handschriften ihnen genau bekannter Personen oder die naheliegenden Schlüsse ziehen, daß z. B. ein ordnungsliebender Mensch auch ordentlich schreiben müsse, daß ein energischer Mann eine starke, feste, sichere Hand, ein selbstbewußt auftretender keine kleine, kritzelige Schrift haben könne usw. Vergegenwärtigt man sich dies, so muß man sicher dahin gelangen, anzuerkennen, daß hier ein unausgesetztes Beobachten und Ordnen des Erkannten schließlich zu einem System führen muß. In Wahrheit hat die Handschriftenkunde so begonnen, wie wir weiter unten sehen werden.

Es gibt noch einen andern Weg, die Deutungsmöglichkeit der Schriftzüge zu erweisen. Dies ist die hypnotische Suggestion. Und dieser Weg ist wiederholt betreten worden. Zuerst in Frankreich von drei bedeutenden Ärzten. Später in Dänemark auf die Veranlassung eines Schauspielers, der sich für das Handschriftenproblem interessierte. Beide Versuche zeitigten verblüffende Resultate. Aus den Versuchen seien die folgenden hier kurz wiedergegeben.

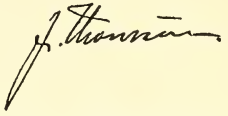


Fig. 4. Originalschrift des Mediums.

Abdruck Nr. 4 veranschaulicht die tägliche, unbeeinflußte Gebrauchsschrift eines jungen dänischen Kaufmanns, der als Medium diente.

Ihm wurde zunächst suggeriert, er sei ein Verschwender. Sofort wird seine Schrift weit, groß, oberflächlich in der Art, wie eben ein Verschwender schreibt. Fig. 5.

„Jetzt sind Sie ein betrübter, alter Mann", kommandiert der Hypnotiseur. „Sie waren verheiratet, aber heute haben Sie Ihre Gattin verloren und zwei kleine Kinderchen. Armer alter Mann! Wochenlang haben Sie an dem hoffnungslosen Krankenbette gesessen und Ihre Gattin dahinsiechen gesehen." Er ist geknickt und eingefallen mit einem gramvollen Ausdruck. Während er die Todesnachricht an einen Freund schreibt, fließen Tränen aufs Papier, und er schluchzt laut.

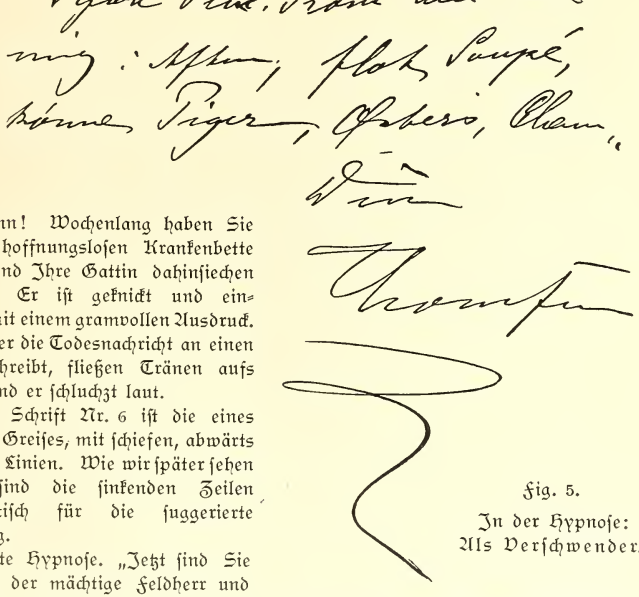


Fig. 5.
In der Hypnose:
Als Verschwender.

Die Schrift Nr. 6 ist die eines zitternden Greises, mit schiefen, abwärts laufenden Linien. Wie wir später sehen werden, sind die sinkenden Zeilen charakteristisch für die suggerierte Stimmung.

Dritte Hypnose. „Jetzt sind Sie Napoleon, der mächtige Feldherr und rücksichtslose Herrscher. Tausende und aber Tausende haben Sie ohne zu zucken in den Tod gesandt. Jetzt kämpfen Ihre Truppen mit den Preußen. Sehen Sie, wie sie kämpfen, aber — die Franzosen fliehen, — Sie werden umringt! Schnell, schnell, eine Depesche an Ihren Marschall, Hilfe!"

Das Medium hat sich aufgerichtet und die Stellung eingenommen, in der man sich Napoleon gewöhnlich vorstellt. Mit hochmütiger Miene starrt es vor sich hin, dann nimmt das Gesicht einen angstvollen, gespannten Ausdruck an und hastig, mit großen, energischen Buchstaben schreibt es sein Kommando — französisch. Darunter ein kräftiges, charakteristisches „Napoleon". Fig. 7.

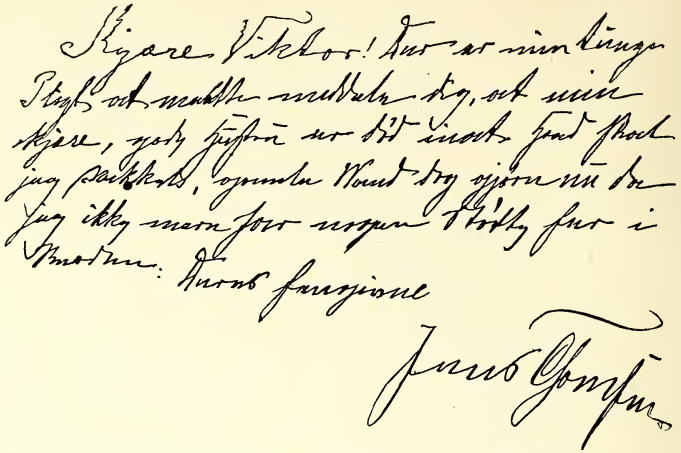


Fig. 6. In der Hypnose: Als alter, betrübter Mann.

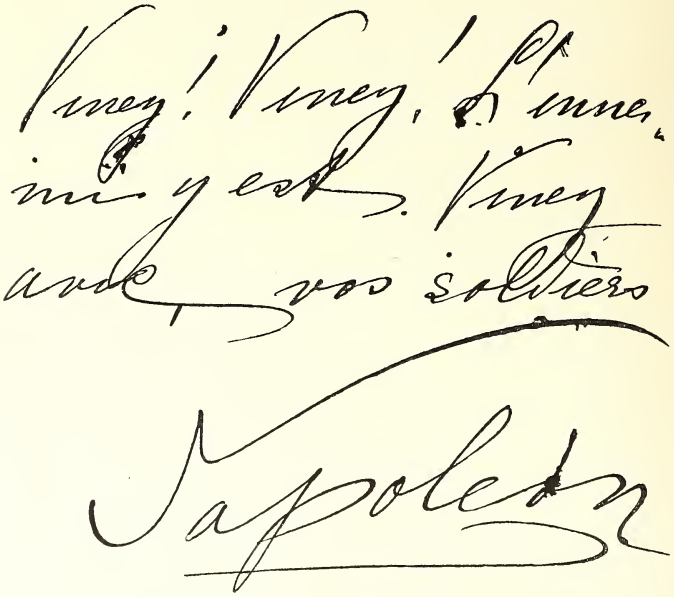


Fig. 7. In der Hypnose: Als Napoleon.

Wer erkennt hier nicht die Kühnheit und Energie in den großen, kräftigen Zügen! Wer würde dieser Schrift gegenüber je auf den Gedanken kommen, sie rühre von einem ängstlichen, feigen Manne her? Die Unterschrift ist nicht allein sehr groß (selbstbewußt), sie ist auch unterstrichen und zeigt uns den auf seinen Namen stolzen Menschen. Selbstverständlich kann die Schrift mit derjenigen Napoleons eine genaue Ähnlichkeit nicht haben. Das Medium vermag immer nur so weit in der Persönlichkeit eines andern aufzugehen, wie seine Vorstellung von dieser Persönlichkeit reicht. Es kommt bei solchen Experimenten nur darauf an, festzustellen, daß die jedesmalige Handschrift sich mit dem suggerierten Charakter deckt. Das haben die geschilderten

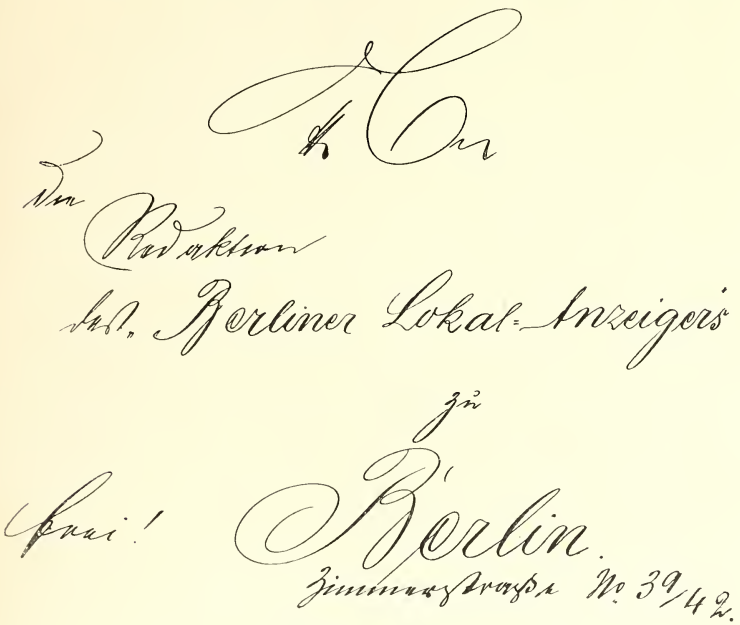


Fig. 8. Mit der linken Hand geschrieben.

Experimente zur Genüge bewiesen. Sie sind ganz besonders deswegen interessant, weil sie den Weg anzeigen, auf dem man zu neuen Resultaten gelangen kann.

Im Anschluß an diese Experimente sei noch auf Versuche hingewiesen, die der bekannte Gelehrte v. Krafft-Ebing mit einem weiblichen Medium vorgenommen hat. Es lag ihm daran, die Persönlichkeit in die Vergangenheit zurückzuversetzen, wie es übrigens mit dem ersten Versuch in Kopenhagen auch geschah. Krafft-Ebing bestätigte demnach schon Bekanntes. Dennoch ist seine Veröffentlichung über seine Experimente außerordentlich interessant.

Auch Lombroso hat ähnliche Experimente gemacht. In seinem kleinen Werke „Handbuch der Graphologie", das im übrigen von sehr geringer Bedeutung ist, sagt er: „Bei den Hypnotisierten habe ich und Richet (Paris) die Beobachtung gemacht, daß mit dem Wechsel der Persönlichkeit infolge der Suggestion sich auch die Schrift ändert, wodurch die graphologischen Theorien experimentell eine Bestätigung finden."

Wer heute noch der Ansicht ist, die Schriftzüge würden von der Formation der schreibenden Hand wesentlich beeinflußt, dem müssen die hypnotischen Versuche zu denken geben. Ein junger Mann schreibt plötzlich als Verschwender, dann als betrübter, alter Mann, dann als Napoleon, als Schulknabe, Geizhals usw.: alles mit der selben Hand, mit den selben Muskeln und Nerven!

In Wahrheit ist längst erwiesen, daß die Hand nur das Werkzeug abgibt, das durch den Mund (Zähne, Zunge) und Fuß ersetzt werden kann. Die Beispiele Fig. 9—12 veranschaulichen dies.

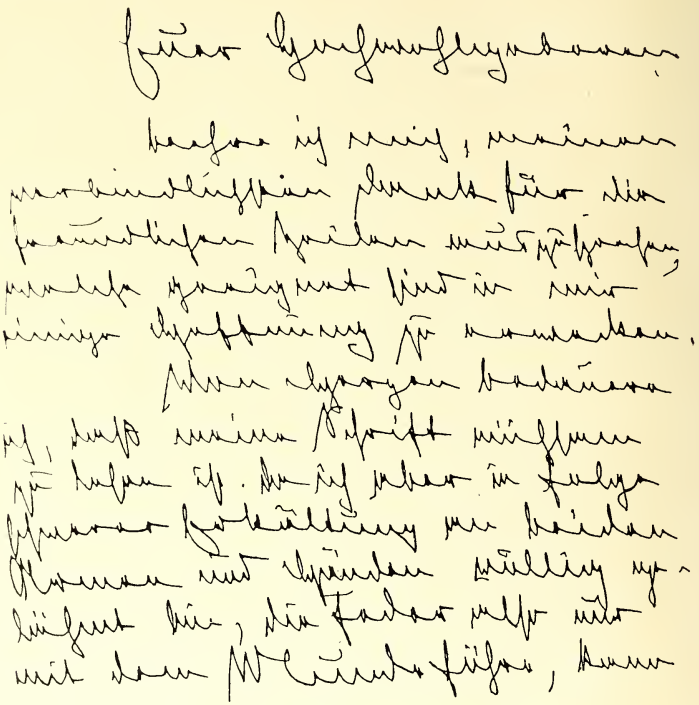


Fig. 9. Mundschrift eines Gelähmten.

Der Abdruck Nr. 8 auf der vorigen Seite zeigt die Schrift eines Mannes, der infolge rechtsseitiger Lähmung linkshändig schreiben lernte. Leider war die rechtshändige Schrift nicht zu erhalten, sonst würde man alsbald erkennen, daß diese genau der linkshändigen entspricht.

Im Abdruck Nr. 9 sieht man die Mundschrift eines gelähmten Offiziers. Die Lähmung hat die Schriftzüge beeinflußt, was aus den eckigen und zitterigen Linien hervorgeht. Im übrigen unterscheidet sie sich in nichts von einer Handschrift.

Klischee Nr. 10 zeigt die Schrift einer Zungenkünstlerin, die mit der Zunge „arbeitete", stickte, nähte, schrieb usw. Auch die Mundschrift läßt sich von einer Handschrift nicht unterscheiden.

Die Schriftprobe Nr. 11 rührt von einem arm- und beinlosen Russen her, der sein Handwerkszeug mit dem rechten Armstumpf gegen die Wange preßte. In dieser Weise schrieb, malte, stickte er mit großer Gewandtheit.

Seine Schrift ist nicht nur außerordentlich flott geschrieben, sie enthält auch keinerlei pathologische Eigentümlichkeiten. Natürlich nicht. Denn er war an Körper und Geist vollkommen

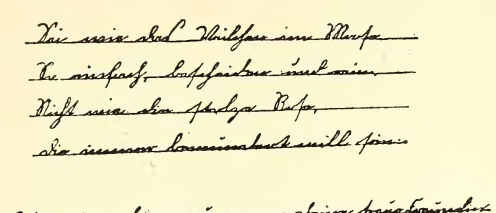


Fig. 10. Schreibleistung einer Zungenkünstlerin.

gesund. Der Abdruck Nr. 12, auf der folgenden Seite, veranschaulicht eine seltene Schriftprobe. Sie stammt von einem armlos Geborenen, der sowohl mit dem Munde als auch mit dem linken Fuße schrieb. Die eine ist mit dem Munde, die andere mit dem Fuße niedergeschrieben. Wie man sieht, ist eine wie die andere, nur zeigt die Fußschrift (die untere) weniger Gewandtheit als die Mundschrift, weil der Fuß geringere Übung besaß.

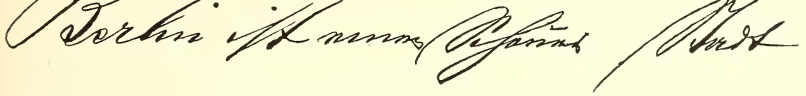


Fig. 11. Mit dem Kopfe geschrieben.

Unser Wesen, unsere Individualität formt die Buchstaben. Das Werkzeug, dessen es sich bedient, ist von untergeordneter Bedeutung. Nur muß es geübt, durch Übung schreibfähig gemacht sein.

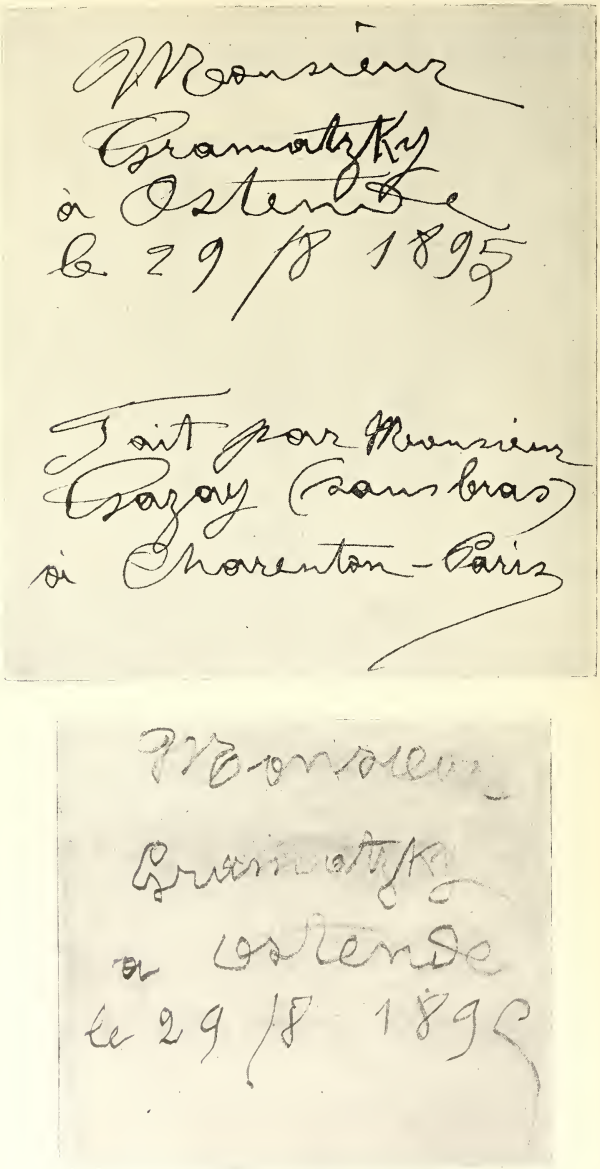


Fig. 12. Mund- und Fußschrift der selben Person.

Beginn der systematischen Schriftdeutungskunde.

Ein Deutscher war es, Adolf Henze (geb. am 24. Juni 1814 in Volkmarsen bei Leipzig; gest. 1883 in Neuschönfeld), der zuerst durch seine Charakterbeurteilungen aus der Handschrift von sich reden machte. Er veröffentlichte in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" um 1860 zahlreiche Deutungen, die wegen ihrer Genauigkeit großes Aufsehen erregten. In seinem Hauptwerke „Die Chirogrammatomantie" (Leipzig 1862) versucht Henze, sein System zu entwickeln. Henze, der Theologie studiert hatte, war eine ausgesprochene Künstlernatur. So ist denn auch sein Werk nicht wissenschaftlich, sondern im Grunde nicht viel mehr als eine Sammlung von Schriftproben, denen seine Erklärungen beigefügt sind. Es ist in einer Sprache abgefaßt, die uns heutigen, nüchternen Verstandesmenschen wegen ihrer poetischen Färbung, ihrer vielfach gewagten Bilder und symbolischen Bezugnahme oft sonderbar anmutet. Aber treffend, außerordentlich treffend sind diese kurzen Deutungen, verständlich und lehrreich für den, der aus der kuriosen Sprache den Kern herauszuschälen versteht. Henze war nicht ein Gefühlsdeuter, als welchen französische Autoren und deren Anhang ihn hinzustellen beliebten. Sein „System" bestand in einer umfangreichen Sammlung von Handschriften, deren Urheber ihm persönlich genau bekannt waren. Wie er zu Werke ging, darüber wollen wir ihn selbst sprechen lassen: „Unumstößliche Beläge" — so sagt er — „liefert die Erscheinung, daß die Handschriften den Begriffen, die man von Eigenschaften der Seele und des Herzens hat, vollkommen entsprechen. Einen Mutigen stellen wir uns groß, fest, keck und entschieden vor, den Zaghaften dagegen klein und schwächlich. Dieser Begriff, den wir den Eigenschaften unterlegen, muß sich auch auf die Handschriften anwenden lassen; auch sie muß bei einem Mutigen groß und kühn und bei einem Furchtsamen klein und weichlich sein." Und ferner: „Bei der Sanftmut können wir uns nur eine kleine und milde, dagegen bei der Derbheit nur eine große und derbe Handschrift denken. . . . . Der Stolze kann nur eine große und kühne, der Demütige nur eine kleine und zaghafte Schrift haben. . . . . Der Gemütliche kann nur eine sanfte, liegende, der Berechnende nur eine kräftige und stehende Handschrift besitzen. . . . . Stehende und zusammenkriechende (enge) und dabei klare Schrift ist der Typus des Geizes."

Diese wenigen aus hunderten herausgegriffenen Beispiele haben auch heute noch Geltung. Was Henze im besonderen über die Schrift des Geizigen sagt (und über viele andere Eigenschaften) ist weit exakter, umfassender als das, was spätere Autoren, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben, darüber zu sagen wußten.

Henze hat nicht nur, wie ihm nachgesagt wird, in gesucht geistreicher, schwülstiger, blumiger Sprache (er spricht z. B. von „schwarzdornigen", „veilchenblauen", „schwarzäugigen" Zügen, von „Buchstaben mit Sporen" und „sanft wie das junge Gras" usw.) seine Urteile abgegeben, sondern er gab sie, wo ausführliche Beurteilungen verlangt wurden, auf einem gedruckten Formular, das auf 62 Fragen klipp und klar mit Ja oder Nein, von ihm stets selbst geschrieben, antwortete. Bestimmter, eingehender und klarer kann man kaum zu Werke gehen. Freilich ein Charakterbild gab eine solche Fragebeantwortung nicht. — Bei seinem hervorragenden Gedächtnis für Handschriften und der genauen Charakterkenntnis deren Urheber wurde es ihm nicht schwer, eine ihm bis dahin fremde Schrift zu beurteilen, weil er alsbald eine Verwandtschaft zu irgend einer in seinem Gedächtnis ruhenden wahrnahm. Denn: ähnliche Handschriften, ähnliche Charaktere. Sein „System", aus dem oben einige Proben gegeben wurden, machte es ihm möglich, feinere Verschiedenheiten und etwaige Abweichungen von seinen im Gehirn aufgespeicherten „Meßbildern" richtig zu deuten.

Alles in allem: Henze war der erste große Praktiker und kein systemloser Gefühlsbeurteiler. Seine Bedeutung wird um so mehr anerkannt werden, je mehr man erkannt haben wird, daß die von den Franzosen übernommene Zeichendeuterei in die Irre führt.

Und damit kommen wir auf einen Zeitgenossen Henzes, auf den bereits genannten Abbé Jean Hippolyte Michon, Sohn eines Gutsbesitzers im Departement Corrèze (Frankreich); (geb. 1809, gest. 1881).

In Michon erblicken seine Anhänger und Nachfolger den Begründer der wissenschaftlichen lern- und lehrbaren Handschriftendeutung. Anscheinend mit Recht. Nach ihm wohnt in einem keulenförmigen, horizontalen t-Strich die Energie, in einem Häkchen an einem Schlußzuge oder t-Strich die Zähigkeit, in einem verknoteten t-Strich die Hartnäckigkeit, in einem dünnen, zarten t-Strich die Willensschwäche, in einem hoch über dem t schwebenden Strich (bei lateinischer Schrift) die Herrschsucht und so fort. Daß ein solches „System" der Zeichen leicht zu erlernen und leicht zu lehren ist, leuchtet ohne weiteres ein. Nur ist weniger einleuchtend, weshalb dies „wissenschaftlich" sein soll. Was Henze auf die ganze Schrift bezog — einerlei, welcher Buchstabe oder welche Formenelemente in Frage kamen — das zergliederte Michon, und so entstand eine Zeichendeuterei ohnegleichen. Daneben proklamierte seine Schule Zeichen als neu und bedeutsam, die nichts anderes sind als solche Erscheinungen, die durch schnelleres oder langsameres Schreiben entstehen. Hierfür die sehr anschaulichen Beispiele Fig. 13, 14 u. 15.

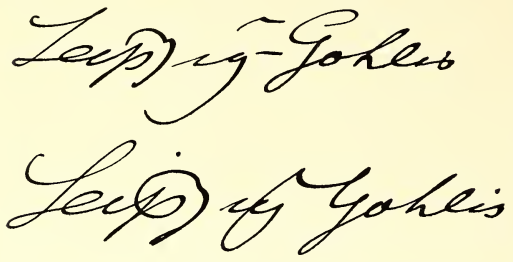


Fig. 13 u. 14. Beispiel einer Schriftänderung durch den Wechsel des Schreibtempos.

In dem ersten Abdruck ist nach Michon und seinen Nachfolgern das z ein Zeichen von Originalität, ebenso der i-Punkt in Form eines Zirkumflexes; der „säbelartige" Zug am g bedeutet Kampflust. Obwohl nun die letzte Deutung für den Schreiber der Wörter sicherlich zutrifft und die erste vielleicht auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, so ist dennoch die Entstehung der „Zeichen" auf nichts weiter als auf verändertes Schreibtempo zurückzuführen. Das geht aus dem zweiten Abdruck (Fig. 14) deutlich hervor. Hier erkennt man unzweideutig an der Verbindung des z mit dem p und des g mit dem G das erhöhte Schreibtempo. Der Urheber nahm sich nicht die Mühe, die Feder abzusetzen. Nur deswegen unterblieb der „Säbelstrich" am g und das Zirkumflex als i-Punkt. Die zweite Schriftprobe hätte also den Zeichendeutern weder die Kampflust noch die Originalität des Schreibers offenbart. Ganz ähnlich verhält es sich mit den beiden Wörtern „nichts" (Fig. 15).

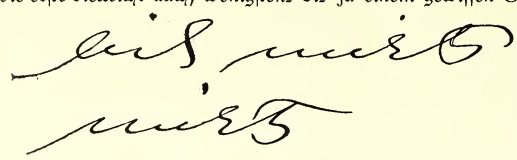


Fig. 15. Beispiel einer Schriftänderung durch den Wechsel des Schreibtempos im selben Schriftstück.

Hier sieht man, wie „Zeichen" entstehen — und wie leicht man sich täuschen kann, wenn man sich auf dieses System verläßt.

Die Schüler Michons waren päpstlicher als der Papst. Hatte jener schon Kopfschütteln erregt durch seine Definition von Genie und Talent (aus einer „harmonischen" Schrift spricht nach Michon das Genie, aus einer „weniger harmonischen" das Talent), so blieb es diesen vorbehalten, ihn noch zu übertreffen in der sogenannten „Resultanten-Theorie". Nach ihr folgert man aus einigen Eigenschaften eine weitere wichtige, für die ein spezielles Zeichen nicht vorhanden ist. So z. B. ergibt Egoismus plus Lüge und Willensschwäche Diebssinn. Unnötig

zu sagen, daß man egoistisch, verlogen und willensschwach sein kann, ohne ein Dieb zu werden, denn das hängt doch schließlich von äußeren Umständen ab. Der Satte hat keinen Anlaß zum Stehlen.

Mit einem Deutschen, dem bekannten Physiologen Prof. W. Preyer beginnt die wissenschaftliche Schriftdeutungskunde. Wohl stand Preyer, als er sein Werk „Zur Psychologie des Schreibens" verfaßte, noch stark im Banne der Zeichendeuterei. Doch ist daneben die neue Richtung bereits erkennbar, für die wir schon einige Jahre früher eingetreten waren, nämlich für die Vereinfachung und Zurückführung der sogenannten Zeichen auf nur wenige Grundprinzipien.

Im Geiste Preyers, ihn aber übertreffend, arbeiten einige Deutsche an der weiteren Fundamentierung der wissenschaftlichen Schriftdeutungskunde und zwar mit unleugbarem Erfolge. Die Resultate können den Laien, für welchen dieses Buch bestimmt ist, nicht interessieren, und für ihn sind die Arbeiten nicht unternommen. Überdies: Trockene Gelehrsamkeit gleicht dem Samen ohne Keimkraft. Ein wissenschaftlich tief grabender Theoretiker ist in der Praxis meist untauglich. Wie sagte doch einst ein praktischer Arzt, der ein wirklicher Heilkünstler war? „Professor X ist zwar eine weltbekannte Leuchte der medizinischen Wissenschaft — aber ich würde ihm keine Katze zur Heilung anvertrauen."

Einerlei jedoch: Heute haben Deutsche die Führung auf dem Gebiete des gesamten Schriftwesens, die Praktiker wie die Theoretiker. Das kann nicht bestritten werden. —

Die historische Gerechtigkeit gebietet es, an dieser Stelle auch derer zu gedenken, die in Deutschland für die Einführung und Verbreitung der Handschriftendeutungskunde das meiste beigetragen haben. Denn nur dadurch erst ist eine Weiterentwicklung möglich geworden. In Frankreich und in allen andern Kulturländern steht man heute noch auf dem Standpunkt der Zeichendeuterei, den bei uns nur die noch vertreten, denen es lediglich um die geschäftliche Seite der Ausübung zu tun ist oder vielleicht nur um einen interessanten Zeitvertreib in müßigen Stunden. Gedenken wir also derer, die die neue Lehre zu uns brachten und dadurch die Anregung zu ernstem Forschen gegeben haben. Prof. Preyer wäre wahrscheinlich nie dazu gelangt, sich für die Handschrift zu interessieren, wenn nicht der Verfasser dieses ihm die Möglichkeit der Charakterdeutung aus den Schriftzügen praktisch bewiesen hätte. Und ob auch andere, die heute sich der Schriftforschung in ernster Weise hingeben, sich dieser Materie gewidmet hätten ohne die Anregungen der ersten „Pioniere", ist doch sehr fraglich. Gedenken wir also in erster Linie Dr. Eugen Schwiedlands und seines Verlegers J. H. Schorer, in dessen Familienblatt die ersten Arbeiten aus der Feder Schwiedlands in Deutschland erschienen (Anfang der achtziger Jahre). Diese interessanten Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit der Gebildeten in hohem Grade. Schwiedland, heute Hofrat in Wien, wandte sich bald andern Studien zu und überließ es dem Verfasser, in „Schorers Familienblatt" weiter zu wirken, nachdem er noch ein sehr beachtenswertes Werkchen über die Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftendeutung herausgegeben hatte.

Um die selbe Zeit trat F. Bettex mit einer Artikelserie in „Über Land und Meer" hervor, die in knappster Form und geistreichster Weise die Schriftendeutung behandelte. Von ihm geht die Anregung zur Begründung einer neuen Theorie aus, die er in einem Briefe vom 31. Mai 1884 dem Verfasser dieses bekannt gab. „So wäre ich", schreibt er dort, „wenn ich überhaupt Zeit und Muße hätte, die Schriftdeutung ernstlich zu betreiben, für mich geneigt, von den empirisch gefundenen Zeichen mehr abzusehen und auf rein theoretischer Basis die Eigenschaften der Schrift a priori aus den uns aus Natur und Kunst bekannten symbolischen Bedeutungen der verschiedenen Linien zu bestimmen. . . . . Auf diesem Wege ließe sich eine gewissermaßen mathematisch, d. h. analytisch-geometrische Theorie der Handschriftendeutung geben." Verfasser ist diesen Anregungen gefolgt und hat sich bemüht, ein neues System darnach auszubauen. Er wird hiermit zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben, nachdem es lange Jahre hindurch seine Probe bestanden hat.

Grenzen der Deutungsfähigkeit.

Nicht jede beliebige Schrift eignet sich zur Beurteilung. Die rein kalligraphische z. B. kann nicht die Individualität ihres Erzeugers tragen. Wohl schreiben selbst zwei Kalligraphen nicht vollkommen gleich; stets werden sich kleine Unterschiede in der Höhe, Ausdehnung, Stärke usw.

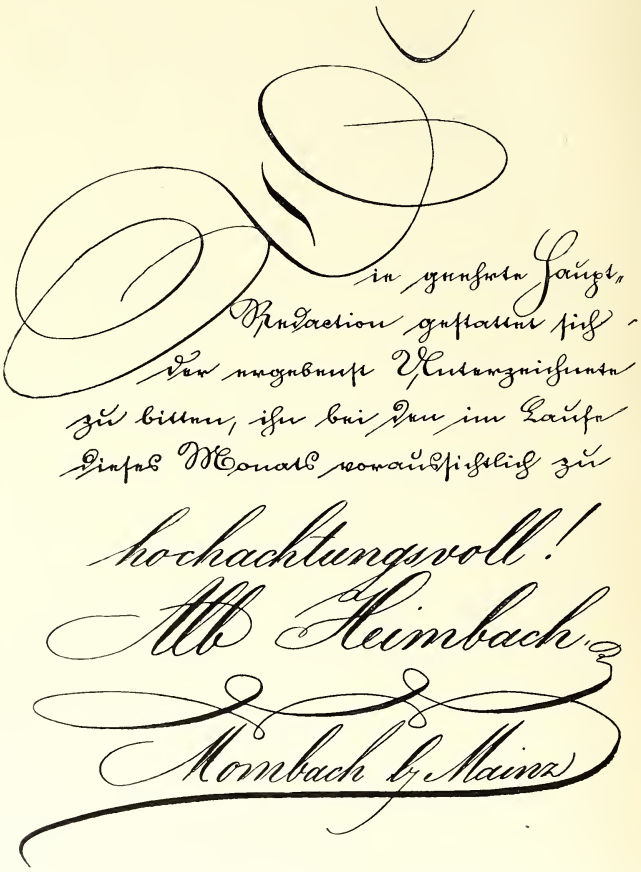


Fig. 16 u. 17. Beispiele kalligraphischer Schrift.

finden. Aber solch' geringe Differenzen verraten doch nur wenig vom Wesen der Schreiber, selbst wenn die Produkte so verschieden sind wie die vorstehenden beiden Proben kalligraphischer Schrift (Fig. 16 u. 17).

Obgleich die erste eine Beamten-, die zweite eine kaufmännische Schrift darstellt, so folgt daraus noch nicht, daß die beiden Schreiber jenen Berufen angehören. Es wird lediglich von ihrem Willen und dem Grade ihrer Übung abhängen, daß der Kaufmann die Beamten-, der Beamte die kaufmännische Schrift produziert.

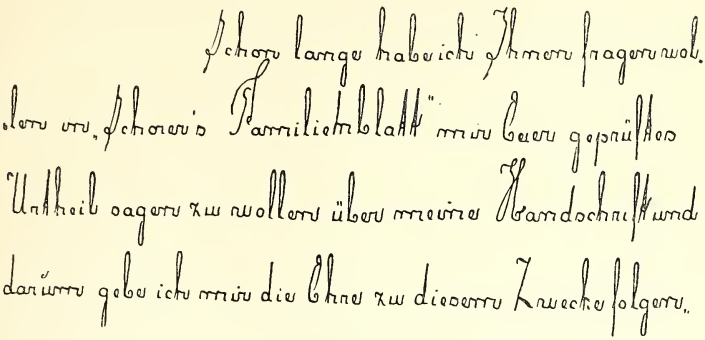


Fig. 18. Stark stilisierte Schrift.

Der Wille also, etwas zeichnerisch hervorzubringen, bestimmter gesagt: die Willkür, beliebige Formen zu gestalten, ist das Moment, das die Deutungsmöglichkeit beschränkt und selbst ganz unmöglich macht. Aber schon die Aufmerksamkeit auf das Formen der Buchstaben beim

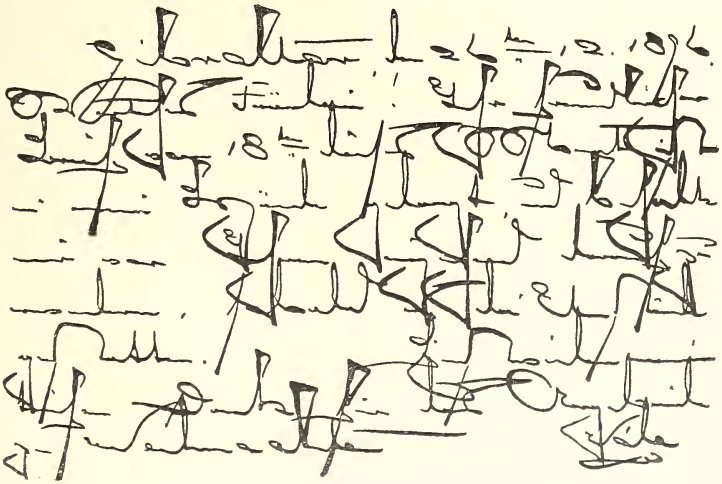


Fig. 19. Stilisierte Schrift eines bizarren extravaganten Charakters.

Schreiben gibt der Handschrift ein anderes Gepräge. Wenn wir besser, „schöner" als gewöhnlich schreiben wollen, so verfallen wir mehr oder weniger bewußt auf die Schulformen. Die Schrift wird meist ein wenig steiler; die Druckbetätigung stärker; die einzelnen Buchstaben werden mehr getrennt

von einander geschrieben; sonst gewohnte Schleifen und Schnörkel verschwinden mehr oder weniger. Kurz: die ganze Schrift erhält mehr das Gepräge der Schulschrift oder auch desjenigen Schriftcharakters, den wir uns vorgenommen haben zu schreiben. Das kann z. B. die Probe Fig. 18 sein, sofern unsere Schreibgewandtheit und Selbstbeherrschung ausreicht. Möglich, daß der Urheber dieser Handschrift in mittelalterlichen Schriften Bescheid weiß (mit denen sie in gewissem Grade Ähnlichkeit hat). Sicher ist das nicht. Man kann also nichts aus ihr folgern, was mit dem Charakter und Wesen des Schreibers zu tun hätte. Nur die Zartheit des druckstellenlosen Federzuges könnte für eine Beurteilung verwertet werden und einige Züge, die dem Geschmack des Urhebers kein gutes Zeugnis ausstellen. Das eine allerdings ist klar: er hat auffallen wollen, und schreibt er gewöhnlich so, dann ist es ein gezierter und geschraubter Mensch. In weit höherem Grade gilt dies von der Probe Fig. 19 auf Seite 17.

Das ist nicht etwa eine arabische oder persische Handschrift, sondern eine deutsche! Man kann sie sogar lesen. Hier hat man es jedenfalls mit einem Hysteriker zu tun, der um jeden Preis auffallen, gesehen, bewundert werden will. Ein normales Hirn kann unmöglich so schreiben.

Das folgende Beispiel Fig. 20 erinnert einigermaßen an die griechischen Typen; besonders auffällig sind die weit getrennt stehenden Buchstaben.

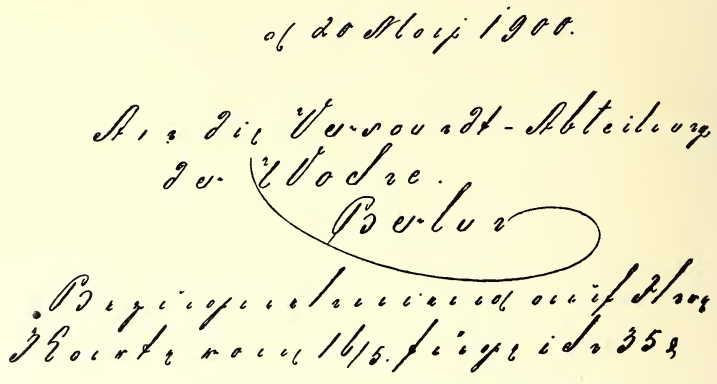


Fig. 20. Stilisierte Schrift eines gezierten Menschen.

Hieraus spricht der gezierte Mensch, der Würde erstrebt, die ihm innerlich durchaus fehlt.

Wie ganz anders als diese gesuchten, kuriosen und geschmacklosen Schriften stellen sich die stilisierten Schriften von ästhetisch empfindenden Menschen dar! Es sei hier verwiesen auf die Probe von Melchior Lechters Hand, dem bekannten Maler, der die Glasmalerei zu neuem Leben erweckte (Fig. 21). Seine gotisch umgestaltete Schrift deckt sich völlig mit der Art seiner Kunstbetätigung.

Felix Dahn schreibt gleichfalls eine stilisierte Schrift. Die Großbuchstaben haben Pathos und Würde (Fig. 22 auf Seite 20).

Schließlich ein Beispiel gekünstelter Schrift. Ihr Urheber bildet sich sicherlich auf ihre Schönheit viel ein; er ahnt offenbar nicht, wie eitel, geziert und gespreizt sie auf den Beschauer wirkt. Auch dieser „Künstler" ist den Hysterikern zuzuzählen. Er will durchaus anders sein als seine Umgebung und setzt alles daran, beachtet zu werden (Fig. 23, Seite 21).

Wir sehen aus diesen wenigen Proben, daß kalligraphische und stilisierte Handschriften stets ein Gemeinsames haben: die Selbstbeherrschung. Ihre Urheber müssen ihre Aufmerksamkeit unausgesetzt auf die Form richten, während sie schreiben. Sie schreiben demnach nicht, wie die Mehrzahl der Menschen, mehr oder weniger automatisch, sondern jeden Buchstaben

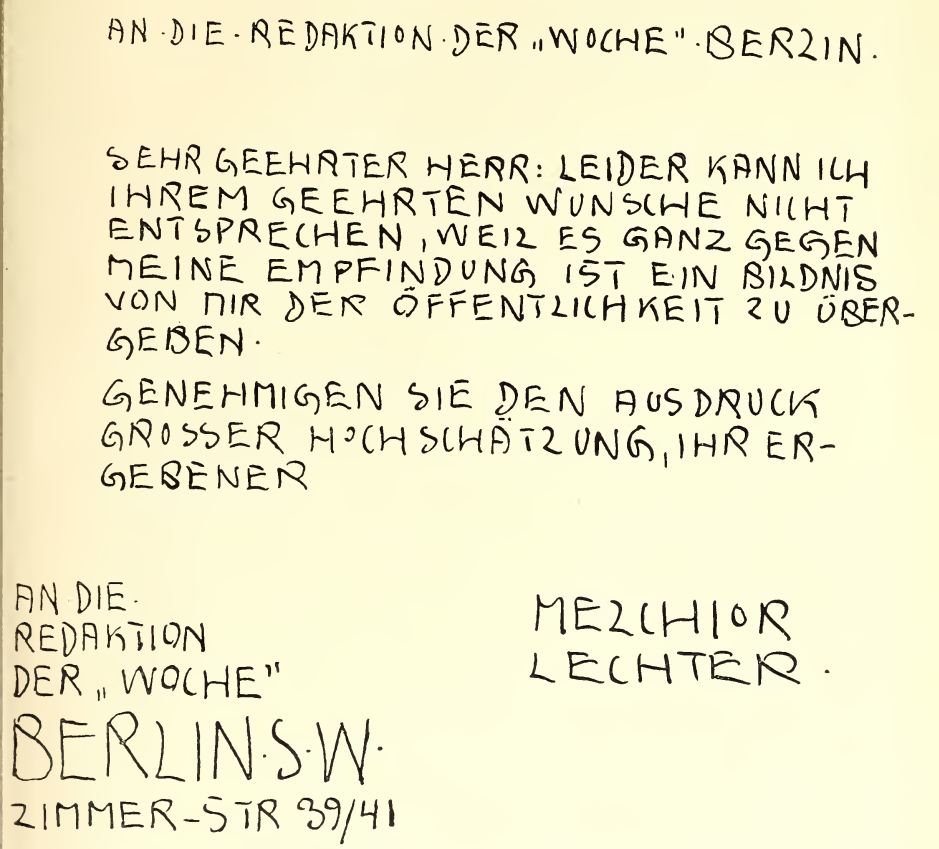


Fig. 21. Stilisierte Schrift eines Künstlers.

bewußt nach ihrem Leitbild, das zu erreichen sie bestrebt sind. Das aber kann nur geschehen bei Beobachtung strenger Selbstbeherrschung. Wollte man nun hieraus schließen, daß die Besitzer solcher Handschriften sich im allgemeinen und unter allen Umständen zu beherrschen vermöchten, so würde man ohne Zweifel bei manchen irren. Erst wenn man die Gewißheit hat, daß jemand stets in der gedachten Weise schreibt und kaum noch anders kann — daß ihm also die kalligraphische oder stilisierte Handschrift gewissermaßen zur zweiten Natur geworden ist — erst dann kann man den Schluß auf allgemeine Selbstbeherrschung wagen. Diese Gewißheit indes erlangt man nur

durch Prüfung und Vergleichung einer möglichst großen Anzahl von Schriftproben einer Person. Sie sollen aus verschiedenen Zeiten stammen und nicht eigens für die Charakterdeutung geschrieben sein. Am geeignetsten erweisen sich intime Briefe, flüchtige Notizen, Aufzeichnungen und auf ähnliche Weise entstandene Schriftstücke.

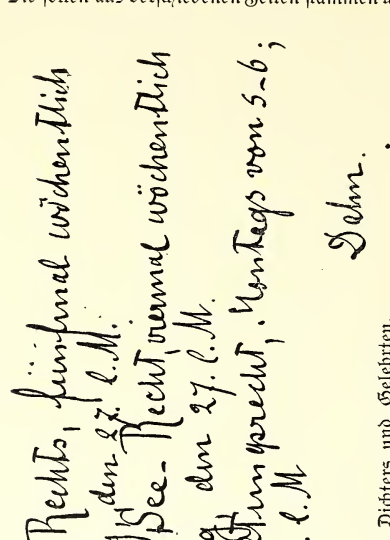

1. Geschichte des deutschen Rechts, fünfmal wöchentlich von 11–12. Anfang: Montag den 27. l.M.
2. Deutsches Handels- und See-Recht, viermal wöchentlich von 12–1. Anfang: Montag den 27. l.M.
3. Juristisches Selbstverwaltungsrecht, Montags von 5–6; Anfang: Montag, den 27. l.M.
Königsberg 18. N. 85. Dehn.

Fig. 22. Stilisierte Schrift eines Dichters und Gelehrten.

Dem Leser hat sich gewiß die Frage schon aufgedrängt, welche Gründe jemand haben könne, stets kalligraphisch oder stilisiert zu schreiben? Bei dem einen sind es, wie wir gesehen haben, Gründe recht unwürdiger Natur: Eitelkeit, Aufdringlichkeit, Renommisterei usw., bei dem andern sind es solche ästhetischer Art, bei dem dritten schafft sie der Beruf, so beim Schreiber, Bureaubeamten, Kaufmann.

Die Vorbedingung für alle aber ist die Unterdrückung des ursprünglichen Temperaments. Wem die gelang — und sie gelingt auf die Dauer nur denen einigermaßen, deren Beruf eine „schöne" Handschrift erfordert — der hat sicherlich Einbuße an seiner Individualität erlitten, der ist keine Persönlichkeit, kein Charakter. Nie hat ein hervorragender Geist kalligraphisch geschrieben. Denn hervorragend, bedeutend ist man nur kraft seines Temperaments. Wohl aber schreiben bedeutende Persönlichkeiten vielfach stilisiert. Es ist dann immer aber ihre stilisierte Handschrift, niemals eine konventionelle wie beim kalligraphisch Schreibenden. Woraus erhellt, daß die stilisierte Schrift stets noch individuell gefärbt ist. Nur deshalb vermochten wir oben aus den reproduzierten monströsen Gebilden (Fig. 18, 19, 20 und 23) verschiedene Eigenschaften und Zustände herauszulesen.

Es gibt noch andere Schriftprodukte, die ihre Prägung der Selbstbeherrschung, der Selbstzucht verdanken. Das eine nennen wir die Zuchtschrift. Sie ist weder kalligraphisch noch stilisiert. Sie hat einen unauffälligen Ausdruck, will nicht hervortreten und nicht ästhetisch wirken oder dies doch nur nebenbei. Sie charakterisiert sich durch ein gewisses Ebenmaß, durch Einfachheit und Ruhe. Es ist die Schrift der „klugen" abwägenden, vorsichtigen, strebsamen Leute, die wohl wissen, daß ein ungezügeltes Temperament, das „sich gehen lassen" keinen Nutzen bringt.

Die folgende Schriftprobe Fig. 24, Seite 21, rührt von einem jungen Pfarrer her. Man beachte die Regelmäßigkeit, Klarheit und die Geradlinigkeit. Wenn irgend jemand Ur-

sache hat, Selbstbeherrschung zu üben, „die Würde seines Standes zu wahren", so ist es der Geistliche, der Lehrer und Erzieher. So erklärt es sich, daß bei diesen die Zuchtschrift vorherrschend ist. Aber sie findet sich in allen Ständen und Berufen. Typische Beispiele bilden u. a. die Handschriften von Gustav Freytag Fig. 25; Wilhelm Jensen Fig. 26, S. 22.

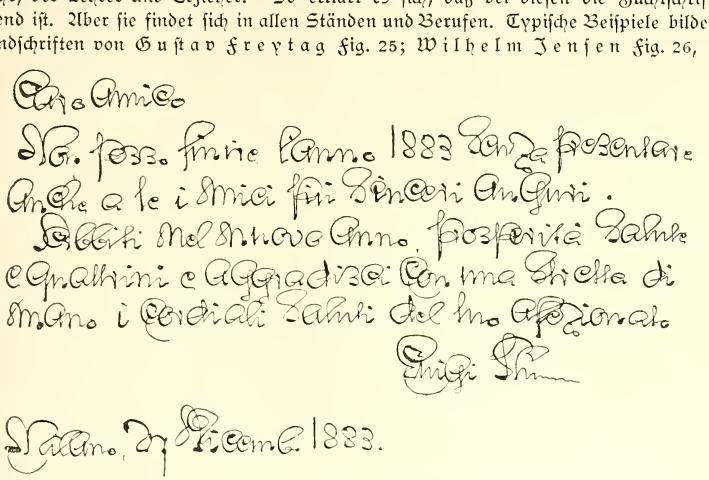


Fig. 23. Gekünstelte Schrift eines Hysterikers.

Sehr häufig findet sie sich bei Beamten aller Kategorien, bei Technikern, Kaufleuten usw. Vielfach auch bei Offizieren. Als Beispiel aus diesen Kreisen sei auf die Proben Fig. 27, Seite 23, verwiesen.

Die auffälligen Druckstellen sind kein notwendiger Bestandteil einer Zuchtschrift. Hier sollen sie Energie, Festigkeit vortäuschen, da sie im Gegensatz zu den zarten Klein-

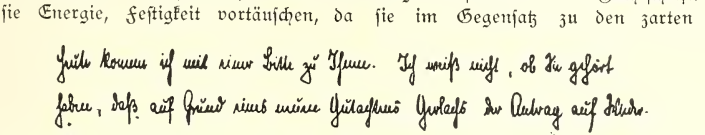


Fig. 24. Zuchtschrift eines jungen Geistlichen.

buchstaben stehen. Schrägliegende Zuchtschriften sind durchschnittlich selten. Bezeichnend für sie ist im Gegenteil die steile Lage. Die weitaus meisten steilen und nach links geneigten, „verstellten" Handschriften sind Zuchtschriften.

Die letzte Kategorie der durch den „Willen zur Form" beeinflußten Schriften fällt streng genommen nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen. Es sind die verstellten Schreibleistungen der anonymen Briefschreiber. Sie sollen hier nur kurz gestreift werden. Mancherlei ist zur Reform der Schriftvergleichung geschrieben worden, doch nur sehr wenig von Belang, was übrigens auch von Experimenten gilt, die man vorgenommen hat, um das Verstellungsprinzip der auf Kommando Schreibenden zu ermitteln. Wer Schmähbriefe schreiben und seine Schrift unkenntlich machen, verstellen will, tut dies aus höchst eigener Initiative und durch Mittel, von

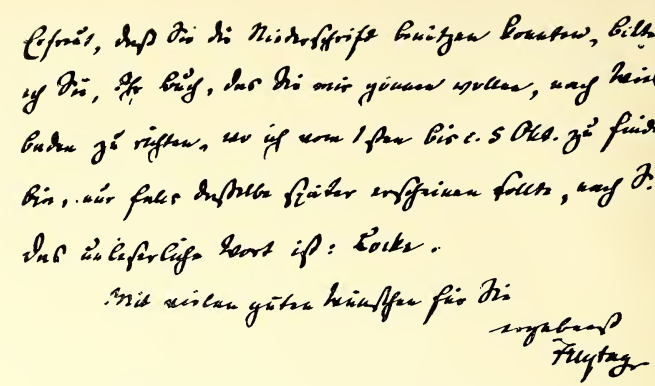


Fig. 25. Zuchtschrift eines Schriftstellers.

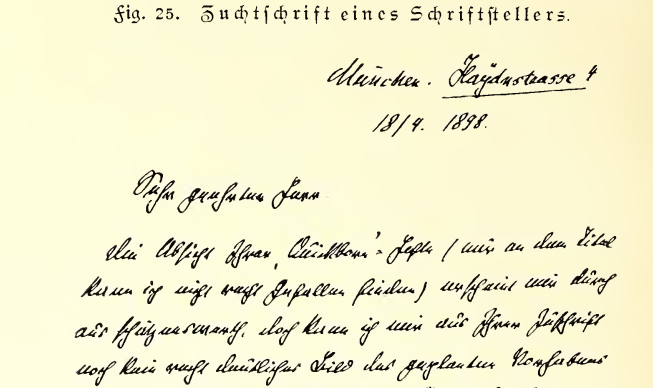


Fig. 26. Zuchtschrift eines Schriftstellers.

deren Anwendung er glaubt, seine Autorschaft am besten verbergen zu können. Hierbei wird nun ein Prinzip wirksam, das zu entdecken eigentlich Sache der Kriminalisten und Psychologen gewesen wäre. Wir haben es vor etwa fünfzehn Jahren erkannt und es das „Prinzip der Gegensätzlichkeit" genannt.

Beim Schreiben äußert es sich kurz gesagt wie folgt: Wer eine große Handschrift hat, schreibt beim Verstellen klein; der Dickschreiber schreibt dünn; der Rundschreiber eckig; der Weitschreiber eng usw. Die gewöhnlichste Art der Schriftverstellung besteht bei Schrägschreibern — und das sind weitaus die meisten Personen — in der Umkehrung der Schriftlage. Ebenfalls häufig findet man die Lateinschrift gegensätzlich zur deutschen als Verstellungsmittel. Das Walten jenes Prinzips ist, wenn auch selten, selbst in der gegensätzlichen Ausführung von Buchstabenelementen anzutreffen. (Große: kleine Schleifen; lange: kurze Unterlängen; große:

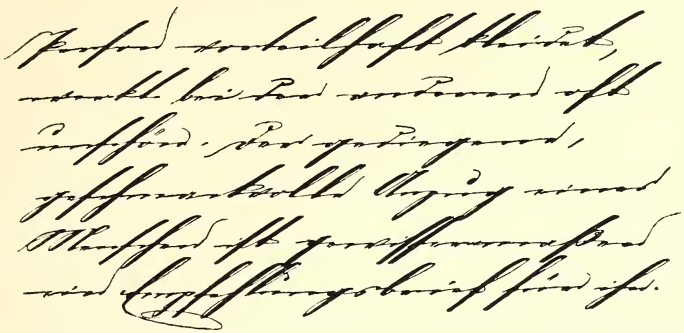


Fig. 27. Zuchtschrift eines Beamten.

kleine Einleitungszüge usw.) Nicht immer sind solche Gegensätze leicht zu finden, da natürlich nur die Formen gegensätzlich verändert werden, die von den betr. Schreibern selbst als für sie charakteristisch angesehen wurden. Dies können mitunter solche sein, die der Schriftkenner als ganz alltägliche bezeichnen muß. Als Regel kann man aufstellen, daß eine verstellte anonyme Handschrift, in der man keine konsequenten Gegensätze zu der des Beschuldigten nachweisen kann, a priori wenig verdächtig ist, von ihm geschrieben zu sein.

Die konsequente Anwendung von Schulschrift in anonymen Briefen wird bei gewandten Schreibern vielfach angetroffen, weil diese eine ungewandte vortäuschen möchten. Bei gut durchgeführter Schulschrift ist ein Identitätsnachweis mitunter ganz unmöglich. Dies gilt auch von allen gezeichneten Druckschriften. Versagt hier die Vergleichung der Formen, so kommt es darauf an, gewisse Schreibgewohnheiten, Hoch- oder Tiefstellen einzelner Buchstaben, die Winkel der Ecken, ferner auch Lageschwankungen usw. festzustellen. Daß ein Beweis selbst bei langsam gezeichneter Schrift und passendem Vergleichsmaterial mitunter möglich ist, ergab sich in dem vielbesprochenen Prozeß Hau dadurch, daß der Angeklagte die Richtigkeit des Gutachtens (vom Verfasser) zugab.

Von den beiden Nachbildungen der sogenannten Pariser Depesche, Fig. 28 auf Seite 24, stellt die erste die Abbildung des Originals, die zweite die einer Probeschrift dar, die auf unsere Anregung von Hau angefertigt worden war. Am charakteristischsten darin ist das L. Man beachte auch das niedrige O bei „Molitor", die Entfernung vom L zum G in „Olga" usw. —

Die letzte Kategorie der Schriften, die eine vollständige Ausdeutung nicht zulassen, ist die Handschrift der ungebildeten, wenig schreibgewandten Personen der Tagelöhner, Arbeiter, Hand-

werker, Händler, Matrosen usw. Jedermann kennt sie. Daher mag die eine Probe genügen (Fig. 29, Seite 25).

Diese Schrift rührt von einem Bauern her, der kaum des Lesens und Schreibens fähig ist. Orthographie und Ausdrucksweise stehen auf gleicher „Höhe" mit der Schrift. Er besitzt ursprüngliche Energie, hat jedoch nur Interesse für Jagd und Fischerei. Freunden unfreiwilligen Humors sei das Lesen des Briefes empfohlen.

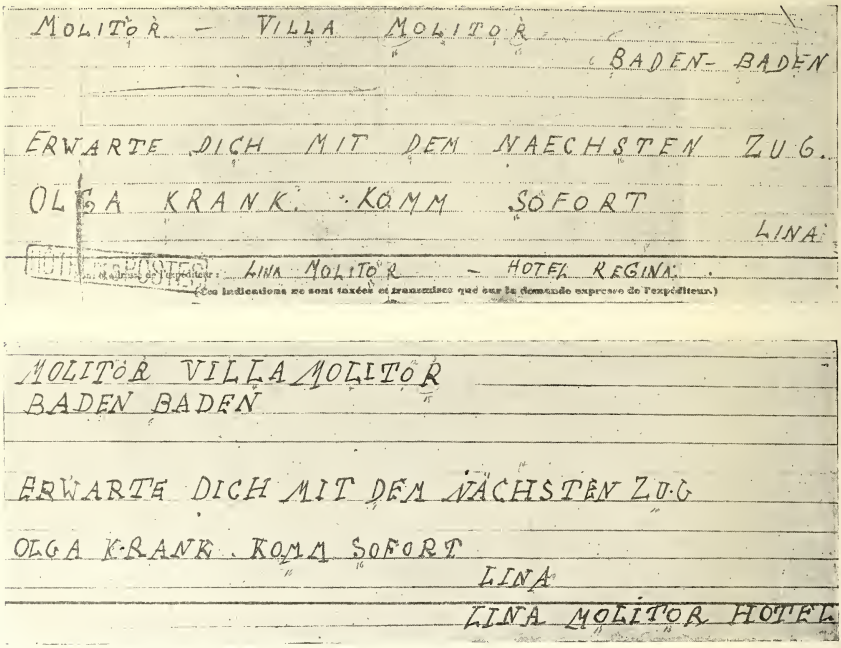


Fig. 28. Aus dem Mordprozeß Hau.

Die unausgebildete, unfertige Schrift ist keineswegs immer ein Beweis mangelnder Intelligenz und Bildungsfähigkeit. Sie verrät uns nur die Tatsache mangelhafter schulmäßiger Ausbildung.

Fassen wir die obigen Ausführungen kurz zusammen, so gelangen wir zu folgenden Sätzen: Es sind fünf Grade der verminderten Deutungsmöglichkeit zu unterscheiden,

1. Die kalligraphische Schrift;
2. Die stilisierte Schrift;
3. Die Zuchtschrift;
4. Die verstellte Schrift;
5. Die unausgebildete, unfertige Schrift.

Die kalligraphische Schrift, wozu auch Rund- und Zierschriften zu rechnen sind, ist der Beurteilung am wenigsten zugänglich; sie muß im allgemeinen als ungeeignet gelten.

Die stilisierte Schrift bietet der Deutung ungleich mehr.

Die Zuchtschrift ist im allgemeinen deutungsfähig.

Die verstellte Schrift ist je nach dem Grade der Verstellung ungeeignet oder sie gibt nur geringe Anhaltspunkte.

Die unausgebildete, unfertige Schrift ist der Beurteilung je nach dem Umfange der Ausbildung mehr oder weniger zugänglich.

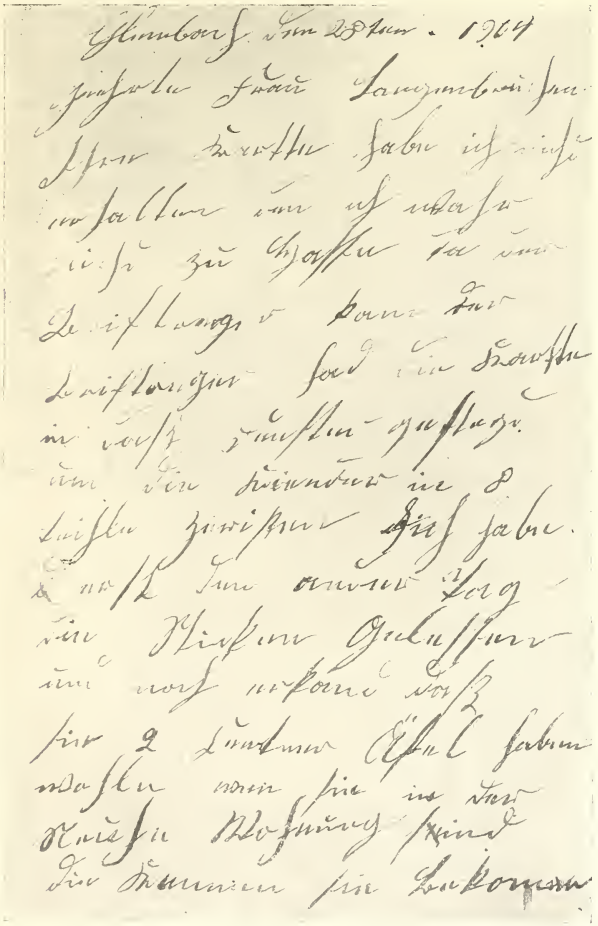


Fig. 29. Probe einer unausgebildeten Schrift.

Was nach dieser Sichtung übrig bleibt, das ist die große Zahl der freien, natürlichen, „hingeworfenen" Schriften, vorzüglich

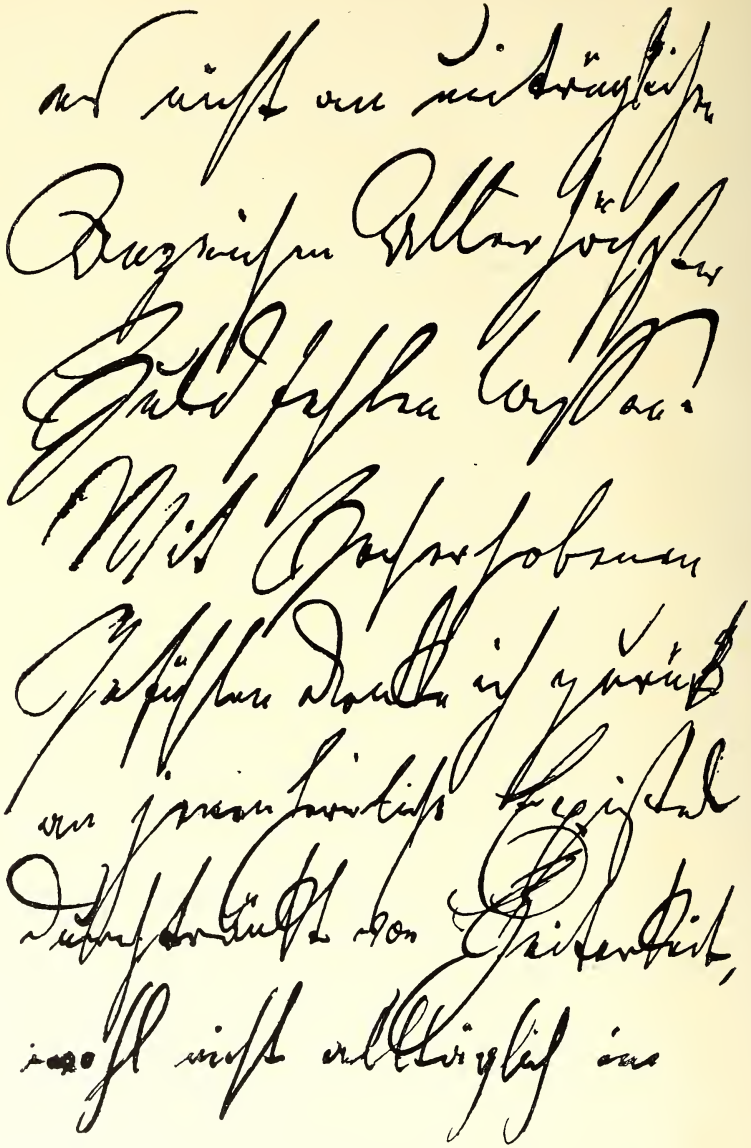


Fig. 30. Vollkommen natürliche Schrift. (Adolf Menzel.)

der temperamentvollen Personen. Nur in diesen ist der Charakter nackt, ohne die Bekleidungsstücke der Selbstbeherrschung, der Willkür, der Verstellung u. dergl. zu sehen.

Beispiele solcher Schriften bringen wir in großer Zahl. An dieser Stelle mag die Handschrift Adolf Menzels (Fig. 30) als eine der besten Proben dienen. Zu beachten bleibt noch folgendes:

Jede Handschrift kann durch vier Momente beeinflußt werden:

1. Durch seelische oder psychologische,
2. durch körperliche oder physiologische,
3. durch krankhafte oder pathologische und
4. durch äußere Einflüsse wie Schreibmaterial (Federn, Tinte, Papier), Stellung und Raum während des Schreibens.

Zu 1 sei bemerkt, daß Stimmungen, Affekte naturgemäß die Schriftzüge beeinflussen;

Zu 2, daß die Begleiterscheinungen des Alterns, Verringerung der Sehkraft, Ermüdung nach langer oder schwerer Arbeit, Erregung durch Alkohol, Tabak usw. der Schrift ihren Stempel aufdrücken;

Zu 3, daß Erkrankung die Handschrift sehr erheblich, bis zur völligen Unleserlichkeit verändern kann;

Zu 4, daß die Benutzung ungewohnter Federn und Schreib-

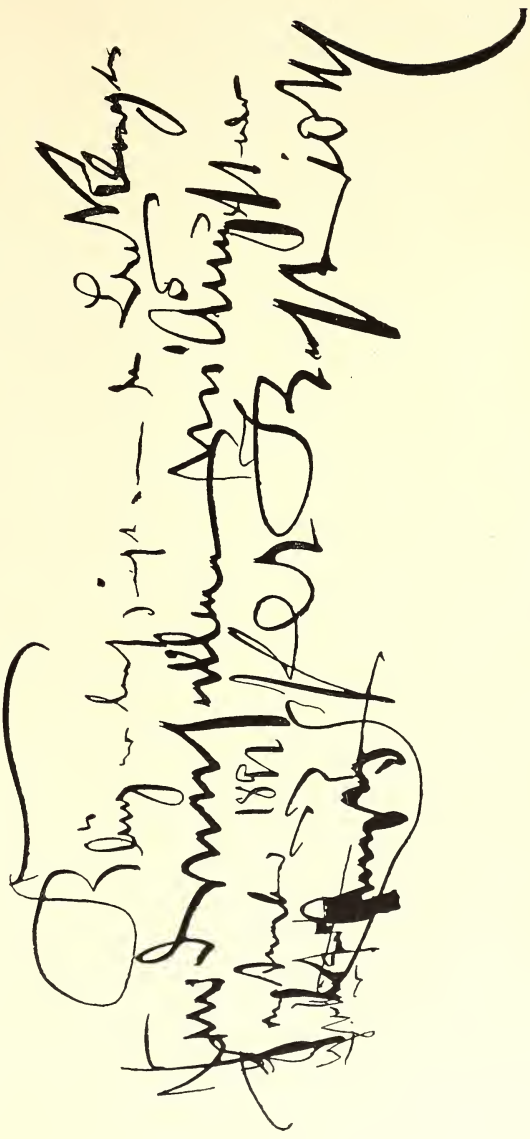


Fig. 31. Schrift eines Betrunkenen.

papiere, behinderte Stellung während des Schreibens usw. das Bild der Schrift verundeutlichen können.

Um auch hierzu ein Beispiel zu geben — wir kommen später eingehend auf diese Erscheinungen zurück — sei die linkshändige Schrift eines Rechtsanwalts, die er in der Trunkenheit (trunken aus Freude über eine erzielte Freisprechung, mehr aber noch von Pfälzer Weinen) produzierte (Fig. 31, Seite 27).

Natürlich unterliegen nicht alle Personen solchen Einflüssen gleichmäßig. Der eine kann bekanntlich mehr, der andere weniger „vertragen". Der leicht erregbare, sensitive Mensch reagiert leichter als der ruhig-gleichmütige mit starken Nerven auf die angegebenen Einflüsse. Und damit kommen wir zu der sogenannten Schwankungszone. Nicht die Schwankungszone des Betrunkenen ist hier gemeint, sondern die Erscheinung, die der Leser selbst schon an seiner Handschrift bemerkt haben wird, wenn er z. B. Unterschriften leistete. Nie ist eine der andern völlig gleich; sie differieren stets. Bei dem einen weniger, beim andern mehr. Der ruhige, gesetzte, gleichmäßige Charakter wie auch der wenig Interessen besitzende, einseitige, ungewandte Schreiber hat eine gleichmäßigere Schrift, eine engere Schwankungszone als der temperamentvolle, leicht erregbare, vielseitig gebildete. Bei diesem kann die Zone so weit sein, daß er unter Umständen seine eigene Unterschrift nicht wiedererkennt.

Aus alledem geht hervor, daß man, um aus einer Handschrift den Charakter des Schreibers zu lesen, möglichst viel Material, und zwar aus den verschiedensten Zeiten herrührend, zur Verfügung haben muß, obgleich mitunter wenige Zeilen oder gar eine Unterschrift genügen.

Ränder- und Zeilenbildung.

Für den Beurteiler ist nichts ohne Bedeutung an einem Manuskript. Er hat zu beachten außer den Schriftzügen selbst die Ränder- und Zeilenform, die Verteilung der Schriftmasse über den Raum usw. Wie es Leute gibt, die sich nur in kleinen, mehr oder weniger beengten, einfachen Zimmern „gemütlich" fühlen, so gibt es auch solche, die viel Raum für sich beanspruchen und möglichst große, „repräsentative" Wohnräume wählen. Ähnlich verhält es sich mit der Wahl der Briefbogengröße, der Breite der Randbildung, Weite der Zeilenführung u. dgl. Wer seine Schrift weit und breit auseinanderzieht, muß notwendig ein Feind der Postkarten, Kartenbriefe und dgl. sein. Er wählt große Bogen und entsprechend breite Kuverts. Der eng und klein Schreibende verfährt umgekehrt, falls nicht besondere Gründe der Repräsentation, der Wunsch einen „vornehmen Eindruck" zu machen oder sein Geschmack entgegenstehen. Die Höhe und Weite einer Handschrift wird von der zur Verfügung stehenden größeren oder kleineren Schreibfläche beeinflußt. Dies Moment fällt auch noch unter den Begriff der äußeren Umstände, wovon im vorigen Kapitel die Rede war. Eigentlich aber insofern nicht, als der Schreibende bei freier Wahl eben nur ihm passende Papiergrößen wählen wird, wie ja auch gemeinhin jeder Mensch die Feder benutzt, die ihm „liegt". Aus dieser Wahl spricht also schon etwas Individuelles. Weit mehr noch gilt dies von der Verteilung der Schriftmasse auf dem Papier.

Wer die Anrede eines Briefes sehr tief setzt, oben also viel Raum freiläßt, ist ein bescheidener Mensch, der sich unterzuordnen versteht. Das Umgekehrte gilt von dem, der oben hoch mit der

Überschrift beginnt. Sehr ausgeprägt sieht man das häufig an den Adressen auf den Kuverts. Das folgende Beispiel, Fig. 32, zeigt die Art der Placierung der Schrift einer bescheidenen Natur.

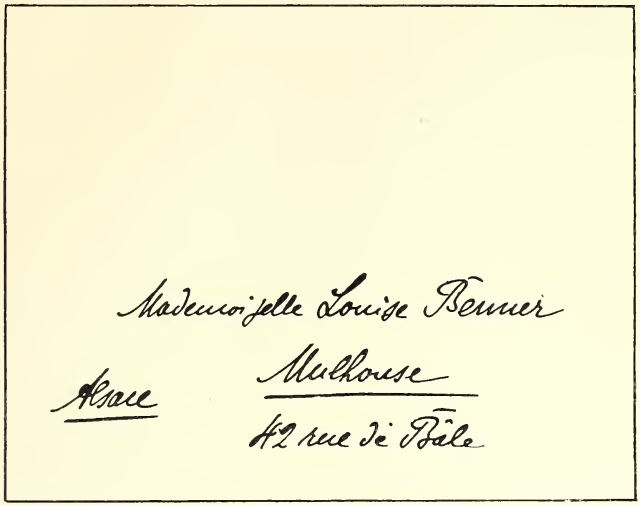


Fig. 32. Bescheidenheit.

Fig. 33 hingegen veranschaulicht nicht gerade ein stark entwickeltes Selbstgefühl, aber doch einen anspruchsvollen Menschen. Der wirklich Selbstbewußte würde (abgesehen von „Herrn") alles höher hinaufgerückt haben, so daß die Straßenbezeichnung etwa an die Stelle des „Hier" Platz gefunden hätte.

Dieses Beispiel leitet zu andern Eigenschaften über, die aus der Placierung zu entnehmen sind. Es fällt wohl jedem Betrachter auf, daß der Name, Fig. 33, obwohl sehr zusammengedrängt geschrieben, fast genau in der Mitte steht, so daß rechts und links davon viel Raum frei blieb. So pflegen Leute zu schreiben, die mit einer gewissen Überlegung vorgehen. Es kommt bei solchen sogar vor, daß die ganze Schriftmasse nach links gerückt, mithin die Hälfte des Kuverts nicht in Anspruch genommen wird.

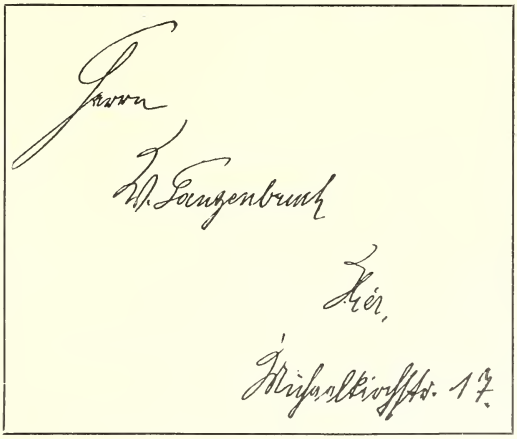
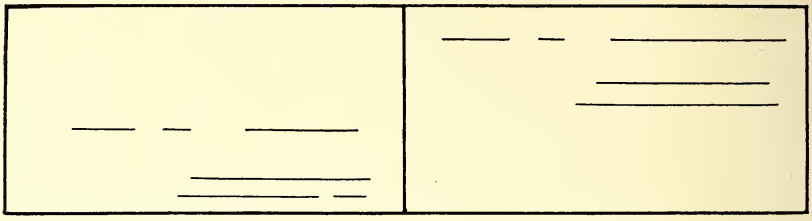


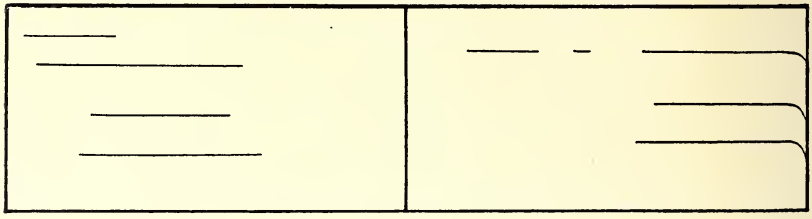
Fig. 33. Überlegung, Vorsicht.

Das sind die Zögernden, Bedenklichen, Unentschlossenen, die stets fürchten (ohne es sich dessen bewußt zu sein) sich zu übereilen. In diesem Empfinden beginnen sie so weit links, wie nur möglich, um sicher mit dem Raume auszukommen.

Wer umgekehrt vorgeht, wer also etwa in der Mitte des Kuvertraumes anfängt, ist bei längeren Namen oft genötigt, die Endung an den rechtsseitigen Rand zu quetschen und selbst nach unten zu führen. Aus dieser Unterschätzung des Raumbedarfs spricht eine allgemeine Unterschätzung der Ansprüche, die andere, Vorgesetzte, Verwandte usw., an jene Personen stellen. Sie sind mehr oder weniger sorglos, eifrig, impulsiv, optimistisch usw. Um den Leser nicht durch die Schriftformen zu verwirren, geben wir schematische Darstellungen mit den entsprechenden Unterschriften (Fig. 34).



Bescheidenheit. Stolz.



Überlegung. Fig. 34. Sorglosigkeit.

Was hier von der Placierung der Adressen gesagt wurde, gilt natürlich auch von den Manuskripten überhaupt, wie oben bereits angedeutet wurde. Nur sprechen hier noch andere Momente mit. So kann die Mode es bewirken, daß ihre Anhänger mit breiter oder keiner Randbildung schreiben. Der gute Geschmack wird aber trotzdem „anständige" Ränder formen. Auch das Gefühl für Symmetrie sorgt dafür bei manchen Personen.

Wer breite Ränder bildet, tut das sicherlich nicht in der Empfindung der Kleinlichkeit und Knauserigkeit. Das Gegenteil herrscht bei ihm vor. Der engherzige, kleinliche, sorgsame, sparsame Mensch liebt die schmalen Ränder.

Von der Zeilenweite gilt im allgemeinen das selbe. Weite Zeilen und breite Ränder bedeuten das Streben nach einer gewissen Vornehmheit, Repräsentanz, Würde. Enge Zeilenführung besagt das Gegenteil. Diese wird von engherzigen, sparsamen Leuten bevorzugt, die auf Geschmack und auch auf Vornehmheit keinen Anspruch erheben. Extreme nach der einen oder anderen Richtung können bestimmte Irrsinnsformen anzeigen. Dies wird im Kapitel über pathologische Schriften näher erörtert werden.

Neben der Zeilenbildung spielen auch die Zwischenräume (von einem Wort zum andern)

eine Rolle. Weite Zwischenräume sind den weiten Zeilen im allgemeinen gleich zu bewerten. Ebenso die engen den engen Zeilen. Der Umstand, daß große Zwischenräume die einzelnen Wörter sehr klar hervortreten lassen, entspringt wohl auch dem Streben nach Klarheit oder doch dem Wunsch, so zu erscheinen. Denn diese Art der Zwischenräume kommt nur in Zuchtschriften vor. Gewöhnlich sind schmale Ränder mit engen Zeilen und kleinen Wortzwischenräumen vereint. Von den breiten gilt das gleiche im umgekehrten Sinne. Das Klischee Fig. 35 veranschaulicht die großen Zwischenräume.

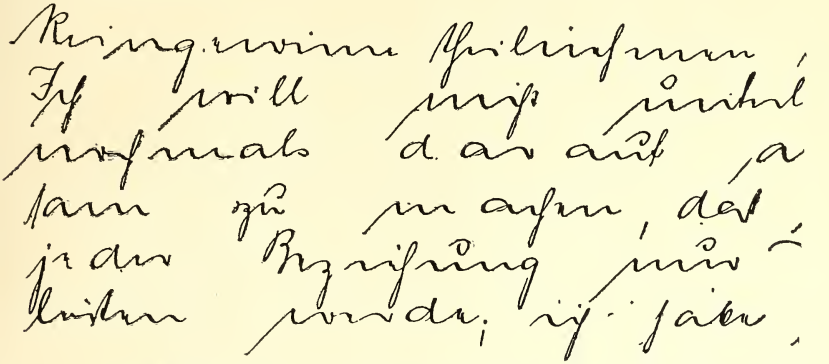


Fig. 35. Große Zwischenräume in einer Zuchtschrift: Anspruch auf Geistesklarheit.

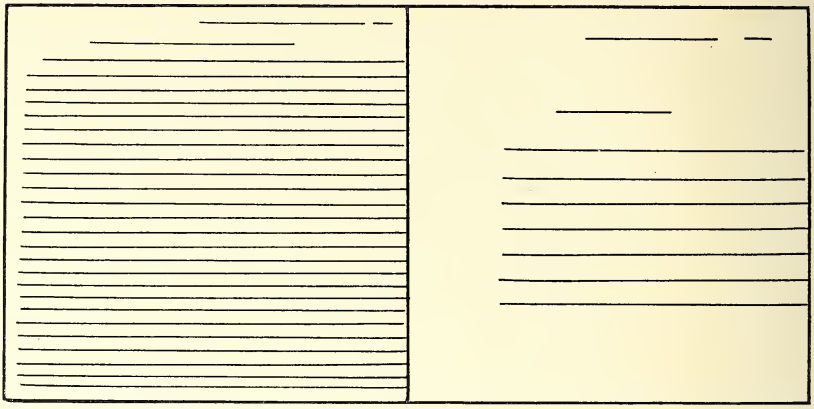
Es gibt indessen sehr viele Ausnahmen, d. h. schmale Ränder bei weiter Zeilenführung und umgekehrt. Bei ihnen erscheint die Harmonie gestört. Es ist gewöhnlich dort der Fall, wo man aus irgend welchen Gründen sich instinktmäßig anders geben will, als man wirklich ist. Bei Zuchtschriften trifft dies am meisten zu. Wir haben also in dieser Disharmonie ein Warnungszeichen, achtzugeben, ob man eine mit Überlegung produzierte Schrift vor sich hat oder nicht. —

Um unsere Ausführungen zu veranschaulichen, mag wieder eine schematische Darstellung (Fig. 36, Seite 32) Platz finden, obwohl in diesem Buche Beispiele jener Art zu finden sind.

Die Rand- und Zeilenbildung kann aber auch wesentlich anders gestaltet sein. So gibt es Ränder, die oben breit beginnen um zum Ende der Seite nach und nach schmaler werden, so daß sie eine keilförmige Gestalt haben. Das Umgekehrte kommt auch vor. Über die Bedeutung dieser Erscheinung ist man sich noch nicht völlig klar. Gute, doch wissenschaftlich anspruchslose Beobachter, wollen aus der keilförmigen Randbildung erkennen, daß ihre Urheber nach außen hin gerne „großtun", im Hause aber kargen und knausern. Umgekehrt sollen diejenigen, die den Rand nach und nach breiter werdend gestalten, die Absicht haben, zu sparen, jedoch nicht die Kraft besitzen, ihre mangelnde Besitzliebe zu verbergen. Es steckt viel Zutreffendes in dieser Auslegung. Uns scheint sie aber doch zu weitgehend zu sein. Auf alle Fälle spricht natürlich aus jenen Erscheinungen mangelnde Selbstdisziplin. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß sie ihre Entstehung dem mangelhaften Augenmaß des Schreibenden mit zu verdanken haben, namentlich dann, wenn es sich um Personen handelt, die im allgemeinen wenig zu schreiben pflegen. Daß dieses Moment — das Augenmaß — beim Schreiben eine Rolle spielen kann, wird gelegentlich der Behandlung der Wortenden näher dargetan werden.

Unregelmäßige Randbildung, die sehr häufig vorkommt, verrät ebenfalls Mangel an Selbstzucht; sie wird gewöhnlich bei reinen Triebnaturen — stürmischen, temperamentvollen Leuten

— beobachtet. Daß solche Personen auch im Punkte Geldausgeben häufig keine rechte Disziplin haben, muß zugestanden werden. Die schematische Darstellung, Fig. 37, veranschaulicht die besprochene Art der Randbildung.



Enge Zeilen, schmaler Rand: Engherzigkeit, Kleinlichkeit, starke Besitzliebe, Verzicht auf Repräsentation.

Weite Schrift mit breitem Rand: Streben nach Vornehmheit, Repräsentanz, Würde, geringere Besitzliebe.

Fig. 36.

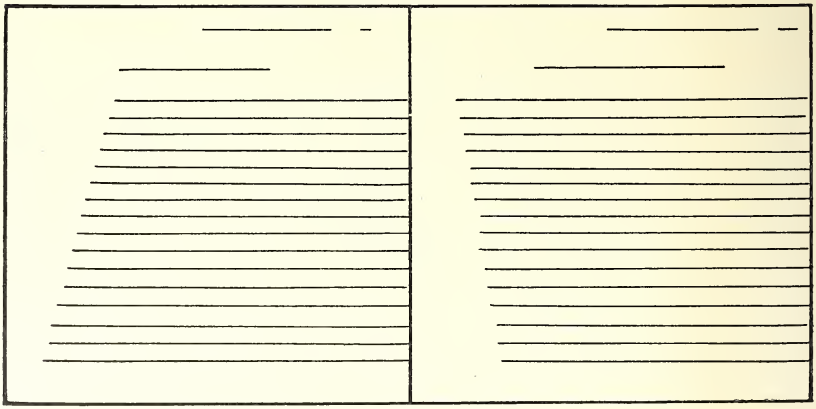


Fig. 37. Keilförmige Randbildungen: Wirkung der Besitzliebe.

Wir kommen nun zu einigen Arten der Zeilenführung, die noch der Beschreibung und Erklärung bedürfen. Da dies jedoch nur für den ganz verständlich sein dürfte, der bereits gewisse Grundprinzipien der Schriftdeutungskunde kennen gelernt hat, so soll zunächst davon die Rede sein.

Grundprinzipien der Schriftdeutungskunde.

Es sind zu beachten: Lage, Höhe, Weite (horizontale Ausdehnung) und Schwere (Strichbreite) der Schrift. Sie haben sämtlich eine bestimmte, sich stets gleichbleibende Grundbedeutung.

Der Lehrzweck dieser Schrift erfordert es, daß wir zunächst die Abhandlung über die Arten der Zeilenführung und ihre Auslegung fortführen und beenden. Wir werden dazu des nachfolgenden Schemas bedürfen, das nicht nur für die Schriftlage, sondern eben auch für die Zeilengestaltung Geltung hat. Denn beide entspringen den gleichen Bewegungsantrieben, was der Leser bald erkennen wird. Beim Anblick des Schemas möge niemand erschrecken! Wir haben nicht die Absicht, mit mathematischen Formeln oder gar Zahlen den Leser zu — unterhalten.

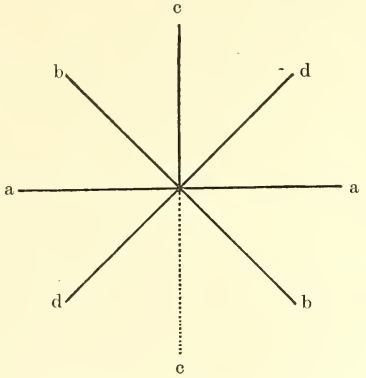


Fig. 38. Schriftkompaß.

a, die horizontale Linie bedeutet Beharrungsvermögen;
b, die linksgeneigte Linie Abneigungsvermögen;
c, die vertikale Linie Beherrschungsvermögen;
d, die rechtsgeneigte Linie Zuneigungsvermögen.

Aus dem Mathematischen auf die Handschrift übertragen heißt das: Alle Schriftelemente einer Gruppe, gleichgültig, wo sie in der Schrift zum Ausdruck gelangt sind, ob also in den Buchstaben selbst oder deren Zutaten (Akzenten, U-Zeichen usw., Zeilenführung) beanspruchen stets die gleiche Grundbedeutung. Bleiben wir zunächst bei der

Zeilenführung.

Wer bei seinen täglichen Schreibarbeiten gerade Zeilen einhält (a), beweist dadurch, daß er eine gewisse Festigkeit und Gleichmäßigkeit in seinen Berufsarbeiten walten läßt und sich Sinn für Ordnung erworben hat. Hand in Hand pflegt damit Pflichtgefühl und berufliche Zuverlässigkeit zu gehen. (Über die verschiedenen Formen des Ordnungssinnes folgen spezielle Ausführungen.) Die gerade Zeilenführung wird naturgemäß am häufigsten in Zuchtschriften gefunden; sie beweist also zugleich ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung. In Bewerbungsschreiben Stellensuchender tauchen die geraden Zeilen dort auf, wo der Suchende einen guten Eindruck auch durch Äußerlichkeiten machen möchte. In der Handschrift selbst tritt dies dann selbstverständlich auch zutage (Gleichmäßigkeit, Leserlichkeit, Sauberkeit usw.).

Die abwärts geneigte Zeilenrichtung (zwischen a und b) bedeutet unter allen Umständen das Vorherrschen eines Unlustgefühls Fig. 39. Man kann also auf Bedrücktheit, Mißmut, auch auf Übermüdung — falls die abfallende Zeilenbildung nicht die herrschende ist — schließen.

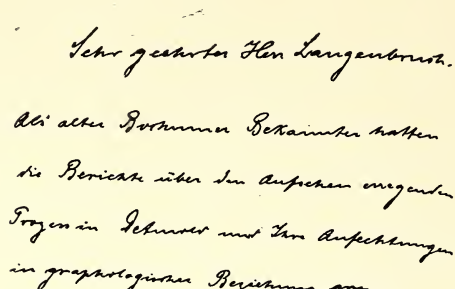


Fig. 39. Sinkende Zeile: Unlustgefühl.

Insbesondere sind die abfallenden Zeilen die Trägerinnen momentaner Depressionen. Selbst in sonst leidlich geraden Zeilen treten gelegentlich sinkende Wörter auf, dort nämlich, wo der Briefschreiber über Schicksalsschläge, Verluste, Krankheit usw. berichtet. Sobald er aber gleichgültige Ereignisse behandelt, wird die Zeile alsbald wieder gerade. Die Zeilenrichtung ist ein prächtiges Mittel zur Beurteilung von Bettelbriefen und kann im allgemeinen die Recherceure, wie sie bei wohlhabenden Leuten, großen Unternehmungen usw. üblich sind, ersetzen. Wenn ein Bettelbriefschreiber z. B. sein Elend und seine Not in aufsteigenden Zeilen zum Ausdruck bringt — dann schwindelt er.

Die aufsteigende Zeilenrichtung zwischen a und d bedeutet das Gegenteil der absteigenden: Lustgefühl. Wer so schreibt, ist gewöhnlich ein Optimist, ein zuversichtlicher, gut aufgelegter Arbeiter, eifrig, strebsam, frei und ungezwungen, im allgemeinen aber nicht gleichmäßig ausdauernd. Ein gutes Beispiel für die aufstrebende Zeilenführung bietet die Handschrift von Max Rabes, dem bekannten Orientmaler (Fig. 40).

Wer in aufwärts strebenden Zeilen über ein niederdrückendes Ereignis, über einen ihm sehr nahegehenden Todesfall z. B. berichtet, der ist in seinem Innern nicht so bedrückt, wie er glauben machen möchte. Wir kannten einen Mann, der den plötzlichen Tod von dreien seiner fünf Kinder meldete und dennoch aufwärts strebende Zeilen schrieb. Es war ein lustiger Kumpan, aber ein oberflächlicher, seichter Charakter. Ein anderer Mann schrieb selbst in den Zeiten seines schweren wirtschaftlichen Zusammenbruchs noch bergauf, obwohl er ein sehr ernster, tiefer Charakter war. Manche seiner Handlungen und Sonderbarkeiten hatte man sich nicht zu erklären vermocht. Sie waren aber ohne weiteres daraus zu erklären, daß er kein normales Empfindungsvermögen besaß. Seine Handschrift offenbarte es.

Die vertikale Linie (c) kann für die Zeilenrichtung nicht in Betracht kommen. Ihre Bedeutung wird an anderer Stelle behandelt werden.

Es gibt zwei Arten der Zeilenführung, die aus der Verschmelzung von auf- und absteigender Richtung entstehen. Die eine wollen wir die konvexe (bogenförmige), die andere die konkave (kurvenförmige) nennen. Beide sind das Produkt besonderer Stimmungszustände. (Fig. 40a u. 41.)

Die konvexe Zeilenform ist der Flugbahn einer Büchsenkugel vergleichbar, die soeben den Lauf verlassen hat, und die ihr Ziel nicht erreicht. Sie steigt mit großer Kraft, erreicht den Kulminationspunkt, um dann ermattet herabzusinken. Auch die bogenförmige Zeilen produzieren, empfinden (mehr oder weniger unbewußt), daß sie ihr Ziel nicht erreichen. Schnell fassen sie es ins Auge, beginnen mit Eifer, doch bald werfen sie die Flinte ins Korn und lassen die Flügel hängen. Es ist denkbar und kommt gewiß häufig vor, daß die bogenförmige Zeile entsteht aus der Art des Stoffes, die der Schreibende in seinem Manuskript gerade behandelt. Er mag z. B. eine Bitte vorbringen, nach einem Ausweg aus einem Dilemma suchen, den er erst in schlafloser Nacht ergrübelte. Freudig ist er am frühen Morgen entschlossen. Er beginnt mit dem Schreiben, und doch beherrscht ihn der Zweifel, ob seine Bitte erfüllt, ja, die bestimmte Empfindung, daß sie nicht erfüllt, daß er sein erstrebtes Ziel nicht erreichen werde. (Fig. 40a, Seite 36).

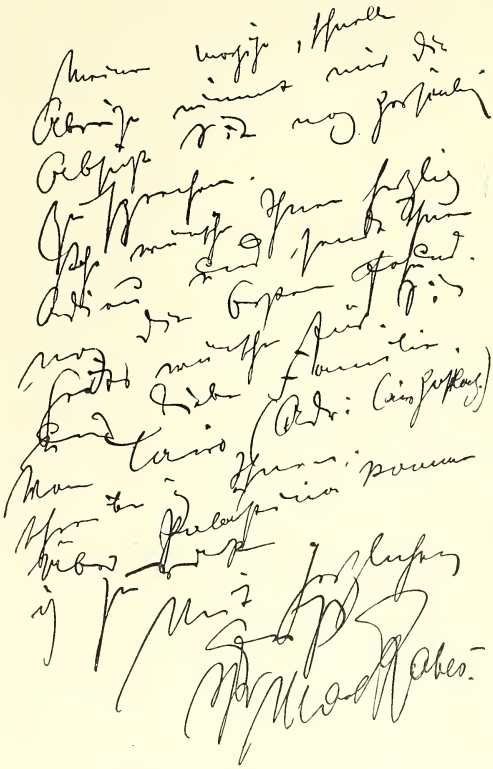


Fig. 40. Aufsteigende Zeilenführung: Lustgefühl.

Die kurvenförmige Schriftlinie (konkave), ebenfalls eine Kombination der ab- und aufsteigenden Richtung, ist zwar nicht mit einem ballistischen Vorgang zu vergleichen. (Es sei denn mit der Kugel, die soeben aus einer für den Schützen zu schweren und deshalb allmählich sinkenden Waffe abgeschossen, dann einen vor dem Ziel liegenden Wasserspiegel trifft und dadurch in die aufsteigende Richtung und ins Ziel gebracht wird. Dieser Vorgang ist uns begegnet.) Wir brauchen indessen keine Vergleiche, sondern könnten uns auf Darwin berufen, der in seinem bekannten, epochemachenden Werk „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ eine Reihe von Beobachtungen mitteilt, die auch für die Handschrift zutreffend sind. Denn sie ist eben nichts anderes als „graphisch fixierte Ausdrucksbewegung“. Wir werden im weiteren Verlauf dieser Abhandlung mehrfach auf Darwin zurückkommen, wiewohl wir nicht die Absicht haben, zu allen Eigenheiten der Schrift Erklärungen zu geben, weil dies dem Charakter dieses Werkes nicht angemessen sein und dessen Rahmen zu sehr erweitern würde. Wenden wir uns also nach dieser Abschweifung wieder der Bedeutung der kurvenförmigen Zeilenführung zu. Wer sie hervorbringt, beginnt seine Arbeit mit Unlust (daher die zunächst sinkende Richtung der Zeile). Er beginnt sie mit Unlust und wird doch von der Empfindung beherrscht, daß er erleichtert aufatmen werde, sobald sie getan, und er sein Ziel er-

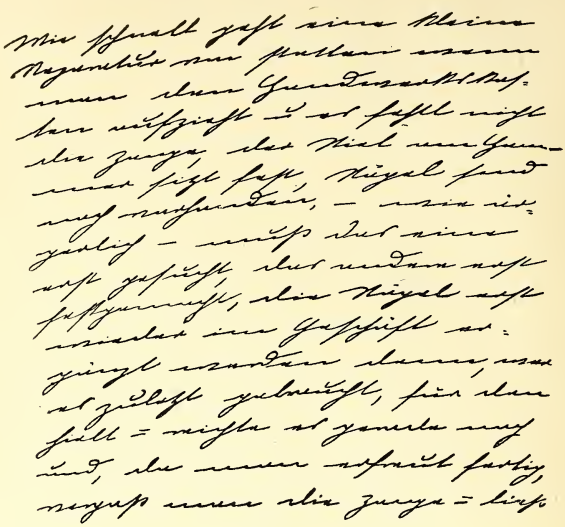


Fig. 40a. Konvexe Zeilenbildung: Folge des Stimmungszustandes.

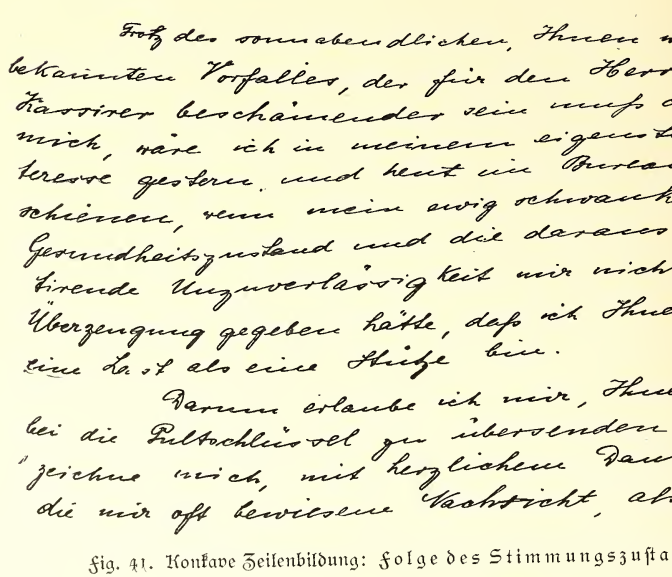


Fig. 41. Konkave Zeilenbildung: Folge des Stimmungszustandes.

reicht habe. Dies kann die momentane Schreibarbeit betreffen, es kann aber auch für die ganze Art des Schaffens und Handelns des Schreibenden Geltung haben. Wann das eine und wann das andere der Fall ist, vermag man nur — wie überhaupt bei Stimmungsäußerungen — aus der vorhandenen oder abwesenden Konstanz der fraglichen Zeilenbildung in einer größeren Anzahl Schriftproben einer Person zu entnehmen.

Ein lehrreiches Beispiel dieser Art bildet die Schriftprobe Fig. 41. Sie veranschaulicht zugleich die eine Art der keilförmigen Randbildung. Es ist sehr frappant, wie hier der Inhalt des Briefes (man lese ihn) mit der Zeilenformung übereinstimmt. Ihr Urheber hatte einen unangenehmen Auftritt, der ihn in einem schlechten Licht erscheinen ließ, was ihm bekannt war (sinkender Beginn der Zeilen). In dem Drang, die Sachlage aufzuklären, und in der erwarteten Genugtuung, die ihm dann zuteil wurde, schrieb er die Zeilenenden bergauf. — Zur Vervoll-

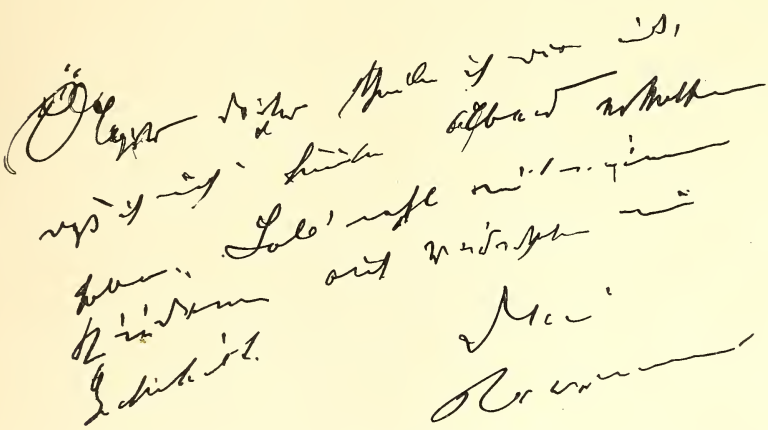


Fig. 42. Letzter Brief eines Selbstmörders. Aufsteigende Zeilen: Stimmungseinfluß oder Folge der Erschöpfung (?).

ständigung mag noch folgendes dienen: Die konvexe, nach oben runde Zeilenform, ist mitunter eine Folge der Verhältnisse, unter denen geschrieben wurde. Legt man nämlich, wenn man müde und ermattet ist, den Unterarm auf die Schreibplatte, so daß die Ellbogenspitze gewissermaßen das Zentrum, der Unterarm den Radius eines Kreises bildet, so muß, sind die Zeilen nicht gar zu kurz, die Schreiblinie notwendig ein Kreisausschnitt sein, d. h. mit anderen Worten, die Zeilenführung muß bogenförmig (konvex) werden. Diese Ursache liegt den aufwärts steigenden Unterschriften unter Testamenten zugrunde, die von kranken, erschöpften Personen geleistet werden. Auch in den letzten Schreiben von Selbstmördern kommen mitunter aufstrebende Zeilen vor (Fig, 42). Es entsteht die Frage, ob der Schreiber dieses Abschiedsbriefes durch Krankheit so schlaff geworden war, daß dadurch der Schreibzustand eintrat, der oben besprochen wurde, oder ob die Zeilen eine aufsteigende Richtung annahmen in dem freudigen Gefühl, nun endlich aus allem Jammer und Elend erlöst zu werden. Das letztere trifft zu. Häufig trifft man unter Testamenten auch die vollständig abwärts geführte Unterschrift, dann nämlich, wenn der Schreibende nicht auf einer genügend horizontalen Unterlage schrieb, so daß der ganze Arm während des Schreibens mehr und mehr abwärts sank. (Fig. 43). Eine konkave Zeilenform kann, im Gegensatz zur konveren,

niemals eine Folge der technischen Schreibumstände sein. Weit eher gilt das von der geraden, aufsteigenden, falls die Zeilen kurz sind, weil für diese das bis zu einem gewissen Grade zutrifft, was für die konvexe angegeben wurde.

Es gibt nun noch eine Art der Zeilenführung, von der allerdings die bisherigen Autoren nichts zu wissen scheinen. Das ist die Zeile, die, trotzdem der Briefbogen vorgedruckte Linien hat, ein wenig ($^1/_2$—2 mm) darüber geschrieben wird. Der Schreiber vermeidet also instinktiv die vorgedruckte Zeile und „geht seinen eigenen Weg". Es ist möglich, daß diese Art der Zeilenbildung auch von selbstsicheren, eigensinnigen Personen geübt wird. Nach unserer Erfahrung jedoch sind es zumeist Leute, die in der Tat „ihre eigenen Wege", vorwiegend aber krumme, heimliche Wege gehen. Kraftvolle Naturen waren es nicht immer, die zu beobachten wir Gelegenheit hatten. Sinkende Endungen wie bei den konvexen Zeilen trifft man auch bei Wörtern. Dafür ein schönes Beispiel in Fig. 44. Immer wieder rafft sich der Schreibende auf, und immer wieder drückt seine seelische Verfassung ihn hinunter!

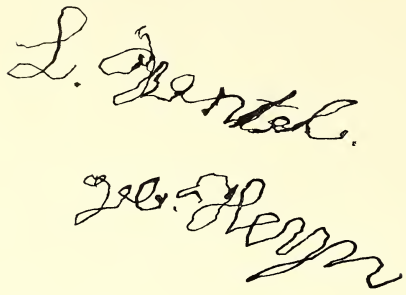


Fig. 43. Testamentsunterschrift eines Schwerkranken: Sinkende Zeilen infolge Erschöpfung.

Schließlich muß auch noch der Zeilenform gedacht werden, die besitzliebende, sparsame Personen hervorbringen, indem sie die Zeile so viel als möglich ausnutzen. Sie drängen die letzten Wörter oder Buchstaben einer Zeile so eng zusammen, daß sie an dem Rand des Papiers herablaufen. Wir kommen übrigens auf dieses Moment bei Erklärung der Schriftweite (horizontale Ausdehnung) noch zurück.

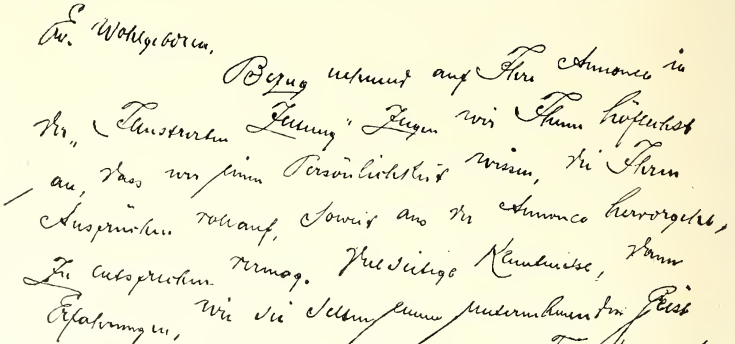


Fig. 44. Sinkende Wörter: Kampf gegen starke seelische Depression.

Vor allen Dingen ist zu beachten, daß Stimmungszustände nicht von allen Menschen gleichartig empfunden werden. Es ist klar und braucht nicht erst bewiesen zu werden daß, je eindrucksfähiger jemand ist, desto mehr wird er Stimmungseinflüssen unterliegen und sie in seiner

1. Im Anschluss an das nebenstehende Communiqué beehre ich mich, Sie um freundliche Mitwirkung an dem neuen Unternehmen zu bitten.

2. Sie sind eine ausgesprochene Individualität, sehr gebildet, sehr intelligent,

3. Posten in jeder Hinsicht verstehen, mit Umsicht, Energie leiten, vertreten zu können.

4. Auf Ihre Annonce unter obiger Chiffre bezugnehmend, biete ich Ihnen meine Dienste ergebenst an, zwar pr. 1/4 cs.

5. Meine Adresse ist:
via Southampton-Trinidad
Señor Emilio Unschelm
Guasipati

Fig. 45. Die fünf verschiedenen Hauptschriftlagen.

Schrift zum Ausdruck bringen. In einer kalligraphischen, stilisierten oder Zuchtschrift, in denen, wie wir früher gesehen haben, die Selbstbeherrschung dominiert, werden die zuletzt beschriebenen Zeilenarten nicht leicht zum Durchbruch gelangen. Die Eindrucksfähigkeit eines Menschen ist also um so geringer, je mehr er die Kraft besitzt, sich zu beherrschen. Sie ist daher bei steil oder linksschräg schreibenden Personen durchschnittlich gering, bei schräg schreibenden hingegen bedeutend, besonders wenn sie eine von Selbstbeobachtung freie temperamentvolle Schrift haben. Damit gelangen wir wieder zu der vertikalen Linie und somit zur Behandlung der

Schriftlage.

Ist eine Handschrift in ihrer Lage der Vertikalen (c) angenähert, so haben wir einen Menschen vor uns, der Selbstbeherrschung erstrebt und seine Empfindungen nicht jedem verraten will. Die steile Lage bezeugt also auch eine gewisse Zurückhaltung, Weltklugheit. Dies schließt jedoch keineswegs gelegentliche Gefühlsausbrüche, impulsive Handlung usw. aus.

Ist die Schrift mehr geneigt, also der Linie d angenähert, so kann man von dem Streben nach Zurückhaltung weniger sprechen. Hier erscheint die Zuneigungsfähigkeit stärker entwickelt, im allgemeinen wenigstens. Hat die Handschrift eine noch stärkere Neigung — ist sie schräger gestellt (zwischen d und a) — dann haben wir das Recht, von eindrucksfähigen, leicht erregbaren Leuten zu sprechen, denen die Selbstbeherrschung mehr oder weniger abgeht. In diese Kategorie fallen die reinen Triebnaturen, um so eher, je dünner, zarter sie schreiben. Dies letztere Moment ist sehr wichtig. Deshalb wird es besonders erläutert werden. An dieser Stelle sei nur noch betont,

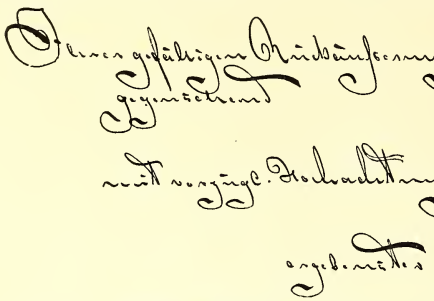


Fig. 46. Linksschräge Schriftlage: Zurückhaltung, Abwendung.

daß selbst Steilschreiber und auch solche, die linksschräg schreiben (b), wenn ihre Schrift zugleich zart ist, sehr impulsiv und erregbar sein können. Ganz sind die „Geheimnisse der Schriftlage" noch nicht ergründet, so sicher man auch glaubte, gerade sie völlig erkannt zu haben. Im übrigen ergeben sich Modifikationen in der praktischen Anwendung der Regeln schon dadurch, daß man ja kein Schriftelement für sich, losgelöst von allen anderen, sondern stets im Zusammenhang mit allen wertet.

Die Proben Fig. 45 auf Seite 39 veranschaulichen unsere Ausführungen recht augenfällig.

Die steile, ruhige, mit Druckstellen gut durchsetzte Schrift (1) bietet ein Bild vollkommener Selbstbeherrschung. Es spricht Ordnung und Klarheit daraus, doch keine Bewegtheit, kein Zeichen von Temperament. Der Mann wird sich nicht leicht aus der Ruhe bringen lassen, seine innersten Empfindungen nicht offenbaren. „Kühl bis ans Herz hinan." Die Urheber solcher Steilschriften (ruhig, eng, ohne Bewegung) sind grübelnde, brütende Naturen.

Bei der Handschrift 2 verhält es sich schon anders. Sie zeigt Bewegung trotz der wenig geneigten Lage und der Knappheit der Formen. Ihr Urheber kann sich beherrschen, zurückhalten, mit ruhiger Überlegung handeln — wenn er will. Nebenbei gesagt, verrät sie Bildung und Empfindung für die Form, was auch für 1 zutrifft.

Die mehr geneigte Schrift 3 gehört keiner eigentlichen Triebnatur an. Aus ihr spricht immer noch das Streben nach Selbstbeherrschung. Sie ist wenig bewegt, ruhig. Dies aber wohl nur, weil der Brief, dem die Probe entnommen, ein Bewerbungsschreiben darstellte, das mit Überlegung und Sorgfalt geschrieben war.

In 4 sehen wir eine Natur, die sich ihren Trieben leicht überläßt. Auch hier handelt es sich um ein Bewerbungsschreiben, sonst wäre dies noch deutlicher zum Ausdruck gelangt. Wer so schräg und dünn schreibt, ist empfindlich, leicht erregbar und leidenschaftlich. Dem Schreiber fehlt die Fähigkeit, kühl und sachlich zu betrachten. Bei ihm waltet demnach das subjektive Empfinden. Kühle Köpfe schreiben nicht so geneigt.

Die Probe 5 veranschaulicht eine so geneigte Handschrift, wie man sie selten findet. Von ihr gilt das von 4 Gesagte in verstärktem Maße. Doch muß man die Druckstellen in Abzug bringen, um das zu verstehen. Sie sind nämlich nichts als eine Folge der Absicht, „schön" zu schreiben, Die „wahre" Schrift dieses Mannes ist zarter. Über die Bedeutung des Schreibdruckes (Druckstellen) wird an anderer Stelle gesprochen werden.

Außer den Schriftlagen 1—5 findet man nicht eben selten in unserer Zeit die nach links geneigte Schrift (zwischen a und b des Schriftkompasses Seite 33). Ein Beispiel sieht man in Fig. 46.

Es ist eine stilisierte Schrift von der Art, wie sie der Leser bereits kennen gelernt hat. In linksgeneigten Schriften drückt sich erhebliche Zurückhaltung aus, Unterdrückung, die bis zur gewollten Verstellung gehen kann (in anonymen Briefen). Derartige Handschriften sind nie ganz natürlich. In ihnen herrscht die Empfindung der Abwendung, während, wie wir gesehen haben, in den rechtsschrägen Handschriften die Fähigkeit der Zuneigung ausgesprochen ist.

Personen, die gewohnheitsmäßig eine nach links geneigte Schrift schreiben, soll man nicht unbedingt vertrauen. Wenn auch manche diese Handschrift lieben weil sie auffällt und mehr Gelegenheit zur Anbringung wirkungsvoller Zierate und Schnörkeleien bietet, darin sich die Eitelkeit gefällt, so bedeutet die linksschräge Schrift doch im allgemeinen eine Maske. Der Schreibende will ein anderes Gesicht zeigen, als er wirklich hat. Dazu muß Grund vorhanden sein, nicht immer notwendig bedenklicher Natur. Aber man verkehrt doch schließlich lieber mit Leuten, die keine Maske tragen. Das eine jedenfalls lehrt die Erfahrung: gerade bei Leuten dieser Kategorie kann man Überraschungen erleben — und nicht die angenehmsten! Dies hat übrigens auch Geltung von Handschriften, in welchen

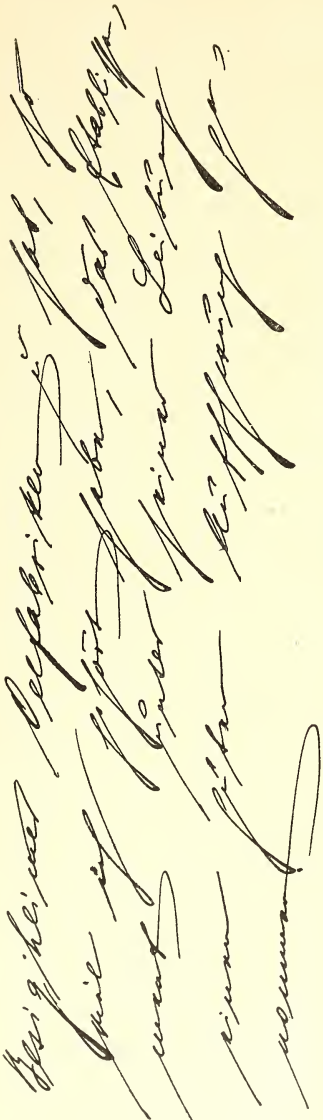


Fig. 47. Schriftlage durch Bogenform gekennzeichnet: Enttäuschung, Unglück.

eine permanent geübte starke Selbstbeherrschung hervortritt, also in den mehr steilen stilisierten und Zuchtschriften. Denn so erstrebenswert und schätzbar die Selbstbeherrschung auch ist, so bestimmt man ihre Erwerbung wünschen muß gegenüber der ungezügelten Lust unserer Zeit „sich auszuleben": Wird die Selbstbeherrschung nicht erstrebt aus dem Willen zur Sittlichkeit, aus dem Drang nach Selbstläuterung, wird sie geübt aus bloßer Weltklugheit, um Geld, Karriere zu machen um jeden Preis, dann ist sie nur die Maske zur Verbergung niedriger Streberinstinkte, wenn nicht noch schlimmerer. Es ist kein Zufall, daß gebildete, intelligente Gauner und Hochstapler — wie der Leser aus Beispielen erfahren wird — sich diese Maske so häufig vorbinden — — —.

Nach dieser kurzen Predigt kehren wir wieder zu unserem Thema zurück.

Es gibt Schriften, die eine Lage aufweisen, die nicht durch die gerade, gestreckte Form der Langbuchstaben, sondern durch mehr oder weniger bogenförmige charakterisiert ist. Das folgende Beispiel und das auf der vorigen Seite zeigt das sehr deutlich (Fig. 47, 48).

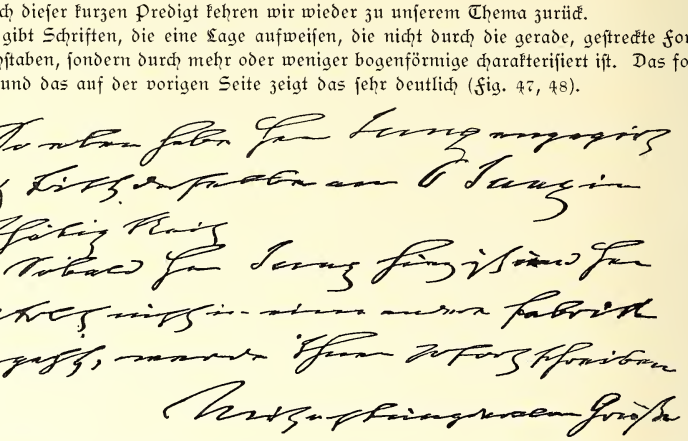


Fig. 48. Nach rechts umgebogene Oberlängen: Enttäuschung auf immateriellem Gebiet. (?)

Als uns vor nunmehr zwanzig Jahren dieser Typus zum ersten Mal begegnete, entschlüpfte uns die Bemerkung: „Das muß ein unglücklicher Mensch geschrieben haben". So war es auch. Wer sich erinnert, daß alles abwärts Strebende in den Schriftzügen die Grundbedeutung der Unlust, der Bedrücktheit hat, wird ganz von selbst auf diese Auslegung kommen müssen.

Mitunter sind nur die Oberlängen der h, s, f usw. nach rechts umgebogen, hier wenig, kaum merkbar, dort, wie im Beispiel Fig. 48, sehr ausgeprägt.

So pflegen häufig Leute zu schreiben, die einst in Wissenschaft oder Kunst viel galten, bald jedoch vergessen wurden. Nicht nur findet man diese Form der Schrift bei geistigen Arbeitern, sondern oft auch bei solchen, deren Interessen nur auf materiellem Gebiete liegen. Aus dem Grunde auch machen wir dahinter ein Fragezeichen.

Die gegenteilige Tendenz der Spitzenführung, wie wir sie im dritten Beispiel sehen, Fig. 49, muß notwendig Gegenteiliges bedeuten entsprechend unseren Ausführungen über die linksgeneigte Linie (vgl. Schriftkompaß). Das Prinzip der Abwendung ist unverkennbar. Unsicher scheint jedoch, ob die Erklärung stets zutrifft. Wir glauben nämlich gefunden zu haben, daß, wer so schreibt, mit seinen Gedanken in der Vergangenheit weilt, weil ihm die Gegenwart nicht das Glücksempfinden bringt, wie die Vergangenheit es bot, und er für die Zukunft nichts mehr erhofft. Man hätte demnach hier die graphische Ausprägung der Verzichtleistung, der Resignation. Von einem so Schreibenden könnte man also auch sagen: Begrabener Ehrgeiz, vergessen, kaum noch gekannt. Und doch besteht zwischen dieser und den beiden vorhergehenden Proben ein prinzipieller Unter-

schied: Hier Umbiegung nach links, dort nach rechts. Nach unserer Erfahrung kann man jedoch von einem Leben in der Vergangenheit bei den der ersten Kategorie Angehörenden nicht sprechen. Sie haben stets noch die Hoffnung auf Erfolg und Anerkennung. Dies wird durch die Tatsache erhärtet, daß man die Umbiegungen nach rechts auch bei noch eifrig strebenden Grüblern, Forschern, Erfindern usw. antrifft.

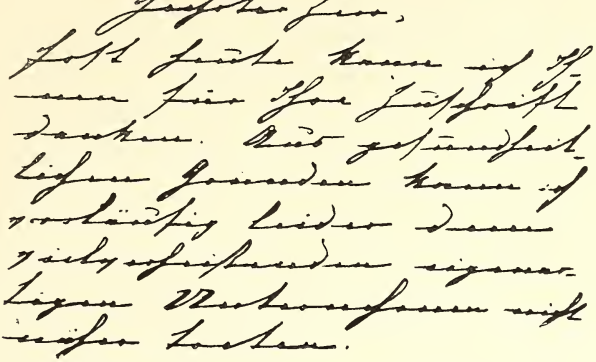


Fig. 49. Nach links umgebogene Oberlängen:
Abwendung von der Gegenwart, Leben in der Vergangenheit(?)

Das Rückschauen auf glücklichere Zeiten kann auch andere als Gründe geistiger Natur haben. Ein hoffnungslos Leidender hat gewiß alle Ursache, der Zeiten zu gedenken, da er noch frisch und rüstig war und nie an die Möglichkeit eines langen Siechtums dachte. Ein wirtschaftlich Zusammengebrochener, eine verkrachte Existenz, wird gerne rückwärts schauen und wohl auch viel von den

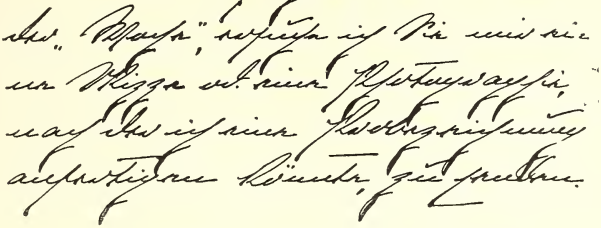


Fig. 50. Geknickte und stark betonte Unterlängen:
anormales Triebleben, anormales Empfinden.

Zeiten des Glanzes und Geldes sprechen. Ein verabschiedeter Offizier wird häufig des bunten Rockes gedenken, den er ausziehen mußte. Ein Gestrauchelter wird in der Zelle seines Gefängnisses besonders stark die Zeit zurückwünschen, da er noch nicht zu den Leuten ohne Kokarde gehörte. Genug der Beispiele. Jeder kann sie mehren. Unsere vorstehende Schriftprobe, Fig. 50, zeigt wieder ein anderes Bild.

Solche Eigentümlichkeiten zeigen sich häufig bei Hysterikern in der Richtung des sexuellen Empfindens. Hierüber weiteres im Kapitel über pathologische Handschriften.

Schließlich eine Schrift, die sich durch den Wechsel der Schriftlage charakterisiert (Fig. 51). Diese Schreibart ist Leuten eigen, deren Empfinden und Handlungen man nie, auch nicht im entferntesten zu berechnen vermag. Es sind konfuse Querköpfe, die gleichwohl ein bestimmtes Ziel mit Hartnäckigkeit verfolgen können. Unerträglich im Verkehr, sind sie bald ausgelassen lustig, bald ungemein reizbar und leidenschaftlich in schroffem Übergang. Vielfach Trinker. Das Volk nennt sie „verrückte Kerle".

Wir wollen diese Darlegungen nicht beenden, ohne mit Nachdruck auf folgenden Punkt hinzuweisen: Im Gegensatz zur Zeilenführung kann die Art der Schriftlage, insoweit sie bogenförmig wie die Beispiele Fig. 48—50 ge-

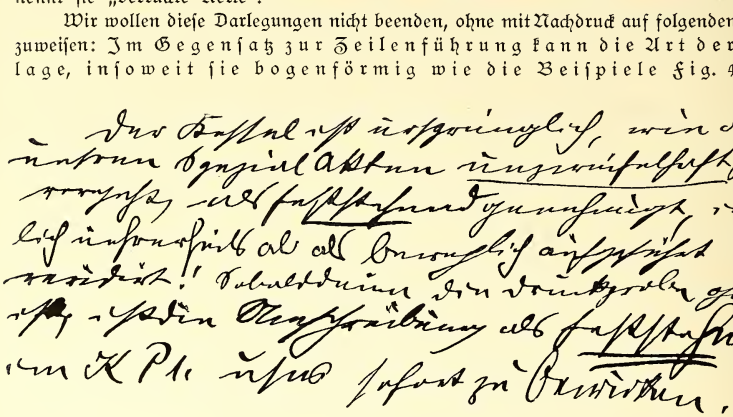


Fig. 51. Wechselnde Schriftlage: Aufgeregtes Wesen, Launenhaftigkeit, Unzuverlässigkeit aus Mangel an Selbstzucht.

staltet ist, niemals ein Produkt momentaner Stimmung sein. Der Wechsel in der Schriftlage, wie in Fig. 51, muß jedoch mitunter als Stimmungsausdruck angesprochen werden. Bei Besprechung der Handschriften von Selbstmördern wird man die Erklärung dafür finden.

Wenn der Leser durch die beiläufige Erwähnung einiger Momente (Schwere, Zartheit), deren nähere Bekanntschaft er noch nicht gemacht hat, einigermaßen verwirrt wurde, so ist das begreiflich. Um dem entgegenzuwirken und um zugleich eine Übersicht des Durchgenommenen zu bieten, haben wir eine schematische Darstellung angefertigt (Fig. 52 auf Seite 46).

Die steile und linksschräge Schriftlage hat jedoch nur dann die ihr zugeschriebene Bedeutung, wenn sie in Zuchtschriften auftaucht d. h. also in ruhigen, wenig bewegten und gleichmäßigen Schriften. Für die geneigte Schrift gelten dagegen die angegebenen Eigenschaften nur, wenn sie „natürlich", zwanglos, bewegt und mehr oder weniger unregelmäßig sind. Bei diesen findet man relativ wenig Zuchtschriften, während die steilen und linksgeneigten in den weitaus meisten Fällen unverkennbare Zuchtschriften darstellen. Die untere Hälfte des Schema umfaßt die bogenförmigen und die wechselnden Schriftlagen. Diese finden sich fast nur, gleich den geneigten Lagen, in ungezwungenen Handschriften. Wo sie gelegentlich in Zuchtschriften andeutungsweise auftreten, bleibt ihre Bedeutung die gleiche. —

Versuchen wir nun, die verschiedenen Erscheinungen, die durch Lust- und Unlustgefühle veranlaßt werden, zu erklären, so ist, wie bereits angedeutet, der große Naturforscher Darwin derjenige, der zur Aufhellung dieser Fragen wohl das meiste beigetragen hat. Im 7. Kapitel seines bekannten Werkes über die Ausdrucksbewegungen lesen wir mit Bezug auf Gram und Schwermut folgendes: „... Die Zirkulation wird träge; das Gesicht bleich, die Muskeln schlaff; die Augenlider senken sich; der Kopf neigt sich über die zusammengezogene Brust; Lippen, Backen, Unterkiefer sinken durch Eigengewicht herab." Ähnlich äußert sich der Naturforscher Bell indem er vom Kummer und Gram bemerkt, daß die Mundwinkel herabgezogen werden. Weiter finden wir bei Darwin: „Ist unser Gemüt stark erregt, so sind es die Bewegungen unseres Körpers gleichfalls." Wir schreiben mit einem Teil unseres Körpers, und da auch von diesem Teil notwendig das gilt, was die zitierten Forscher vom Sinken der Mundwinkel, Backen, des Unterkiefers sagen, so hätten wir hier die Erklärung für die Deutung der sinkenden Zeile und der abfallenden Schriftelemente überhaupt. Auch für die gegenteilige Bewegungsrichtung findet sich bei Darwin die Erklärung: „Der ganze Ausdruck eines gutgelaunten Menschen", so läßt er sich im 8. Kapitel vernehmen, „ist genau das Gegenteil von dem eines solchen, der Kummer leidet. Nach Sir C. Bell werden bei allen heiteren Regungen die Augenbrauen, die Mundwinkel, die Nasenflügel und die Mundwinkel in die Höhe gezogen. Bei den traurigen Gemütsbewegungen tritt das Gegenteil ein." Genug. Wo ist der Mensch, der nicht aus eigener Beobachtung an anderen und sich selbst erfahren hätte, daß Kummer, Gram und Sorge unsere körperliche Elastizität herabdrücken, die Freude sie aber hebt! Das Sinkende, Abfallende hat überall und immer die gleiche Bedeutung: in der Architektur, der Technik, in der Musik und Malerei. Der tiefe Ton wird niemand fröhlich stimmen und ebenso nicht der dunkle Ton der Farbe. Wir trauern in Schwarz. Und die Chinesen und Japaner? Richtig. Die trauern in Weiß, aber — lachen die Gelben nicht auch, wenn sie eine Trauerbotschaft überbringen? So will es die Konvention.

Überdenken wir noch einmal die Ausführungen über die Steil- und Schräglagen, so gelangen wir dahin, zwei große Gruppen zu bilden, die Verstandes- und Gefühlsmenschen, die „Klugen" und die „Dummen". Jene hängen sich mit Absicht den Mantel der Klugheit um, der aus den Stoffen der Selbstbeherrschung, der Knebelung des ursprünglichen Temperaments und des Eigennutzes besteht. Diese wollen den Klugheitsmantel gar nicht. „Ich will mich frei bewegen können, nicht beengt sein und nichts bedecken, ob meine Kleidung auch mehr oder weniger schäbig sei. Wer mich so nicht will, mag vorbeisehen." So ungefähr denkt oder empfindet doch der Temperamentsmensch, der ja in den Augen jener Klugen der Dumme ist.

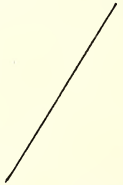
Im gewöhnlichen Sprachgebrauch nennt man klug denjenigen, der intelligent, scharfsinnig, erfahren ist. Dumm den, der geringe Auffassungsgabe, mindere Intelligenz und Urteilskraft, wenig Scharfsinn bekundet. Indessen gehört zur Klugheit nicht notwendig ein hoher Grad von Intelligenz, sondern eine ihrem Wesen nach anders geartete. Umgekehrt kann selbst der Träger einer genialen Veranlagung von der Menge für dumm angesehen werden. Im großen und ganzen hält man in der Welt jener klugen Alltagsmenschen schon den für dumm und ruchlos optimistisch, der z. B. seine Kinder nicht einem sicher lohnenden Beruf zuführt. Wer gar sie Künstler werden läßt, der ist in ihren Augen direkt ein Idiot.

Genauer betrachtet und bei Lichte besehen, heißt Klugheit nichts als die Fähigkeit, die richtigen Mittel anzuwenden, um seine Ziele zu erreichen. Unterstreicht man das Wort seine, so kommt man dem Begriff noch näher. Denn damit heben wir das Egoistische, das in der Klugheit verborgen liegt, heraus. Nach unserer Auffassung trifft man das Richtige, indem man das bekannte Dichterwort vom braven Mann dahin variiert: Der kluge Mann denkt an sich selbst — zuerst. Anders ausgedrückt und präziser: Die Klugheit ist die feinste Form des Egoismus.

Die Klugheit ist nicht laut und temperamentvoll; sie beobachtet und überlegt; sie be-

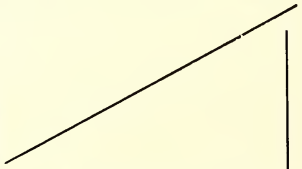
Steile Schrift:

Selbstbeobachtung, Selbstbeherrschung (Unterdrückung der Gefühlsregungen), Vorwiegend Verstandestätigkeit, Nüchterne Betrachtungsweise, Weltklugheit, Berechnetes Auftreten, Geringe Zugänglichkeit, Zögernde Willensbetätigung.



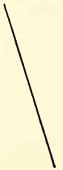
Geneigte Schrift:

Geringere Selbstbeherrschung, Normales Empfinden, Natürliches Auftreten, „Kopf" und „Herz" gleich stark.



Stark geneigte Schrift:

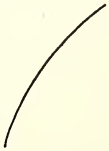
Vorherrschen des Gefühls, Impulsivität, Subjektives Urteil, Mangel an Selbstbeherrschung, Ungebundenheit, Zugänglichkeit, Leidenschaftlichkeit, Reizbarkeit, Eindrucksfähigkeit, Ausgesprochenes Triebleben.



Links geneigte Schrift:

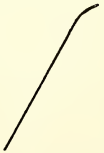
Wirkungsstreben durch Äußerlichkeiten (Eitelkeit, Pose), Abwendung in Gefühlssachen (Sehr geringe Zugänglichkeit), Verstellung.

Fig. 52. Schematische Darstellung der Schriftlagen.



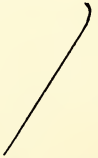
Bogenförmige Schriftlage:

Unzufriedenheit, seelische Depression (Enttäuschung, Unglück usw.).



Rechtsseitige Umbiegungen:

Enttäuschung auf geistigem Gebiet (?), Erfolglosigkeit, Hang zum Grübeln, Spintisieren, Depression.



Linksseitige Umbiegungen:

Abwendung von der Gegenwart, Leben in der Vergangenheit, Resignation (?).

Wechselnde Schriftlage:

Mangel an Selbstzucht, Aufgeregtheit, Impulsivität, Ausgesprochenes Triebleben, Unberechenbarkeit, Leidenschaftlichkeit.

Fig. 53. Schematische Darstellung der Schriftlagen.

herrscht das ursprüngliche Temperament (oder erstrebt dies wenigstens). Daher die Tendenz zu Steil- und Zuchtschriften. Der Kluge schweigt häufig nur, um seine Unwissenheit nicht zu offenbaren, da ihm der Mut fehlt, einzugestehen, etwas nicht zu wissen oder zu kennen. Ebenso gibt er sich vielfach bescheiden aus Berechnung. Deshalb vermeidet er es, viel von sich selbst zu sprechen.

Hand in Hand mit der Klugheit pflegt der Neid, Mangel an Offenheit und persönlichem Mut zu gehen. „Klugheit ist der bessere Teil der Tapferkeit." Beim Klugen ist alles auf den Verstand gestellt. Wohlwollende, weiche, gemütvolle Naturen sind in seinen Augen dumm. Insbesondere dann, wenn sie im Leben erfolglos waren. Diese Klugen sind die bekannten „Gemütsmenschen" mit Gänsefüßchen. Es sind also die Verstandesmenschen, die geborenen Materialisten. Alles moderne Strebertum rekrutiert sich aus ihren Reihen. Klugheit hat im Grunde mit hoher Intelligenz und Bildung herzlich wenig zu tun, so häufig sie auch zusammengehen. Selbst der ungebildete, einfache Mann aus dem Volke kann ein kluger Mensch sein. Das erste im Klugen wirksame Prinzip ist, wie gesagt, der Egoismus. Die wahre Objektivität wohnt daher selten im Klugen. Der Kluge lügt nicht leicht. Er hält es mit Mirza Schaffy: „Wer die Wahrheit sagt, muß Prügel haben." Prügel mag niemand gerne, besonders nicht der Kluge. Denn er ist ein Feind des offenen Zweikampfes, aber ein Freund der stillen, heimlichen Rache. Einen Fehler begehen fast alle klugen Leute: sie unterschätzen die Klugheit der anderen. Wer sich ihnen gegenüber dumm stellt, kann amüsante Episoden mit ihnen erleben. — —

Klugheit macht keinen hohen Flug,
Hält sich in unterm Gleise;
Ihr eigenes Wohl ist ihr genug —
Weisheit zieht größ're Kreise.
Der weise Mann ist selten klug,
Und der kluge selten weise.

Friedrich Bodenstedt.

Und der Dumme? So gegensätzlich darf man die Frage nicht stellen. Sagen wir der Unkluge, der intelligente Temperamentvolle? Von ihm pflegt die kluge Menge zu sagen: „Er paßt nicht in die Welt", er „weiß seinen Vorteil nicht wahrzunehmen", weiß „nicht darauf zu laufen", und wie sonst noch der Volksmund es ausdrücken mag. Dumm sind, „die einfältigen Herzens sind". Sind die, die nicht stets bei allem Schaffen sich fragen: was verdiene ich dabei! Die nicht einsehen wollen, nicht empfinden, daß im Geldverdienen, im äußeren Glanz allein das Glück ruhen soll. Die Temperamentsmenschen halten es mit Goethe: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit". Nicht das „Sichauslebenwollen" des Nietzscheschen Übermenschen ist gemeint, wenngleich manche Temperamentsmenschen darin ihr Glück erblicken mögen. Der Ausdruck der ganzen Persönlichkeit ist's, dem jene „Dummen" mehr oder weniger bewußt anheimfallen. Mit stärkerer oder schwächerer Selbstbeherrschung, meist mit schwächerer. Daraus erklärt sich die Natürlichkeit, Ungezwungenheit, ja Zügellosigkeit ihrer Handschrift. Daher die Impulsivität, das frische Zugreifen (und häufige Fehlgreifen). Diese „Dummen" begehen leicht Torheiten. Jene „Klugen" nicht. Aber wer nie Dummheiten macht, bringt auch nie Großes zustande. Alles Bedeutende, Überragende kann und konnte nur geschehen durch Einsetzen der ganzen Persönlichkeit, losgelöst von persönlichen Interessen materieller Art. Darin aber liegt ein fundamentaler Unterschied zwischen den Klugen und den Dummen in unserem Sinne. Die großen Künstler, Erfinder, Forscher, Entdecker und Pfadfinder: sie alle waren solche Dummköpfe!

Des Klugen Stärke liegt in der geschickten Anwendung und Ausnutzung bereits vorhandener, bekannter Mittel und Wege. Der bloß Intelligente dagegen neigt viel mehr zum Aufsuchen neuer Wege und neuer Mittel, da er um das eigene Selbst — wenigstens in materieller Beziehung — weniger bekümmert ist. Aus dem Grunde kommen große und kleinere Forscher, Erfinder usw. so selten zu materiellen Erfolgen. Forschergeist und Geschäftsgeist gehen eben selten zusammen.

Auch die echte Künstlerseele verträgt sich nicht mit egoistischen Berechnungen. Großes, Ursprüngliches, schafft und formt doch nur das sich selbstvergessende, starke Temperament, wo es frei und unbehindert von kleinlichen Klugheitsrücksichten walten kann. Gewiß besitzen diese „dummen", intelligenten Temperamentsmenschen ihre Fehler, die als Paralleleigenschaften ihrer Veranlagung entspringen: Starker Subjektivismus im Punkte Empfindung; geringere Zuverlässigkeit im Erwerbsleben; ungleiche Arbeitslust und -leistung; Durchbruch der Leidenschaften, Häufung der Affektausbrüche; Geringschätzung von Konvention und Autorität, von Formen, Takt, Äußerlichkeiten usw.

Wir sehen also, daß die beiden großen Gruppen sich in erster Linie durch die Art der Lebensauffassung, durch das, was ihr Glücksempfinden und -erstreben ausmacht, unterscheiden. In zweiter durch den Grad der Selbstbeherrschung. Naturgemäß kommen die mannigfaltigsten Mischungen und Zwischenstufen vor. Der rein ausgeprägte Typus ist relativ selten bei beiden Gruppen. Ja, alles in allem, so muß man annehmen, wird dem Idealtypus des homo sapiens der am nächsten kommen, dem Vererbung, Anlage und Erziehung den Platz anweisen, der in der Mitte der beiden Extreme liegt. —

Untersuchen wir nun zum Schluß dieses Kapitels, wie es zu erklären sei, daß die Schriftlage die ihr zugeschriebene, weitgehende Bedeutung hat, so ist sie in bezug auf die bogenförmige Lage, die rechts- und linksseitigen Umbiegungen bereits gegeben. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß alle abfallenden, sinkenden Linien stets die Grundbedeutung der Unlust haben, daß ferner nach links geführte Linien — sofern sie nicht die Tendenz zur Einrollung zeigen, wie z. B. gewisse U-Zeichen — stets Abwendung, Abneigung bedeuten, was ja auch für die linksgeneigten Schriftlagen zutrifft.

Warum aber ein empfindungsfähiger, zugänglicher, sich natürlich und ungezwungen gebender Temperamentsmensch schräger schreibt als der seine Triebe beherrschende, kühl betrachtende Verstandesmensch ergibt sich durch die naheliegende Analogie zu dem Verhalten, wie wir es im Umgang und Verkehr beobachten und selber zeigen. Begrüßen wir einen lieben Freund, so kommen wir ihm entgegen, neigen, die Hand leicht vorstreckend, den Körper. Umgekehrt, wenn wir Ursache haben, jemand nicht zu begrüßen: Wir verharren in steifer Stellung, wenden uns wohl auch ab und bringen dies durch Zurückbeugen, Aufrichten des Körpers zum Ausdruck. Darwin drückt sich folgendermaßen aus: „Wenn ein Mann oder ein Kind in der Leidenschaft jemand mit lauter Stimme fortgehen heißt, so bewegt er gewöhnlich seinen Arm, als wollte er ihn fortstoßen .... Andererseits, wenn wir eifrig wünschen, daß jemand dicht zu uns herankommen soll, so verfahren wir, als wollten wir ihn zu uns heranziehen .... und so gibt es noch unzählige Beispiele". Und ferner: „Da die Ausführung gewöhnlicher Bewegungen entgegengesetzter Art unter entgegengesetzten Impulsen des Willens gewohnheitsmäßig geworden ist, so, wenn Tätigkeiten irgend einer Art mit irgend einer Empfindung oder Erregung fest verknüpft worden sind, erscheint es natürlich, daß Tätigkeiten direkt entgegengesetzter Art unter dem Einfluß einer direkt entgegengesetzten Empfindung oder Erregung auf dem Wege der Gewohnheit oder Assoziation unbewußt ausgeführt werden". Diese „Ausdrucksbewegungen" sind ohne weiteres mit der Schrift in Beziehung zu bringen.

Die Schrifthöhe.

Nachdem im vorigen Abschnitt die Schriftlage und ihre Bedeutung behandelt worden ist, gelangen wir nunmehr zu einer Schrifterscheinung, die jedem Betrachter sofort in die Augen fällt: die größere oder geringere Ausdehnung (Höhe) der Handschrift nach oben (über der Schreiblinie) und unten (unter der Schreiblinie).

Die Höhe der Schrift hat als Grundbedeutung das Selbstbewußtsein.

Man findet die großen, hohen Schriften vornehmlich in der Aristokratie, im Offiziersstand und bei Künstlern. Das folgende Beispiel zeigt die Handschrift der bekannten Romanschriftstellerin Elisabeth Heyking; sie ist dem ausgesprochen aristokratischen Ductus nahe verwandt.

Fig. 54. Hohe Schrift: Selbstbewußtsein.

Das zweite Beispiel rührt von einer der hohen Aristokratie angehörenden Dame her. Die Formen sind einfach und frei von überflüssigen Zutaten (Fig. 55).

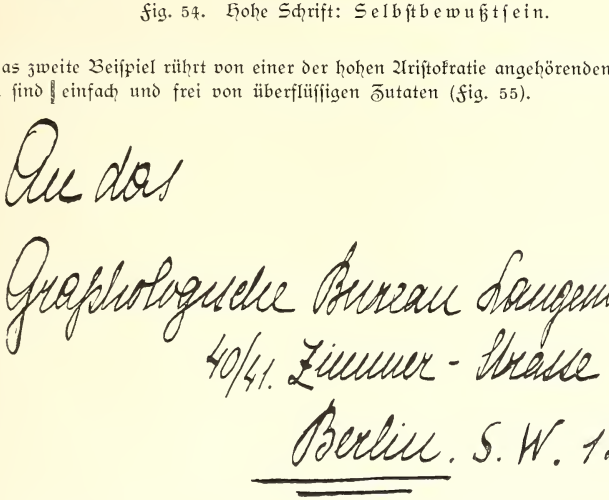


Fig. 55. Aristokratische Handschrift: Selbstgefühl, Großzügigkeit.

In beiden Proben ist das Verhältnis der Klein- zu den Großbuchstaben verschoben und auch das der Ausdehnung (Schriftweite). Höhe und Weite der Großbuchstaben müßten unter Zu-

grundelegung der konventionellen Schönschrift größer sein. In der dritten Probe ist das Verhältnis richtiger zum Ausdruck gelangt (Fig. 56).

Wie schon aus den Unterschriften unter den Abdrucken hervorgeht, wechselt die Bedeutung der großen Schrift je nach dem Grade ihrer horizontalen Ausdehnung und dem Verhältnis der Groß- zu den Kleinbuchstaben. Sind die Buchstaben hoch, aber eng gehalten (Fig. 54, 55), so äußert sich das Selbstgefühl selten ganz offenkundig; es kann sogar bei dem Schreiber — noch mehr bei der Schreiberin — gelegentlich Schüchternheit hervortreten. Das kann man von der

Fig. 56. Richtig proportionierte, große Schrift:
Selbstgefühl, ungenierte Betonung der Selbstschätzung.

Probe Fig. 56 nicht sagen! Wer so groß und weit schreibt, läßt sich nicht leicht imponieren oder einschüchtern. Er kennt und schätzt seinen eigenen Wert und handelt entsprechend. Anders liegt es beim Abdruck Fig. 57.

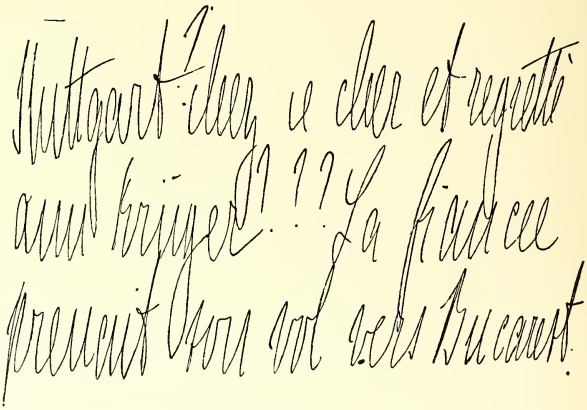


Fig. 57. Hohe, enge und dünne Schrift:
Selbstschätzung, Befangenheit aus Feingefühl.

Hier tritt nun ein neues Moment hinzu, die Schriftstärke, das ebenso wie die Schriftweite besonders behandelt werden wird. Es läßt sich jedoch nicht umgehen, es schon hier zu berühren, wenn die Bedeutung der Schrifthöhe einigermaßen erschöpfend klargelegt werden soll. Also: die Schriftschwere (Stärke) ist der Gradmesser für die Willensbetätigung und der davon abhängenden Eindrucksfähigkeit oder Sensibilität. Im Beispiel Fig. 57 ist die Schrift sehr eng und dünn. Daraus ergibt sich erstens die Befangenheit, zweitens die Ein-

drucksfähigkeit (Beeinflußbarkeit, Erregungsfähigkeit), insgesamt die Bestimmung auf Feingefühl. Diese Schrift rührt von einer bekannten hervorragenden Pianistin her.

Das weitere Beispiel Fig. 58 gibt die Handschrift des so früh verstorbenen Malers Otto Eckmann wieder, des eifrigen Formkünstlers und Vorkämpfers für das moderne Kunsthandwerk. Aus ihr spricht große Selbstschätzung. Das Beispiel Fig. 59 veranschaulicht die Handschrift des Malers und Naturapostels Diefenbach, der s. Z. weniger durch seine Kunst als durch die Eigenart seiner Lebensweise Aufsehen erregte. Die Höhe seiner Unterschrift, in Verbindung mit der steilen Lage, zeigt ausgeprägt die eigene Wertschätzung. — Die Handschrift unserer großen Schauspielerin Agnes Sorma, Fig. 60, (Seite 53) offenbart die ruhige, kluge Selbstschätzung, Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis.

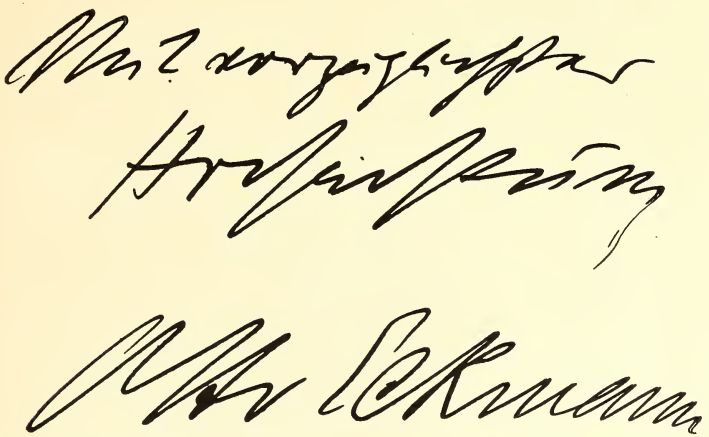


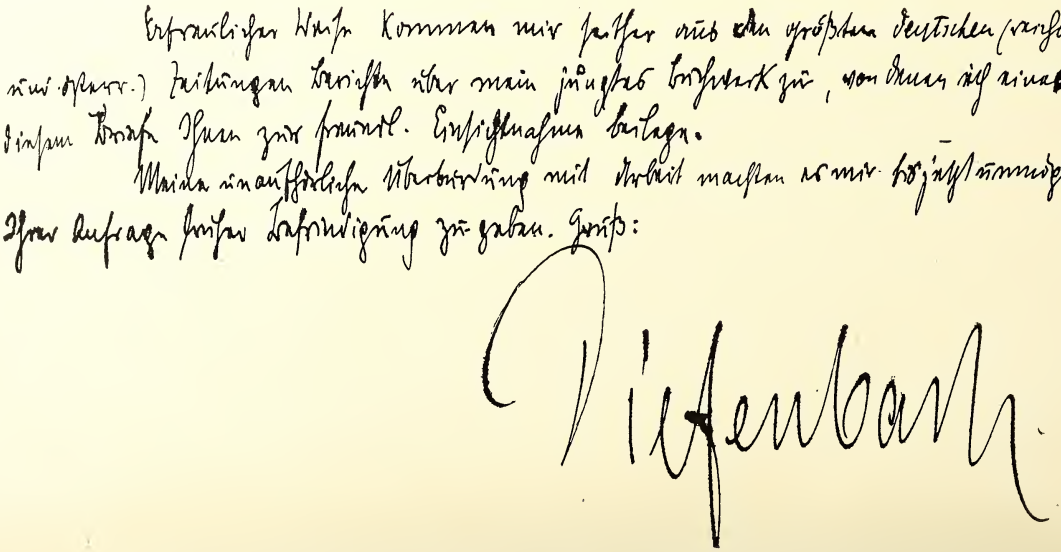
Fig. 58. Große, bewegte Unterschrift: Ausgeprägte Selbstschätzung.

Wir wenden uns nun den anormal niedrigen, kleinen Schriften zu. Von ihnen gilt, daß sie relativ selten vollkommen natürlich und ungezwungen geschrieben sind. Zumeist tragen sie den Charakter der Zucht- und stilisierten Schriften. — Die Probe Fig. 61 auf Seite 53, die Schrift unseres großen Gelehrten Rudolf Virchow, ist jedenfalls ein „Naturprodukt". Dennoch würde man sich sehr irren, wollte man von der Kleinheit der Schrift auf die Abwesenheit jeden Selbstgefühls schließen! Bei der außerordentlichen Knappheit aller Formen muß man sie alle in ihrem Verhältnis zu einander um so genauer betrachten. Da fällt es denn auf, wie hoch das R in Rudolf über die nachfolgenden Buchstaben emporragt. Hierin liegt eine besondere Art der Selbstschätzung, die man als Selbstgefälligkeit aussprechen muß.

Aus der Kleinheit einer Handschrift wollen manche auf eine gute Beobachtungsfähigkeit schließen, was bei Virchow gewiß zuträfe. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß auch ebenso hervorragende Beobachter große Buchstaben produzieren, z. B. Häckel. Übrigens schreiben alle „Schriftgelehrten", die doch gewiß scharf beobachten müssen, groß. Nach unserer Überzeugung hat die Kleinheit einer Schrift mit der Beobachtungsgabe des Schreibers nichts zu tun. Höchstens kann man von einer größeren Sorgsamkeit in der Wiedergabe und Registrierung des Gefundenen

Fig. 59. Sehr große Unterschrift:

Sehr stark betonte Selbstschätzung, die an Selbstbewunderung grenzt.



sprechen. Andere — und merkwürdigerweise nicht blos Laien — wähnen einen Zusammenhang der kleinen Schrift mit der Kurzsichtigkeit. Wer sich nur einigermaßen in seiner Familie umsieht, wird die Unhaltbarkeit dieser weitverbreiteten Ansicht einsehen. Die gleiche Logik könnte die große Schrift mit der Weit- oder Übersichtigkeit in Verbindung bringen. In Wahrheit liegt

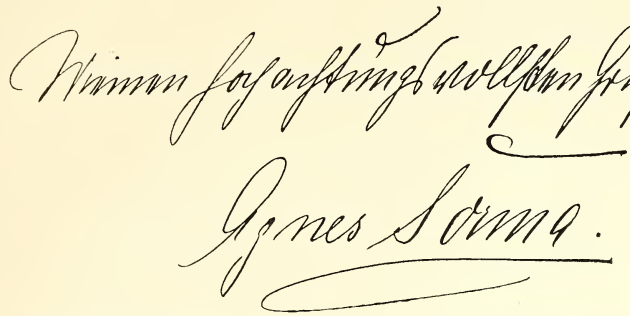


Fig. 60. Große, wenig bewegte Schrift: Kluge Selbstschätzung.

die Sache so, daß der eine wie der andere Anormalsichtige seine Sehkraft durch Augengläser korrigiert — und damit entfällt jeder Grund für die Annahme, daß die Augenbeschaffenheit auf die Größengestaltung der Handschrift von Einfluß sein könnte.

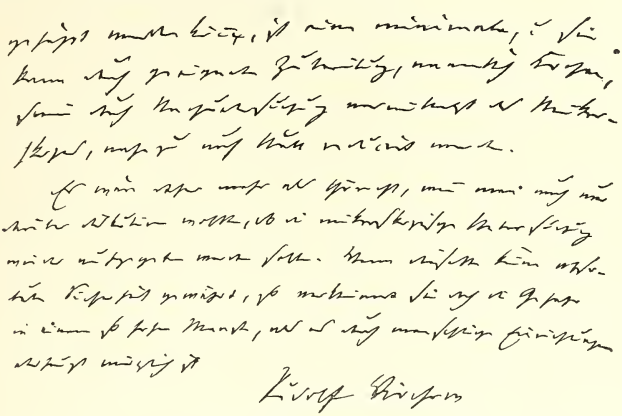


Fig. 61. Kleine, niedrige Schrift:
Sorgsamkeit, äußere Bescheidenheit. Stilles, anspruchloses Wesen.

Wer klein schreibt, kann zwar in hohem Grade geistig eitel sein; er wird aber im allgemeinen den Eindruck der Bescheidenheit und Einfachheit machen. Er wird nicht ungeniert und selbstbewußt auftreten, eher aber eine gewisse Gemessenheit zum Ausdruck bringen.

Nun liegt ja der Schluß nahe genug, daß, wer sich beim Schreiben mit solch winzigen Kleinigkeiten abgibt, er auch sonst im Leben und in seinem Beruf die Kleinigkeiten liebevoll beachtet

und sie wohl auch überschätzt. Nicht aber kann man umgekehrt sagen, daß jemand, dessen Beruf die größte Peinlichkeit erfordert, eine kleinliche, peinliche Handschrift schreiben oder sich allmählich erwerben müsse. Das ist absolut nicht der Fall. Wer, wie Verfasser, Gelegenheit hatte, Handschriften der Uhrmacher, Feinmechaniker, Büchsenmacher, Chromolithographen, Chemigraphen, Retuscheure, Planzeichner, Intarsienschneider, Mosaikkünstler, Stickerinnen usw. in größerer Anzahl zu prüfen, der wird sich bald überzeugt haben, daß der Beruf einen derartigen Einfluß auf die Buchstabenformung nicht hat. Wo gelegentlich einmal die Peinlichkeit und Exaktheit des Berufs mit der Handschrift zusammentreffen, da sind deren Urheber eben kleinliche, pedantische, engherzige Naturen. Es ist somit kein Zufall, daß der Geiz auch die kleinen, zusammengedrängten Buchstaben formt.

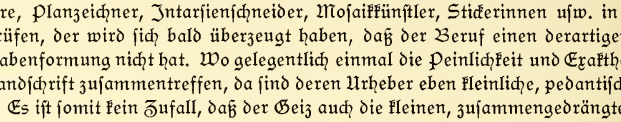


Fig. 62. Niedrige Zuchtschrift: Sorgsamkeit, Streben nach Ordnung.

Die vorstehende Schrift, Fig. 62, ist die eines feinsinnigen Dichters, der aber ungeachtet dieser ausgesprochenen Zuchtschrift ganz ungezwungen schreiben kann (Fig. 41). In dieser Schrift erkennt man weit mehr, insbesondere das, daß die Energie des Schreibers gerade ausreichte, um eine so „ordentliche" Handschrift wie die obige hervorzubringen. — —

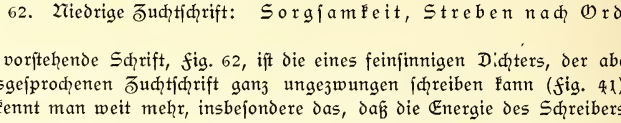


Fig. 63. Sehr kleine Schrift:
Sorgsamkeit und Ordnungsliebe. Sinnigkeit, Hang zur Einsamkeit.

Der Abdruck Fig. 63 veranschaulicht eine der kleinsten Schriften, die überhaupt im alltäglichen Briefverkehr vorkommen. Wer in der Handschrift so wenig auffallen und sich bemerkbar machen will, der muß sehr bescheiden und ein gewollt einsamer Mensch sein, der keinerlei Ansprüche ans Leben stellt.

Betrachtet man rückblätternd die Probe Fig. 56 und daneben die eben gekennzeichnete, so ersieht man erst den gewaltigen Unterschied in der Inanspruchnahme des Raumes, des Papiers und der Tinte! Der eine braucht Raum zu seiner Entfaltung und Publikum, sei es zum Zuhören, sei es zum Zuschauen. Dieser braucht nichts als nur sich selbst.

In den großen Schriften spricht sich zugleich eine gewisse Zuversichtlichkeit und Selbstsicherheit aus. Ist die große Schrift fest, weit, schräg, temperamentvoll, bergaufstrebend, dann haben wir den tatendurstigen Draufgänger (Fig. 58), den hoffnungsfreudigen Neuerer vor uns, der sich durchsetzen will.

Hohe, ruhige, steile Schrift in knapper Formengestaltung (wie z. B. Fig. 54, 55) schreitet ruhig und sicher einher, ohne Wesens aus sich zu machen. Sie atmet kühle Exklusivität, ruhige Vornehmheit: so auch ihre Urheber. Ist eine solche Schrift zugleich temperamentvoll, bewegt, lebendig, einerlei ob steil, links- oder rechtsschräg, wie z. B. die Handschrift Podbielskis, Fig. 64, dann weiß man, daß ihr Besitzer seine Meinung gerade herausfagt und laut und deutlich und nicht in zierlichen Worten des glatten Poseurs.

In der Tat haben wir stets bestätigt gefunden, daß solche Personen, deren Kleinbuchstaben im Verhältnis zu den Großbuchstaben zu hoch waren, — sofern die Schrift — gleichviel welche Lage — zugleich Temperament, Ungezwungenheit zeigte — sich im Verkehr sehr ungezwungen gaben, gut und gern sprachen, kurzum vergnügt und „gemütlich" waren. Sie zeigten schnell ein reichlich Maß von Unbefangenheit und Selbstsicherheit, auch Ungeniertheit und meist auch Humor. Solche Naturen haben Vertrauen zu sich, auch wenn sie noch auf keinen grünen Zweig gekommen sind und auch in ideeller Beziehung nichts erreicht haben. Überhaupt kann man die Neigung zum Großschreiben als das Kennzeichen des Optimismus betrachten, während der Pessimismus kleine Handschriften gebiert.

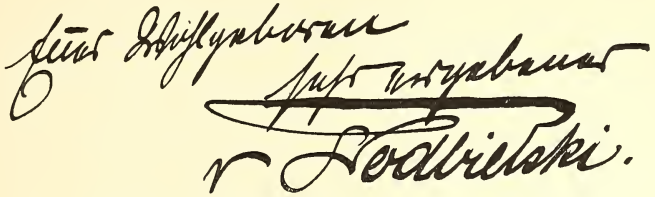


Fig. 64. Große, sehr natürliche, bewegte Schrift:
Ungezwungenheit bei starkem Selbstgefühl.

Was von der Handschrift des Individuums gilt, gilt auch für die Völker. Die Engländer schreiben im Durchschnitt groß und steil. Warum weiß der Leser jetzt. Die Franzosen mit ihrer leichten, liegenden und lebhaften Schrift zeigen das Bild der Eindrucksfähigkeit (Sensibilität) des temperamentvollen Naturells, der Selbstgefälligkeit usw. Daß die Handschriften der Engländer weniger verschieden, weniger variabel sind als die anderer Kulturvölker, darf man wohl als feststehend annehmen. Dem widerspricht einigermaßen die dort so stark betonte persönliche Freiheit. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß alles, was Konvention, Überlieferung bedeutet, von ihnen weit peinlicher befolgt wird als von irgend einem anderen Volk. Aus dem Grunde darf man auch die große, steile Schrift als ein Teilprodukt der selben Konvention betrachten, die es zuwege bringt, daß alle Angehörigen der oberen und mittleren Klassen zu bestimmten Zeiten und Gelegenheiten gleich gekleidet sind und sein müssen. In dieser Beziehung herrscht bei unseren Vettern jenseits des Kanals nicht nur keine Freiheit, sondern ein Zwang, der der Sklaverei verteufelt ähnlich sieht. Wem es übrigens Vergnügen macht, völkerpsychologische Studien zu treiben, sei auf einige, wie uns scheint, interessante und sehr bezeichnende Tatsachen hingewiesen. Alle großen Erfindungen, die den einzelnen abhängig machten, der Gesamtheit jedoch großen, ungeheuren Nutzen brachten, so die Erfindung der Eisenbahn, der Personen-Fahrzeuge auf Schienen, der Gaserzeugung (Leitung), der Wasserversorgung und ähnliche, sind von Engländern gemacht worden. In ihnen war der selbe Geist wirksam, der es verstand, einen großen Teil der Erdenmenschen dienstbar und von sich abhängig zu machen. In der Zeit vor jenen Erfindungen konnte der einzelne reisen, kochen, beleuchten usw. usw., wann und wie es ihm paßte (was jetzt nur die Wohlhabenden noch vermögen). Heute muß der Durchschnittsmensch zu einer be-

stimmten Stunde reisen in Gesellschaft ihm völlig gleichgültiger oder gar unangenehmer Personen. Er ist abhängig vom Willen des Hauswirts, vom Portier in der Wasserversorgung, Beleuchtung und — wo dies nicht zutrifft — da mindestens von den Wasser- und Gaswerken. Erfindungen, die den einzelnen unabhängiger, freier machten (Luftballon, Fahrrad, Automobil, Aeroplan) sind nicht von Engländern gemacht, ja nicht einmal fortgebildet worden. Das freieste Volk der Welt hat am meisten zur Unfreiheit der Massen beigetragen! Fast ist man versucht, das Gesetz aufzustellen und etwa so zu formulieren: je größer die Handschrift eines Volkes, um so höher sein Einfluß auf andere. Damit wären wir wieder zur Schrifthöhe zurückgekehrt, die wir auf dem Ausflug nach England fast vergessen hätten.

Die Höhe und Größe einer Handschrift wechselt auch infolge von Stimmungsmomenten. Freudige Stimmungen vergrößern sie, traurige bewirken das Gegenteil. Zorn kann die Schrift ganz erheblich vergrößern. Das ist kein Widerspruch. Denn Zorn ist seinem innersten Wesen nach

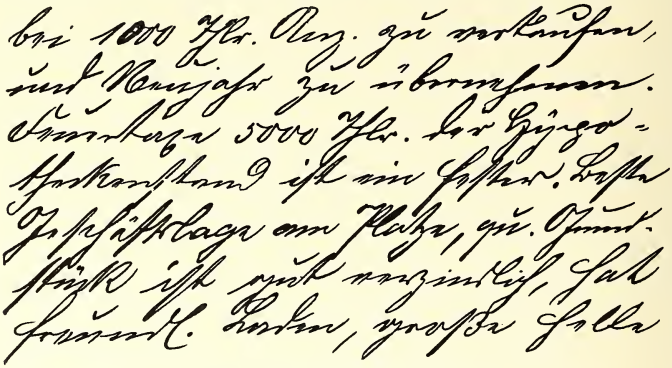


Fig. 65. Natürliche Schrift.
Fig. 65a auf nachfolgender Seite: Die „Wutschrift" derselben Person.

nicht nur Mißmut, sondern das Streben nach Befreiung vom Mißmut, und die Explosion bedeutet, wie jede Explosion, Entspannung, Bloßlegung, Befreiung. Fühlt sich jemand schwer beleidigt, so bäumt sich sein ganzes Selbstgefühl auf. Die in solchen Momenten entstehende Schrift nimmt unter Umständen gewaltige Dimensionen an, insbesondere dann, wenn der Beleidigte sich zu Unrecht beleidigt fühlt. Ein sehr instruktives Beispiel dieser Art bieten die beiden Proben Fig. 65 u. 65a. Die Affektschrift ist nicht nur größer, sondern sie liegt auch schräger als die natürliche. Dies Moment ist eine charakteristische Begleiterscheinung jeder „Wutschrift". —

Es gibt Handschriften — und ihre Zahl ist Legion — die nur eine Vergrößerung oder Verlängerung der Groß- und Langbuchstaben aufweisen oder auch eine Verkleinerung der Kleinbuchstaben. Zunächst muß der besonderen Bedeutung der Großbuchstaben gedacht werden. Man hat die Großbuchstaben als die Träger des Eindrucks bezeichnet, den der Schreiber in der Öffentlichkeit, im Verkehr macht oder doch machen möchte. So sollen auffällig niedrige Großbuchstaben berechnete Bescheidenheit bedeuten, hohe dagegen Stolz, Prätention, eitles Sichspreizen, Selbstbewunderung, je nach dem Grade ihrer Einfachheit oder Verschnörkelung. Das ist im wesentlichen auch richtig. Will der Schreibende überhaupt nach jener Richtung eine Wirkung auf den Leser des Manuskripts hervorbringen, dann liegt es nahe, daß er dazu Buchstaben wählt, die an sich schon durch ihre Größenverhältnisse wirken.

Ist die Handschrift einfach und ruhig gehalten wie die Probe Fig. 66, Seite 58, so kann

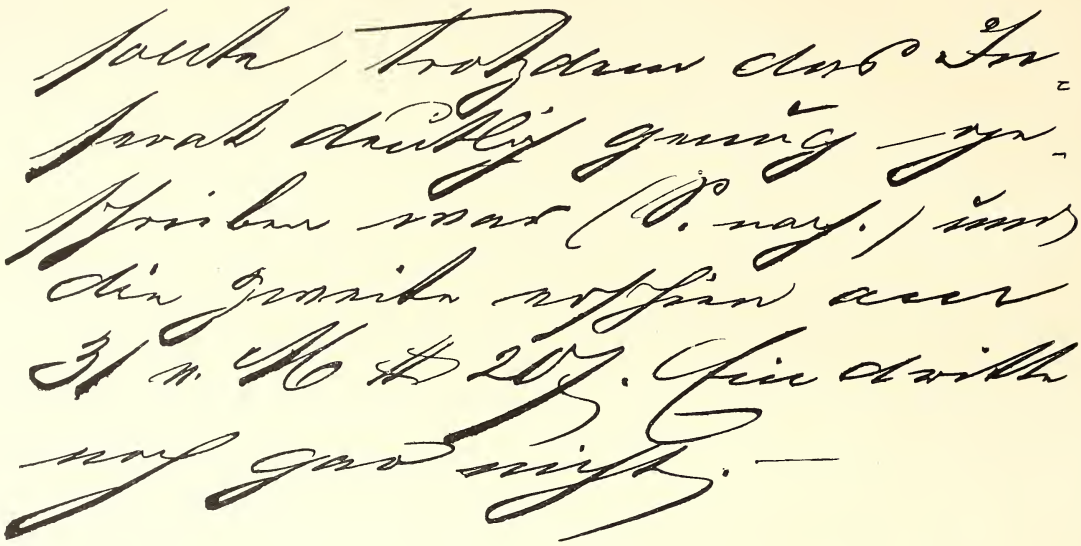


Fig. 65a. Affektschrift, Zorn.

man von kühler Unnahbarkeit nicht sprechen, ungeachtet dessen, daß solche Regungen des Stolzes vorhanden sind. Man hat es vielmehr mit ausgeprägter Selbstschätzung eines klugen Mannes zu tun. Die stark nach oben verlängerten Stäbe des h und H lassen ein gewisses „Herabsehen auf andere" erkennen. Besser veranschaulicht diese Regung das M in lateinischer Form, wie man es häufig in Aristokraten-Handschriften findet (Fig. 67).

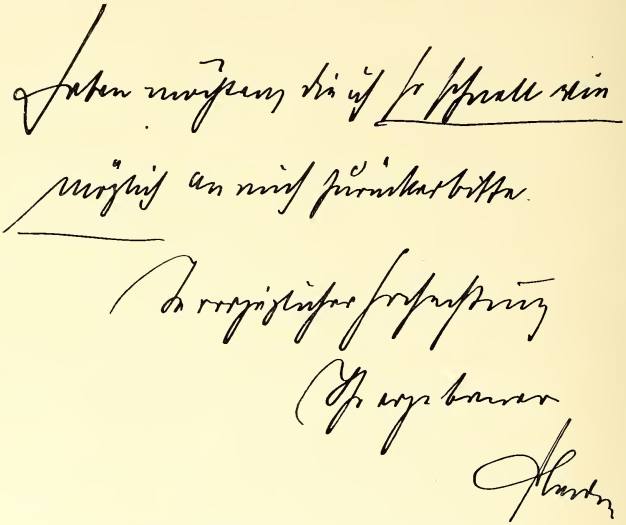


Fig. 66. Hohe Groß- und Langbuchstaben: Stark ausgeprägte Selbstschätzung.

Auch wo zwei Konsonanten einander folgen (st, sch, ff usw.) muß man die Höhenunterschiede den Regungen des Stolzes zuschreiben. Wenn solche Erscheinungen in bewegten Schriften (ob steilen oder liegenden, ist gleich) auftreten, wie z. B. in der Handschrift unseres großen Malers

Fig. 67. Hohe, abfallende Stufenbildung: Stolz.

W. Leistikow, Fig. 68, dann müssen wir berechtigte (ungewollt zum Ausdruck gebrachte) Selbstschätzung annehmen. Aristokratische Schriften sind ruhiger ausgeführt.

Sind jedoch die Formen entgegen den so ästhetischen Leistikows geschmacklos, „aufgetakelt" (Fig. 69), so empfindet wohl auch der Laie ihre wahre Bedeutung: gespreiztes, eitles, wichtigtuerisches Wesen. Die starke Druckbetonung am H und W veranschaulicht zugleich die Wertschätzung von Nebensachen, Kleinigkeiten, Äußerlichkeiten. Hierauf ist der Wille des

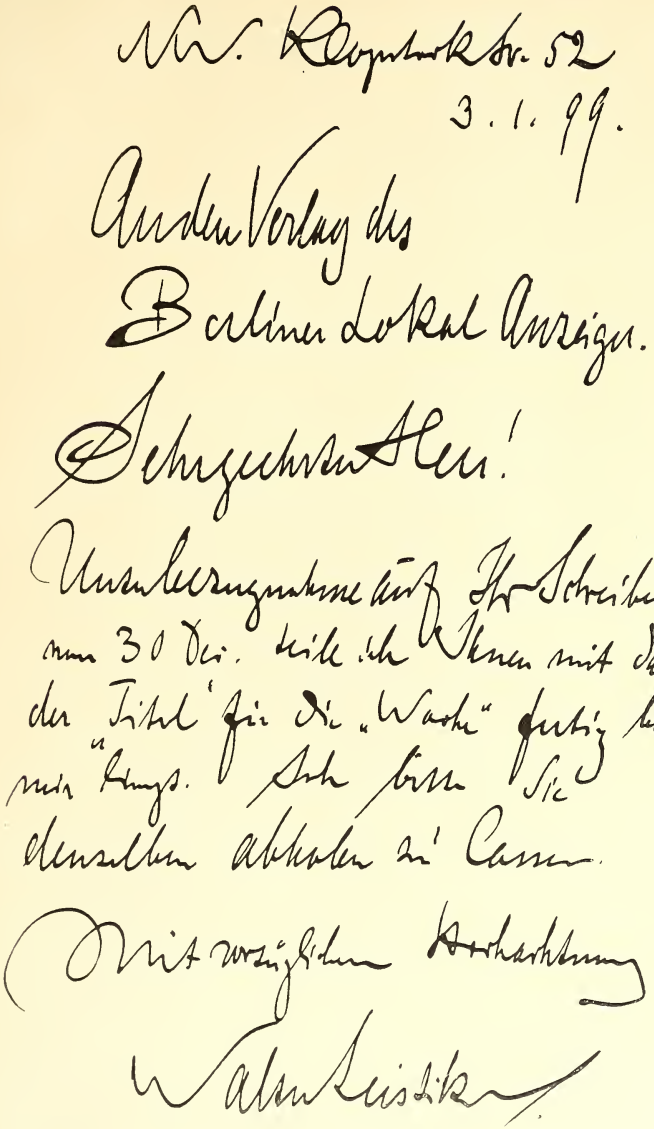


Fig. 68. Mäßig überragende Großbuchstaben in natürlicher Schrift: Berechtigter Stolz.

Schreibers gerichtet. In anderer, weniger geschmackloser Weise bringt dies zum Ausdruck die Probe Fig. 70. Hier aber tritt hinzu das Moment der Engigkeit und die offenbare Stili-

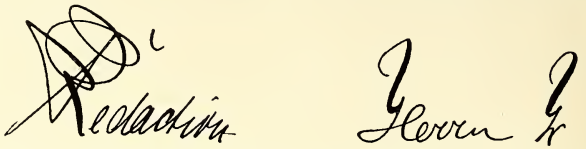


Fig. 69. Geschmacklose, vergrößerte Formen: Gespreiztheit, Wichtigtuerei, Eitelkeit.

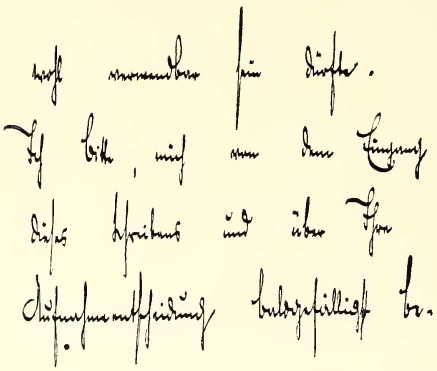


Fig. 70. Vergrößerte Groß- und Langbuchstaben in enger, stylisierter Schrift: Selbstgefälliges, eingebildetes Wesen unter der Maske der Bescheidenheit.

sierung. Dadurch wird die Bedeutung modifiziert, wie in der Unterschrift zu Fig. 70 angegeben.

Ist die hohe Handschrift zugleich in den Großbuchstaben sehr breit (Fig. 71), dann darf man auf Dreistigkeit und Unverschämtheit schließen.

Deutlich auch tritt dies in Erscheinung in der Unterschrift eines Engländers hervor, der dafür bekannt ist, daß er sich sehr viel herausnimmt (Fig. 72). Nur ist diese Schrift kultivierter als die vorhergehende.

Es gibt Buchstaben, die besonders geeignet sind zur Vergrößerung der horizontalen Elemente. In der Probe Fig. 72 sieht man diese Tendenz im P, B und w. Zumeist aber werden die L und deutschen B in der Weise umgestaltet. Die Buchstaben erhalten dadurch gewissermaßen ein sicheres Fundament (Fig. 73.).

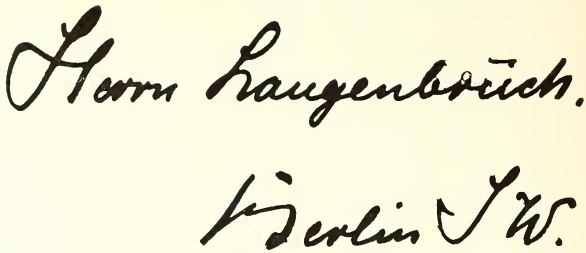


Fig. 71. Hohe, breite Großbuchstaben: Ungeniertes, dreistes, unverschämtes Auftreten.

Andere Buchstaben wieder spreizen oder erheben sich, „laufen auf den Zehen“ (das L in Fig. 74 auf der folgenden Seite).

Hier tritt ein neues Moment in Erscheinung, die Tendenz zur Einringelung und Schleifenbildung (ℓ). So schreiben sehr eitle, sich selbst bewundernde Leute.

Fig. 72. Hohe, breite Großbuchstaben: Dreistigkeit, Rücksichtslosigkeit.

Wir haben aus den obigen Beispielen gesehen, wie verschiedenartig Eigenschaften, als deren Grundursache das Selbstgefühl gelten muß, zur Ausprägung gelangen.

Auch die Herrschsucht, der Wille zur Macht, gehört hierher. Zergliedert man diese Eigenschaft, so findet man, daß Herrschsucht im Grunde in der fortwährenden, permanenten Betonung eines stark entwickelten Selbstgefühls besteht. Französische Autoren haben sie in den T-Strichen erkennen wollen, sofern sie über diesem Buchstaben angebracht sind Fig. 75, Seite 62.

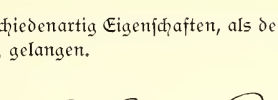


Fig. 73. Vergrößerte Basis in hoher Schrift: Selbstsicherheit.

Unsere deutsche Schrift bietet wenig Gelegenheit zur Formung ähnlicher Gebilde; am d (siehe Fig. 75) und dem U-Zeichen sieht man sie zuweilen. Wenn nur so jene Eigenschaft sich ausdrückte, dann wären wir meist nicht imstande, sie aus deutscher Schrift zu entnehmen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß verlängerte Ober- und Unterlängen in Verbindung mit horizon-

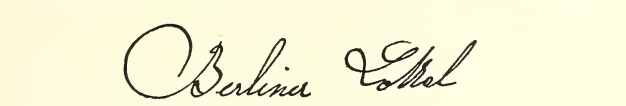


Fig. 74. Breite, verschnörkelte und sich erhebende Buchstaben: Eitelkeit, Selbstbewunderung.

taler Zeilenführung in nicht zu enger Schrift die gleiche Bedeutung haben. Die hoch angebrachten t-Striche besagen an sich Beharrung, Ausdauer, weil sie horizontal geführt sind. Und da sie zugleich die Tendenz zeigen, den Buchstaben selbst zu vergrößern, so ergibt sich die Deutung auf Herrschlust von selbst. Der Leser wird sich erinnern, daß alle Schriftelemente, ganz gleich, wo sie angebracht sind, stets die gleiche Grundbedeutung beanspruchen. Horizontale Striche kommen in Handschriften weiblicher Personen relativ häufig vor, und zwar unterhalb der Schreiblinie (Fig. 76). Sie haben hier die Bedeutung der Herrschlust im Hause, in der Familie. Wer so schreibt, möchte um alles gefragt werden, zu allem sein Urteil, seine Meinung abgeben, und er vermerkt es übel, wenn man ihn umgeht.

Wir erkennen hier einen fundamentalen Unterschied in der Betätigung der Herrschlust. Sind die horizontalen Striche oberhalb der Schreiblinie angebracht, so haben wir die mehr geistige, immaterielle, sind sie unterhalb der Linie hervorgetreten, die gekennzeichnete kleinliche Herrschlust vor uns.

Damit gelangen wir zu einem dem Leser neuen Gebiet, der Bedeutung der Schriftelemente oberhalb und unterhalb der Schreiblinie. Es sei hier gleich vorausgeschickt, daß die Meinungen der Fachleute in dieser Frage recht geteilt sind.

Will man analog den bisherigen Erklärungsversuchen symbolisch vorgehen, dann wird man allerdings zugestehen müssen, daß „Geist" und „Materie", wenn überhaupt, sich in der Handschrift in dem Gegensatz kundgeben werden, der eben angegeben wurde: Oben „Geist", unten „Materie". Der sich sammelnde geistige Arbeiter blickt gern nach oben, lebt wohl auch „in höheren Regionen", erwartet von dort her Inspiration, neue Gedanken usw. Gott und den Himmel denken wir uns hoch oben über der Erde, den Teufel und seine Hölle tief unten. Es kommt für diese Betrachtungen nicht darauf an, ob jemand religiös oder ungläubig ist. Auch der Ungläubige denkt sich die Kraft, als welche er nicht einen persönlichen Gott gelten lassen will, immerhin als geistige im Weltall wirkende Potenz. Weiter. Das Materielle ist für uns unzweifelhaft mit dem Begriff der Tiefe verbunden. Unsere Lebensmittel wachsen auf oder in der Erde. Die Erze, Kohlen, Edelsteine usw. entnehmen wir dem Innern der Erde usf. Das Tiefe bewerten wir geringer als das Hohe. Der von niederen Trieben beherrschte Mensch, d. h. der Mensch, der nur gemeinen, materiell-sinnlichen Vorteilen nachjagt, gilt uns weniger als der hoch strebende, ideale. Sind seit Jahrtausenden solche Vorstellungen im Menschengeschlecht wirksam, dann — muß man sagen — wäre es geradezu merkwürdig, wenn sie nicht auch bei der Gestaltung der Handschrift eine Rolle spielten.

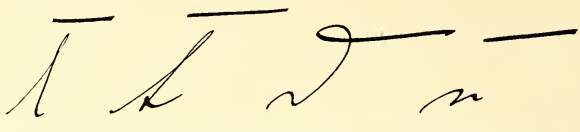


Fig. 75. Erhöhung der Buchstaben durch horizontale Elemente: Herrschluft.

Fig. 76. Horizontale Linien in verlängerten Unterlängen: „Haustyrannei".

Freilich, aus den entwickelten Unterlängen einer Schrift nun, wie es geschehen ist, auf Liebe für Leibesbewegung, für Sport usw. zu schließen, erscheint uns a priori verfehlt, und die Beobachtungen bestätigen das. So viel aber ist gewiß: Die ausgeprägten Unterlängen kommen durchschnittlich am häufigsten vor in Schriften der Kaufleute, Gewerbetreibenden, Handwerker, Landleute usw., während entwickelte Oberlängen oder doch verkrüppelte Unterlängen mehr das Kennzeichen der geistigen Arbeiter, der höheren Berufe zu sein pflegen. In unserer merkantilistischen, materiellen Zeit wird man sich allerdings nicht wundern, daß selbst Gelehrte, Ärzte, Forscher, Künstler usw. ihre Handschrift „materiell" entwickeln, d. h. also mit mehr oder weniger stark betonten Unterlängen schreiben.

Ein gutes Beispiel der „geistigen Schrift" bildet die Probe von der Hand Fritz Mauthners, des hervorragenden Kritikers, Sprachkünstlers und -forschers. (Fig. 77). Man beachte die beiden h in Hochachtung, das h in bemühen, hätte usw. Die Handschrift Paul Heyses zeigt ähnliche Tendenzen (Fig. 78). Hier sind es besonders die G und H, die im Verhältnis zu den Unterschleifen über der Schreiblinie stark betont erscheinen. Als weiteres Beispiel sei auf die Handschrift Max Klingers verwiesen, des großen vielseitigen Künstlers (Fig. 79, Seite 64).

Ähnliches, aber weniger deutlich ausgeprägt, veranschaulicht die Schriftprobe des bekannten Nerven- und Irrenarztes Erlenmeyer. Sie ist inhaltlich dadurch wichtig für unsere Bestrebungen, als die Beantwortung seiner Frage durch Verfasser den Beginn des Interesses einleitete, das der Gelehrte dem Schriftwesen bis zum heutigen Tage entgegenbringt. Erlenmeyer war einer

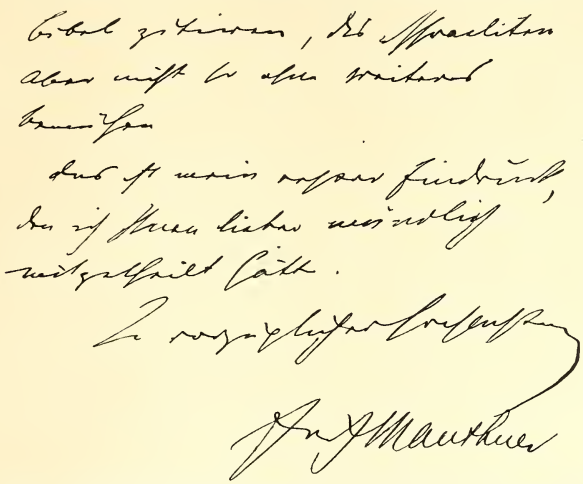


Fig. 77. Entwickelte Ober-, verkleinerte Unterlängen: Geistigkeit.

der ersten deutschen Ärzte, der den diagnostischen Wert der Handschrift erkannte und über die Pathologie der Schrift grundlegend geschrieben hat (Die Schrift. Grundzüge [ihrer] Physiologie und Pathologie". Stuttgart 1879) Fig. 80, Seite 64.

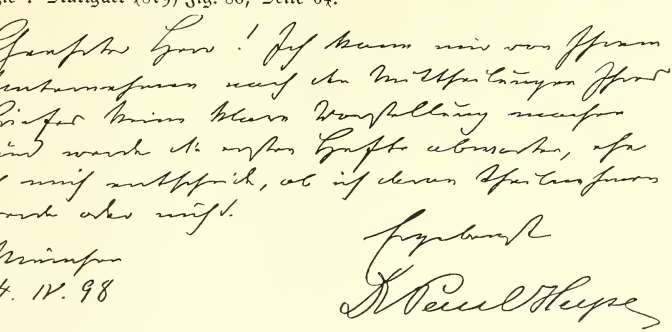


Fig. 78. Entwickelte Oberlängen: Geistigkeit.

Wie ganz anders sehen die Handschriften aus, deren Urheber sich den geistigen Arbeitern nicht zuzählen können. Die Probe Fig. 81 rührt von einem Individium her, das als politischer Polizeispitzel tätig war. In Fig. 82 sehen wir eine rein kaufmännische Schrift mit ebenfalls stark betonten Unterlängen.

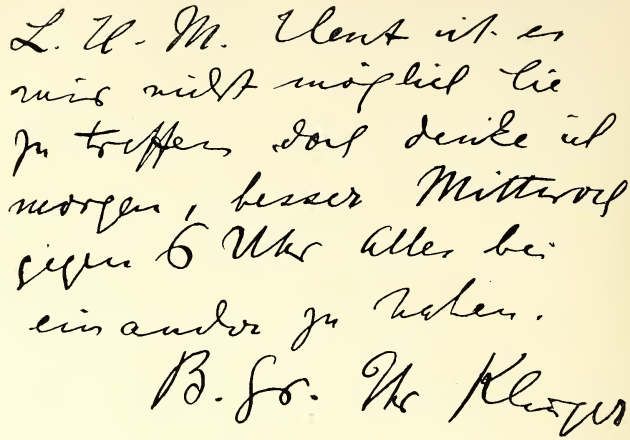


Fig. 79. Entwickelte Oberlängen: Vorwiegend geistige Interessen.

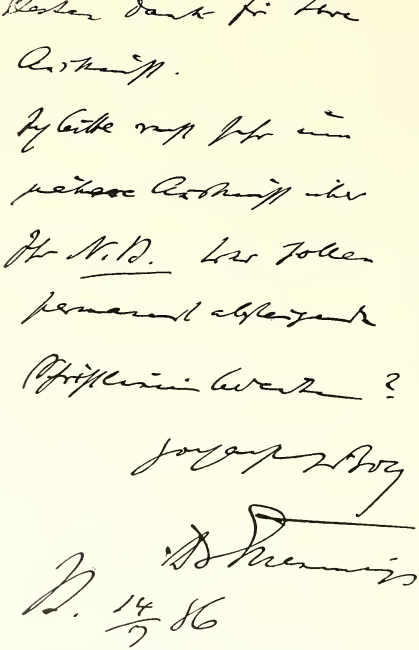


Fig. 80. Verkleinerte Unterlängen: Geistige Tätigkeit.

Fig. 82 stammt von der Hand eines weiblichen Kontoristen von außerordentlicher Tüchtigkeit im allgemeinen und von besonderer im Leiten und geschäftlichen Disponieren.

Diese Eigenschaft greift auf die mehr geistige Tätigkeit über (wenn auch nur um materieller Ziele willen). Daher die gleichzeitige Betonung der Oberlängen. Ob diese Deutung in allen Fällen zutrifft, ist noch nicht sicher erforscht.

Schließlich noch eine Probe, die die obigen Ausführungen Lügen zu strafen scheint (Fig. 83). Sie rührt von einem leidenschaftlichen Spieler her, also von einem Menschen, der dem Geldgewinn eifrigst nachjagt. Und doch die entwickelten Oberlängen? Nun wohl. Wir vermögen hierin keinen Widerspruch zu erkennen. Denn die vom Spielteufel Besessenen frönen nicht immer ihrer Leidenschaft, um Reichtümer zu sammeln, sondern um sich einen Nervenreiz zu verschaffen. Sie verlieren schließlich die Empfindung für den Wert des Geldes. Wie gewonnen, so zerronnen. Übrigens ist diese Schrift von Zeichen der Hysterie durchsetzt.

Wir haben gesehen, welche Grundbedeutung der Schrifthöhe zugesprochen wird. Wollen wir uns auch hier nach einer Er-

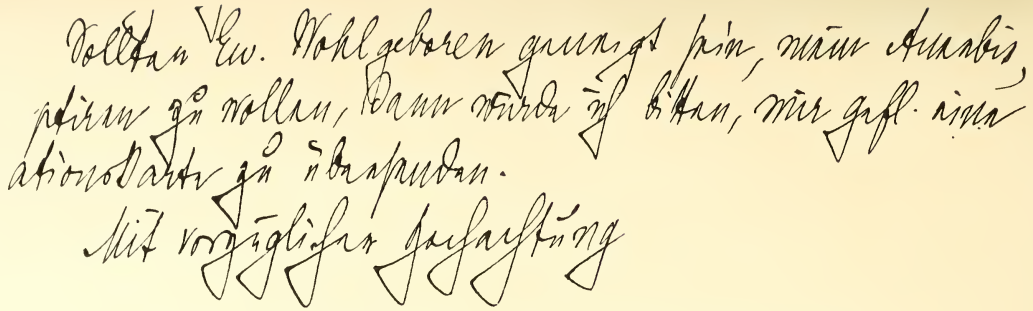


Fig. 81. Entwickelte Unterlängen: Vorwiegend materielle Interessen.

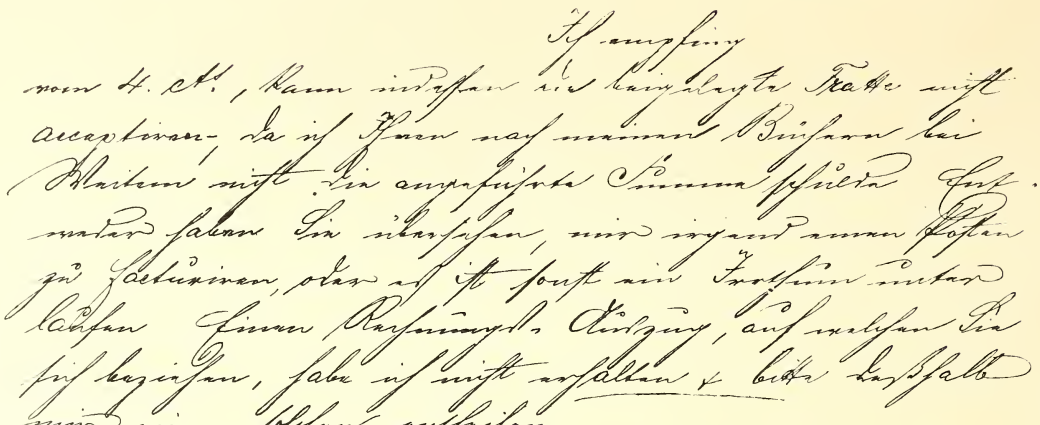


Fig. 82. Entwickelte Unter- und Oberlängen: Leitungsvermögen, Dispositionsgabe.

klärung umsehen, so brauchen wir uns nur an das zu erinnern, was Adolf Henze schon vor fünfzig Jahren gesagt hat. In etwas erweiterter Ausführung entspricht das etwa dem:

Von Jugend auf sind wir gewöhnt, mit dem Begriff der Größe, des Hervorragenden und Bedeutenden, des Außergewöhnlichen und des Herrschenden die Vorstellung von etwas Hohem, Überragendem zu verbinden. Den Führer, den Mächtigen denken wir uns groß, so oft wir auch in der Wirklichkeit enttäuscht werden. Ein hoher Baum beherrscht die kahle Heide, die Kirche das Dorf, die Schornsteine eine Industriegegend. Und so fort. Auch von uns Menschen gilt das. Der Kleine möchte groß oder doch größer sein. Er greift in diesem Streben zu künstlichen Mitteln, trägt mit Vorliebe einen hohen Hut und hohe Absätze, wählt gern vertikal gestreifte Stoffe („weil sie größer machen") usw. Und erst die Frauen! Keine will klein sein. Wohl verbietet die Mode mitunter hohe Kopfbedeckungen. Aber hohe, sehr hohe Absätze tragen sie alle, die Kleinen. Alle beherrscht sie der „Drang zur Höhe". — Gibt es große Menschen, die klein, kleine, die noch kleiner sein möchten? Und wo ist der Mann, der nicht glaubt, daß eine hohe Statur ein günstiges Vorurteil erweckt! Woher das alles, wie erklärt sich das? Dadurch, daß wir gewöhnt sind, alles Große, Hohe mit dem Begriff der „Größe" zu verbinden. Unser ganzes Empfinden ist mit solchen Vorstellungen gleichsam durchtränkt.

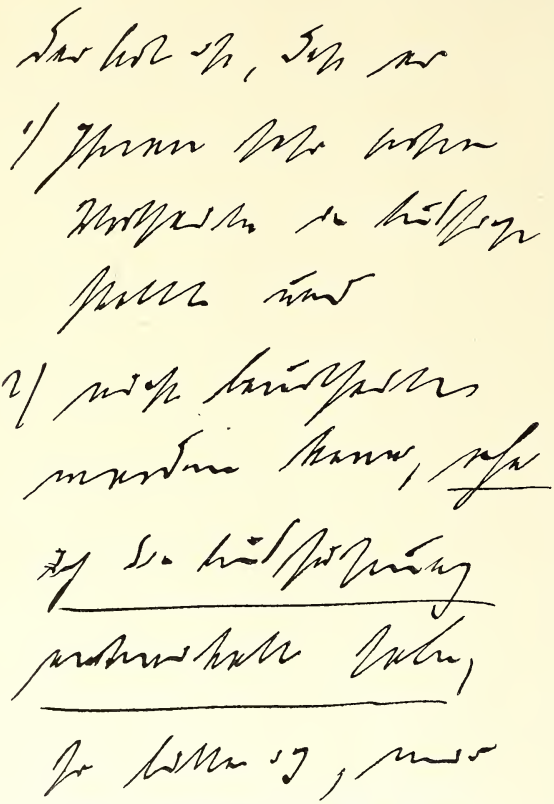


Fig. 83. Handschrift eines hysterischen Spielers.

Und nun soll diese Vorstellung sich nicht auf die Handschrift übertragen? Der Selbstbewußte, Stolze, der Herrschlustige, der sich selbst Bewundernde soll klein, niedrig, der Bescheidene, Schüchterne, Zaghafte usw. weit, groß und hoch schreiben? Wer das für möglich hält, der klappe das Buch zu. Es wäre schade um seine Zeit.

Die Weite der Schrift.

Die Ausdehnung der Handschrift in horizontaler und vertikaler Richtung wird beeinflußt durch die Größe der Schreibfläche. Ist sie an Umfang klein, so wird auch die Handschrift kleiner, enger und umgekehrt. Visitenkarten, Postkarten, Formulare usw. zwingen uns zu Verkleinerung oder zur „Anpassung" unserer Handschrift. Aber es ist nicht bei jedem so. Es gibt Leute, die sich durchaus nicht anzupassen vermögen, denen, mit andern Worten, die Empfindung für den Raum fast gänzlich fehlt. Sie wählen infolgedessen — wenn sie Weitschreiber sind — nur große Papierformate; bei Engschreibern ist's umgekehrt. Aus alledem geht klar hervor, daß Schriftstücke in zu kleinem oder zu großem, richtiger gesagt: in einem der betreffenden Person nicht genehmen Format für eine Charakterdiagnose wenig geeignet sind. Die Raumausnutzung ist bezeichnend für den Besitzsinn und das äußere Auftreten. Wer seine Schrift weit auseinanderzieht, weite Zeilen und Ränder formt und im übrigen natürlich und ohne bewußte Selstbeherrschung schreibt, der muß nicht notwendig ein Verschwender sein; er wird aber nie das Geld und den Besitz an sich lieben, sondern nur als Mittel zum Zweck. Der Zweck kann sehr verschieden sein. Der eine interessiert sich z. B. für Kunst, sagen wir für japanische Drucke, der andere für Antiquitäten, der dritte für Waffen, Gemälde, Radierungen usf. Andere wieder leben nur ihrem Genuß und dem Vergnügen. Alle aber opfern ihren Liebhabereien und Passionen große Summen, unter Umständen bis zur Verarmung. Die Schriftzüge dieser „Verschwender" werden natürlich einander sehr wenig ähneln. In der geringen Raumausnutzung aber sind sie im Grunde übereinstimmend. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir in der Lage wären, die verschiedenen Liebhabereien aus den Schriften zu erkennen. So weit sind wir wenigstens heute noch nicht. Nein, es soll nur darauf hingewiesen werden, daß man sich den Begriff des Wortes Verschwender erst klarmachen muß. Allen Verschwendern ist die Gleichgültigkeit gegen den Besitz eigen. Aber man kann ein Verächter des Geldes sein und ist deshalb noch keineswegs schlechthin ein Verschwender. Ja, wer sein Vermögen verschenkt, der muß nicht notwendig als Verschwender angesehen werden. Wer es für Kunstinteressen ausgibt oder für andere höherstehende Liebhabereien, ist darum als Verschwender nicht ohne weiteres anzusprechen. Der eigentliche Verschwender ist gewöhnlich der Sohn eines Vaters, der in ausdauernder, emsiger Arbeit Reichtümer zusammenscharrte. Oder der Schwindler und Hochstapler, dem der „Erwerb" eben nicht viel schwerer wurde, als dem Sohn reicher Eltern die Arbeit des Erbens. Da beide selbst nichts durch ihrer Hände Fleiß erarbeiteten, so fehlt ihnen die Empfindung für den Wert des Geldes und des Besitzes (wie dem Spieler). Es ergeht ihnen nicht anders als dem „kleinen Mann", dem ein Haupttreffer in den Schoß fällt. Nur wenige erfreuen sich auf längere Zeit ihres Glückes. Und gerade die, die bis dahin schwer gearbeitet hatten, vergeuden ihren Mammon am schnellsten, weil sie großen Summen gegenüber den Kopf verlieren und von dem Glauben beherrscht sind, das Geld könne nie „alle werden". Ein plötzlicher Kuß von schönen Lippen ist ja wohl immer gefährlich — — der Kuß Fortunas aber — — — nun, schweigen wir darüber, denn wir können nicht aus Erfahrung sprechen. Aber wir waren Zeuge, wie so ein solider junger Mensch von der holden Göttin überrumpelt wurde. Nur Schönes und Gutes wollte er tun, wenn er einmal das Glück haben sollte. Und nun? Er tat nichts, als was leichtsinnige Erben auch tun, und in weniger als einem Vierteljahr waren dreißigtausend Mark zerstoben wie die Spreu vorm Winde. Leider haben wir damals versäumt, die Handschriften — die „arme" und die „reiche" — kennen zu lernen. Wir zweifeln jedoch nicht, daß sie beide sehr voneinander abwichen.

Jemand, der durch eigene, fleißige Arbeit zu einem gewissen Wohlstand gelangt ist und doch nicht am Gelde hängt, der nicht kleinlich und engherzig ist, der sich, wenn es sein muß, nach der Decke zu strecken versteht, der kann sehr wohl eine weite, große, liegende Handschrift, ja selbst eine Schrift haben, in der kein I-Punkt und kein U-Zeichen am richtigen Fleck steht: er ist dennoch kein Ver-

schwender. Wenn aber die Handschrift zugleich zügellos, rapide, kurz eine reine Triebschrift ist, dann haben wir die Schrift des „geborenen" Verschwenders. Hier ist ein Beispiel:

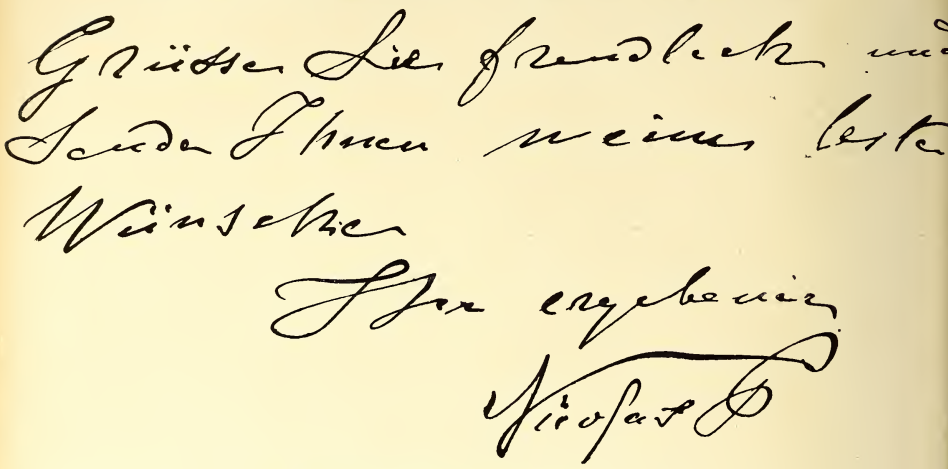


Fig. 84. Zügellose, weite, liegende Schrift: Verschwendung.

Diese Zeilen schrieb ein russischer Oberst. Für die Kunst verschwendete er sein Geld zwar nicht — wenn man schön gefärbtes Frauenhaar und schön gemalte Wangen nicht eben als Kunst gelten lassen will. Er liebte den Genuß in jeder Form — und das will bei einem Russen viel sagen.

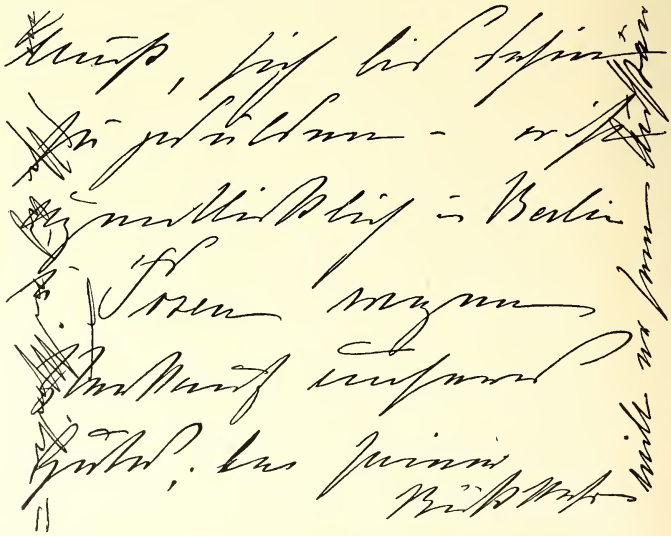


Fig. 85. Weite, liegende Schrift bei ziemlicher Raumausnutzung: Anlagen zur Verschwendung.

Auch der adeligen Schreiberin der Probe Fig. 85 sagt man Verschwendung nach. Die Tatsache aber, daß die Ränder beschrieben sind, gibt dem Zweifel Raum, ob man es hier mit einer konsequenten Verschwenderin zu tun hat. Die dritte Probe rührt von der Hand eines bekannten Großindustriellen her (Fig. 86), der zwar ein großer Liebhaber des Sports ist, der aber genau weiß, was er tut. Seine ruhige Schrift zeigt Beherrschung. Sein breites B braucht Raum und Publikum — wie er selbst.

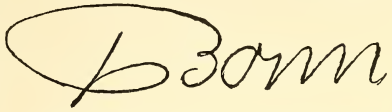


Fig. 86. Große, weite, ruhige Schrift: Noble Passionen; vornehmes Auftreten.

Die nachfolgende Schrift von der Hand Ivette Guilberts verrät trotz der Lebendigkeit verständiges Augenmaß. Sie ist nicht kleinlich, noch weniger spießbürgerlich, andererseits aber auch nicht verschwenderisch. Wir sehen hier die Natur, der die Arbeit ein Vergnügen ist und nicht bloß eine Quelle des Gelderwerbs.

Ähnliches gilt von dem Dichter R. Voß (Fig. 88). Obschon die Schrift einer Triebnatur, zeigt sie doch in der durchschnittlich ziemlich steilen Lage Selbstbesinnung. Auch die Handschrift von Josef Kainz (Fig. 89) gehört hierher. Nur ist sie glatter, polierter, geschmeidiger als die vorhergehende, die in ihren knorrigen Formen mehr Ursprünglichkeit verrät.

Wenn bei irgend einem Beruf, so kann man gerade bei dem der Künstler wahrnehmen, wie wenig hier das Schielen nach Gelderwerb hervortritt. Nur der Künstler kann wahrhaft groß sein, der seine ganze Persönlichkeit einsetzt und stets sein Bestes gibt, ohne sich stets zu fragen: Was bringt es mir ein. — Otto Sommerstorff, der treffliche Bühnenkünstler, zeigt die Gemessenheit seiner Kunst auch in seiner Handschrift. Obwohl voll Schwung und Feuer, blickt doch überall die Selbstbeobachtung hervor. Er weiß hauszuhalten — auch außerhalb seines Berufs (Fig. 90, Seite 71).

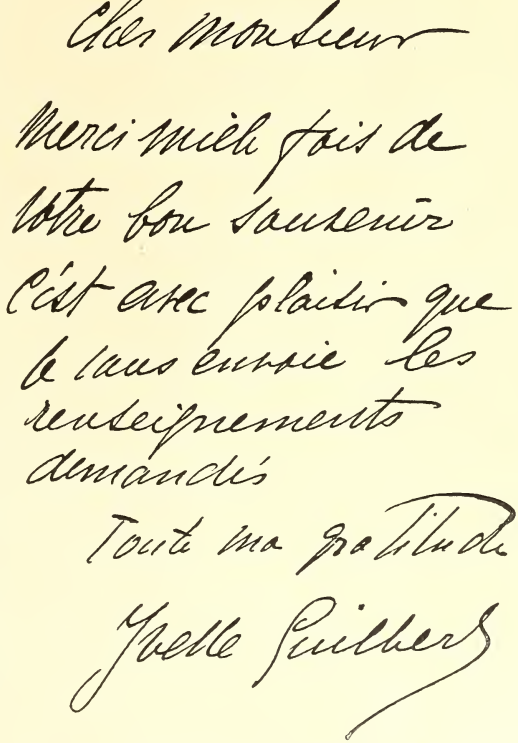


Fig. 87. Weite, hohe, schräge, mäßig bewegte Schrift: Geringe Wertschätzung des Besitzes.

Die Probe Fig. 91, Seite 72, veranschaulicht die Handschrift des nordischen Malers Ed. Munch, der seinerzeit ob seiner naiven Zeichnung viel Kopfschütteln erregte. Seine be-

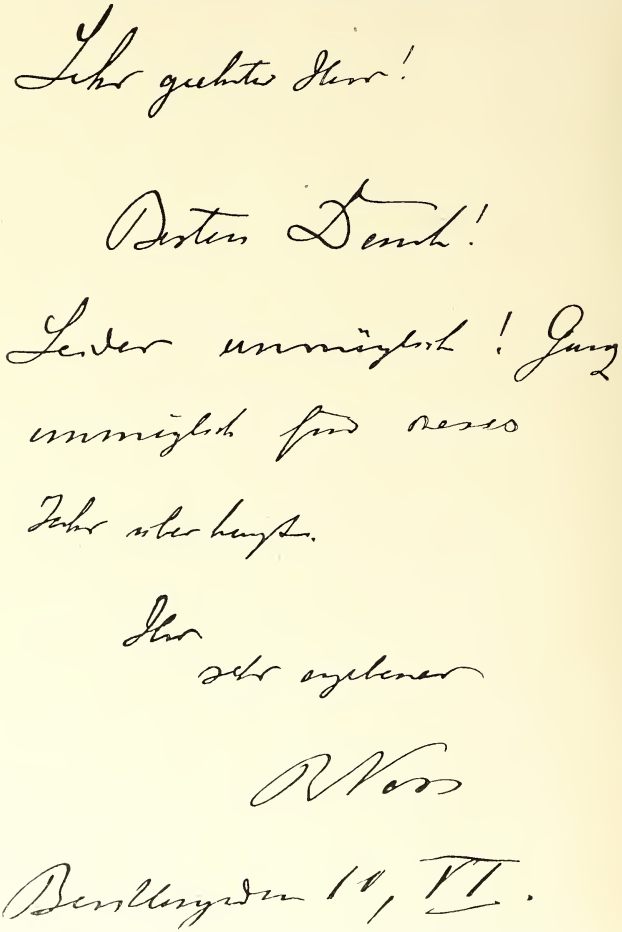


Fig. 88. Bewegte, relativ steile, mittelgroße Schrift bei geringer Raumausnutzung: Geringe Wertschätzung des Besitzes. Generosität.

sonnene und doch bewegte Schrift mit ästhetischen Formen beweist, daß die Naivität gewollt war und er auch „anders kann". Inzwischen hat man eingesehen, wie sehr ihn viele verkannten. Seine Handschrift bildet den Übergang zu denen der mehr besitzliebenden Naturen.

Um zu den „Geldmenschen" zu gelangen, müssen wir schon die Regionen der Kunst verlassen und uns in die geschäftlichen Gefilde begeben, wo die Jagd nach dem Gelde das einzige Ziel ist.

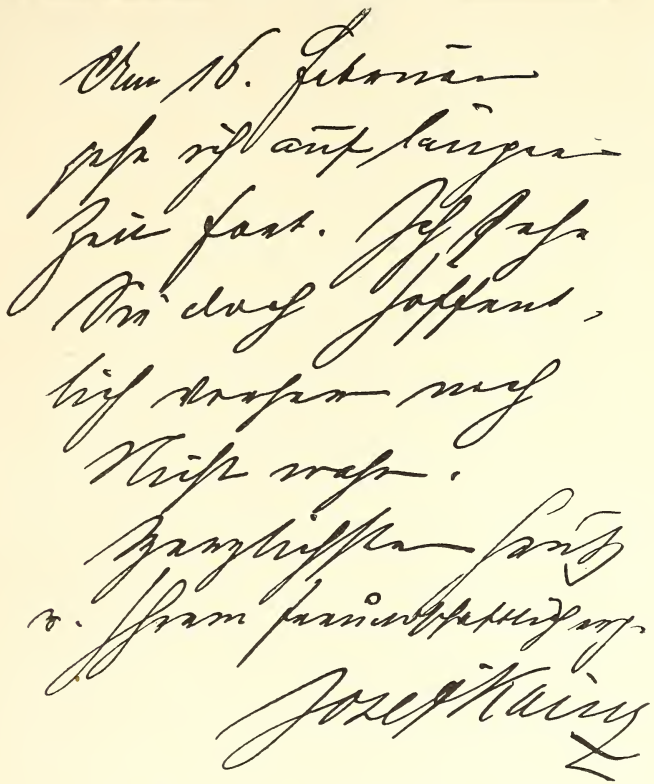


Fig. 89. Bewegte, ziemlich weite und schräge Schrift:
Geringe Wertschätzung des Besitzes, offene Hand.

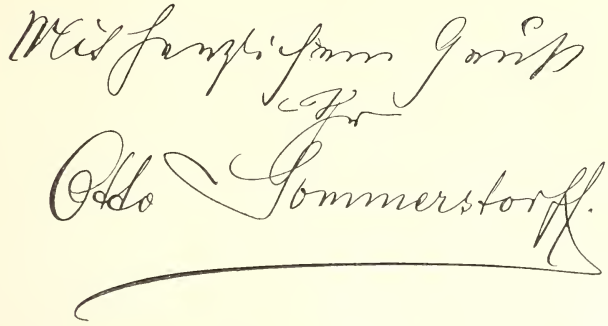


Fig. 90. Mäßig schräge, große und weite Schrift in relativ ruhiger Ausprägung:
Gemessenheit, Besonnenheit in materiellen Dingen.

Der die Probe Fig. 92 schrieb, ist ein sehr haushälterischer, sehr ordnungsliebender Mensch ohne besondere Qualitäten des Geistes. Die Probe ist seiner alltäglichen Schrift durchaus gleich. Hier trifft das in hohem Grade zu, was über die Zuchtschrift angegeben wurde: sie stellt eine Maske dar,

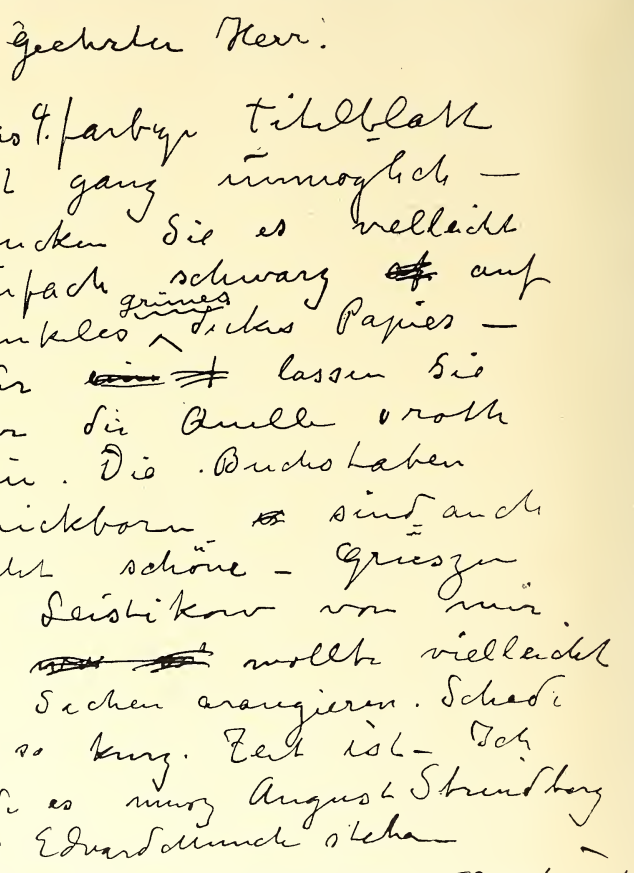


Fig. 91. Steile, weite, mäßig bewegte Schrift mit mäßiger Raumausnutzung: Sorglichkeit; Besonnenheit in materiellen Dingen.

die man nicht leicht durchschaut. Der Mann steckt voller Schnacken und Schnurren und spielt, ohne daß er es merkt, den „dummen August". Seine Schrift verrät nicht eine Spur davon. Höchstens könnte man das K in Kaufm. und Mark als eine schnurrige Form bezeichnen.

Die Probe No. 93 bietet das Bild vollständigster Ausnutzung des Raumes; sie ist zudem enge und steil und übrigens auch Zuchtschrift. In dieser Art pflegt der Geiz sich auszuprägen, nur allerdings sehr selten in so langweiliger Regelmäßigkeit. In Wahrheit haben wir hier zugleich einen von einer fixen Idee Beherrschten vor uns. Der Mann litt an Querulantenwahn.

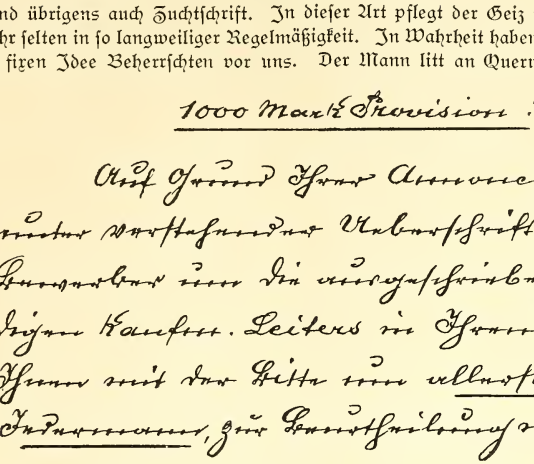


Fig. 92. Enge, steile, ruhige, ziemlich kleine (Zucht-)Schrift: Große Wertschätzung des Geldes. Abwesenheit höherer Interessen.

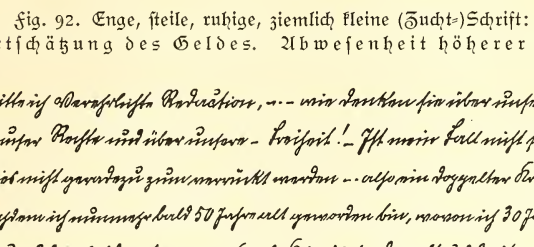


Fig. 93. Sehr enge, kleine steile Schrift bei sehr starker Raumausnutzung: Geiz.

Die Bestimmung des Geizes aus der Handschrift ist unter Umständen außerordentlich schwierig. Betrachtet man z. B. den Abdruck Fig. 94, so erkennt man zunächst an der Kleinheit des Ganzen die Bescheidenheit des Schreibers. Da aber der Rand ca. zwei Zentimeter breit war (und somit als normal gelten kann), so wird man nicht auf Geiz schließen dürfen, trotzdem die Schrift zugleich recht eng gehalten ist. In der Tat handelt es sich hier um eine Frau, die einst bessere Tage gekannt, durch die Ungunst der Verhältnisse aber zur äußersten Einschränkung und Sparsamkeit

gezwungen war. Wären keine Ränder vorhanden, wären überdies die Wörter am Ende der Zeilen besonders dicht zusammengedrängt, dann müßte man von Geiz sprechen. Es gibt Schriften von Geizigen, die weit größere Buchstaben — allerdings aber eng zusammengedrängte — aufweisen. Den Ausschlag, ob Sparsamkeit oder Geiz, gibt die mehr oder weniger schmale Randbildung in Verbindung mit der Gedrängtheit, namentlich in den letzten Wörtern der Zeilen. Der Geiz kann in der verschiedenartigsten Weise in Erscheinung treten, schon darum, weil diese Eigenschaft aus verschiedenen anderen zusammengesetzt resp. von ihnen begleitet ist. Allen wirklichen Geizkragen ist natürlich die Bedürfnislosigkeit eigen. Aber nicht alle sind z. B. ordentlich und sauber. Viele wohl, denn die Sauberkeit erhält, die Unsauberkeit zerstört das, was durch den Gebrauch überhaupt verschlissen werden kann, in erster Linie die Kleidung. Wir kannten einen kleinen Dorfkrämer. Der war so geizig, daß er, um seine Hosen zu schonen, sie beim Sitzen weit herunterzog, damit der „Hosenboden" nicht leide. Dieser Geizhals war allerdings, was man ihm und seiner Behausung sofort ansah, nichts weniger als sauber. Zwei andere dagegen, Brüder, sah man stets in, wenn auch sehr alten, so doch sehr sauberen Kleidern. Licht brannten sie nie. Leidenschaftlich gern lasen sie Zeitungen — wenn sie welche geschenkt bekamen. An Winterabenden konnte man beobachten, wie sie vor dem kleinen Kanonenofen knieten, um bei dessen Schein auf dem Fußboden zu lesen, was sie gerade Lesbares ergattert hatten. Bei Geizigen wird man natürlich auf Gemüt und Selbstlosigkeit nicht rechnen. Und doch kennt man Beispiele, wo ein Geizhals irgend einen Menschen liebgewann — gewöhnlich ein Kind — und ihm große Opfer brachte. Es ist klar, daß die Variationen auch in der Handschrift zutage treten müssen. Geiz und ebenso Verschwendung sind nicht so klare, fest umrissene Begriffe, als daß sie stets gleich in Erscheinung treten könnten. Über den Verschwender haben wir uns bereits unterhalten. Doch sei noch folgendes nachgetragen: Der Verschwender kennt und schätzt nicht nur nicht den Wert des Geldes, er ist auch ein ausgesprochener Optimist. Sein heiteres Naturell macht ihn zugänglich und gesellig. Er ist vergnügungssüchtig in jeder Form. Nicht aber kann man ihn boshaft, hinterlistig oder verschlossen nennen. Was ihm vor allen Dingen abgeht, ist Selbstdisziplin, Konzentrationsfähigkeit, kurz die Willenskraft. Fehlt die eine dieser positiven oder negativen Eigenschaften, dann haben wir nicht den reinen Typus des Verschwenders vor uns, sondern eine Variation, wie wir es schon bei der Vorführung der Schriftproben andeuteten. Um ein Beispiel anzuführen: Ein Verächter des Geldes, ein wohlhabender Mann, kann aus reiner Menschenliebe und Mildtätigkeit sein Vermögen verschenken. Ist er darum ein Verschwender?

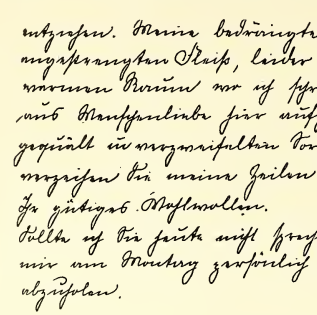


Fig. 94. Kleine, enge Schrift mit normaler Randbildung: Sparsamkeit, Genügsamkeit, Bescheidenheit.

Ganz anders geartet ist der Habsüchtige. Hier bildet den Untergrund der nackte Egoismus. Er möchte alles für sich haben, nicht wie der Geizige, um es zu besitzen, sondern um es sich in irgend einer Form dienstbar zu machen. Gewöhnlich hat er mehr oder weniger versteckte Leidenschaften, Liebhabereien oder auch nur den so weit verbreiteten Zug zum Protzen. Dazu verbraucht er sein Geld, d. h. für sich, für sein Vergnügen, für die Befriedigung seiner Leidenschaften oder seiner

gemeinen Eitelkeit. Um ihr zu frönen, kann er bekanntlich auch gelegentlich mildtätig sein — weil's „in die Zeitung kommt". Die Habsucht vermag man nicht aus der Inanspruchnahme des Schreibraumes allein zu diagnostizieren. Es treten vielmehr andere Momente als ausschlaggebend hinzu. Diese zu erörtern, ist hier noch nicht die Gelegenheit. Die Veranlagung zur Habsucht vermag der gute Erzieher zumeist schon bei jugendlichen Personen zu erkennen, die Anlage zum Geiz jedoch kaum. Diese Eigenschaft entwickelt sich erst in späteren Jahren; sie beginnt mit der Erkenntnis vom Werte des Geldes und der Mühe, die dessen Erwerb mit sich bringt. Von mehreren Kindern ist das jedenfalls am meisten zur Habsucht prädestiniert, dem es schwer fällt, mit seinen Geschwistern zu teilen und aus eigenem Herzen Bettlern ein Almosen zu geben. Jugendliche Personen, die gern und leicht die Manieren der Erwachsenen annehmen, die nicht lange Kinder bleiben, neigen zur Habsucht mit ihren mancherlei Begleiterscheinungen. Sehr treffend hat unser großer Philosoph Schopenhauer darauf hingewiesen, daß ein junger Mensch, „der sich frühzeitig im Tun und Treiben der Großen zurechtzufinden weiß, bald darin zu Hause ist und wie vorbereitet ins Leben tritt", eine gemeine Natur sei. Umgekehrt deute ein „befremdetes, stutziges, ungeschicktes und verkehrtes Benehmen in jeder Beziehung auf Naturen edlerer Art". Nie zuvor vielleicht gab es so viel Habsüchtige wie in unserer Zeit, der Herrschaft des Materialismus und der des reinen Verstandes. Womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß das bekannte Wort Oxenstiernas: „Du ahnst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird" heute nicht mehr zu Recht bestände. Freuen wir uns, daß es noch Geltung hat — sonst wäre es auf der schönsten aller Welten höchst langweilig, nüchtern und kalt. Die Herrschaft der „Nichtsalsverstandesmenschen" müßte notwendig dahin führen, daß sie sich — gegenseitig auffräßen.

Die Schwere der Schrift.

Es gibt bekanntlich dicke und dünne oder starke und zarte Handschriften. Man spricht von einer „schweren" und „leichten" Hand. Diese landläufigen Bezeichnungen können wir jedoch nicht akzeptieren. Denn man muß unterscheiden zwischen Schriften, deren Schwere (Stärke) durch die Federspaltung, also durch den beim Schreiben ausgeübten Fingerdruck (auch bei Bleistiftschrift gilt dies) entstand, und solchen, die nur breite, mehr oder weniger teigige Striche, sowohl Grund- wie Haarstriche, aufweisen. Diese Schrift entsteht nicht infolge des Fingerdruckes, sondern sie ist das Resultat der schrägen Federhaltung. Die starke, druckstellenreiche Schrift kann nur bei steiler Haltung der Feder in Erscheinung treten. Kurz formuliert lautet der Satz so: Je größer der Federwinkel, desto schärfer und klarer die Grund- und Haarstriche; je kleiner der Winkel, desto weniger unterscheiden sich Grund- und Haarstrich. Die Schrift macht dann den Eindruck der Schmierigkeit und nicht den der Schärfe. In Fig. 95 bedeutet a b die Schreibfläche, a c das Schreibgerät (Feder, Stift). Es liegt auf der Hand, daß die Federspitze bei der Steilhaltung die Schreibfläche weniger breit berührt als bei schräger Haltung der Feder. Natürlich

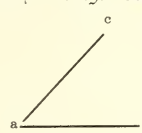
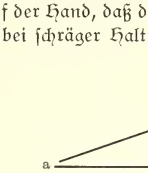


Fig. 95. Großer Federwinkel.



Kleiner Federwinkel.

kann auch bei Schräghaltung der Feder Druck ausgeübt werden. Immerhin aber werden dann die Konturen der Striche unscharf, unklar, mit einem Wort schmierig.

Der Einwand, die Strichbreite hänge von der Feder ab, ist an sich richtig. Nur muß man berücksichtigen, daß man gewöhnlich mit der Feder schreibt, die einem paßt. Jeder sucht mehr oder

weniger lange nach einer ihm „liegenden" Feder. In dieser Federwahl aber spricht sich schon eine bestimmte Neigung aus. Wer die scharfe, druckstellenreiche Handschrift liebt, wählt eine spitzere und weniger elastische Feder als derjenige, der Gefallen an breiter, schmieriger, unscharfer Schrift findet. Dieser bevorzugt eine weniger spitze, elastischere Schreibfeder oder wohl gar die Kugelspitzfeder und Füllhalter mit Goldfeder, die meist einen unsauberen Strich gibt. Man muß von dem, der seine Handschrift beurteilt haben will, annehmen, daß er dem Beurteiler nicht eine Schriftprobe gibt, von der er weiß, daß sie nicht seiner eigentlichen Hand entspricht. Wo das nicht geschieht, kann die Diagnose in einem Punkte wenigstens unmöglich zutreffend sein.

Die folgenden Proben veranschaulichen die beiden Schriftarten.

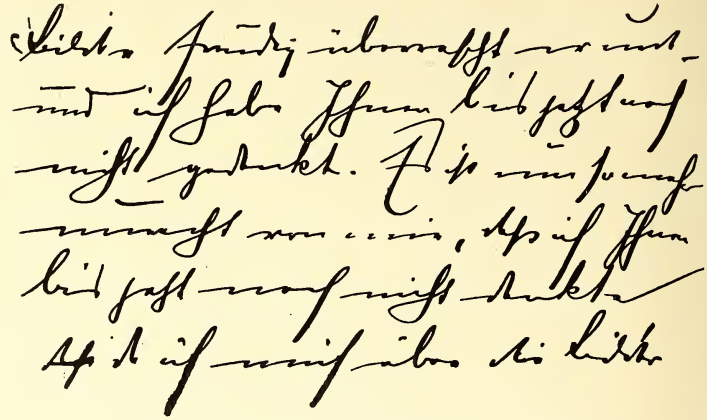


Fig. 96. Schwere, scharfe, druckstellenreiche Schrift:
Folge des Fingerdrucks bei steiler Federhaltung = Energie, Tatkraft.

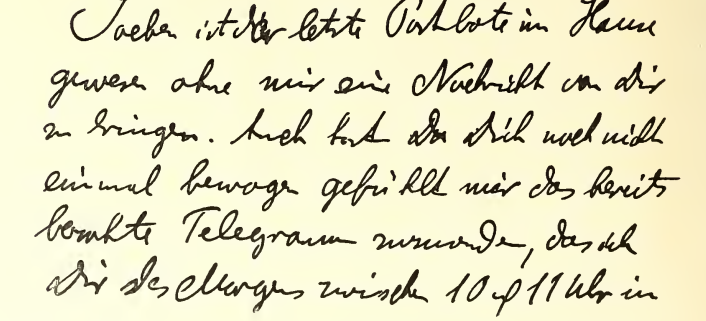


Fig. 97. Schwere, unscharfe, schmierige, druckstellenarme Schrift:
Folge schräger Federhaltung bei geringem Schreibdruck = materielle Genußliebe, Mangel an Willenskraft.

Der Unterschied ist augenfällig. Der eine (Fig. 96) ist ein sehr tatkräftiger, energischer Mann, dem es gleichgültig ist, ob er Austern und Sekt oder Pellkartoffeln und Hering zum Mittag vorgesetzt bekommt. Der andere (Fig. 97), ein sehr intelligenter, vielseitiger Mensch, ist ein ausgeprägter Genußmensch, schwach von Charakter, mit stark entwickelten hochstaplerischen Neigungen.

Aus diesen kurzen Skizzierungen schälen wir folgende Grundbedeutung heraus: Alle Druckbetonungen, die ihr Dasein dem mehr oder weniger unbewußt ausgeübten Fingerdruck verdanken, ganz gleich, wo und in welcher Form sie auftreten, besagen an sich Willenskraft. Die bloße Schmierigkeit hingegen, das Teigige und Schwammige in einer Handschrift, besagt materielle Genußliebe bei geringer Willenskraft.

Diese Unterscheidung ist ungemein wichtig. Wir müssen deshalb näher darauf eingehen. Wer leicht mit der Feder über das Papier fortgleitet, ohne Druck auszuüben, wer also mehr an der Oberfläche haftet, dringt auch sonst im Leben nicht leicht in die Tiefe. Er braucht deshalb nicht oberflächlich zu sein, und er ist es dann nicht, wenn die Schrift eine gewisse Ordnung und Selbstbeherrschung zeigt. Gerade bei Zartschreibern trifft man auf große Ordnungsliebe, Sinn für Sauberkeit. Der so ungemütliche Reinlichkeitsfanatismus entsteht in ihren Reihen. Dies hängt mit der größeren Sensitivität zusammen, mit der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke. Dünn schreibende Leute sind sensibler, haben erregbarere Nerven als stark schreibende.

Es ist also wohl verständlich, daß das weibliche Geschlecht zarter schreibt, als das männliche. Das gilt auch von den verschiedenen Rassen. Die Franzosen, Italiener, Spanier schreiben durchschnittlich dünner als Engländer, Deutsche, Holländer. Die ersteren sind sensitiver, beweglicher, schmiegsamer; die letzteren schwerfälliger, ruhiger, besonnener.

Ein gutes Beispiel einer dünnen, zarten Schrift gaben wir bereits in Fig. 57 (Seite 50).

Auch die Handschrift der viel gefeierten Tänzerin Otero gehört hierher Fig. 98.

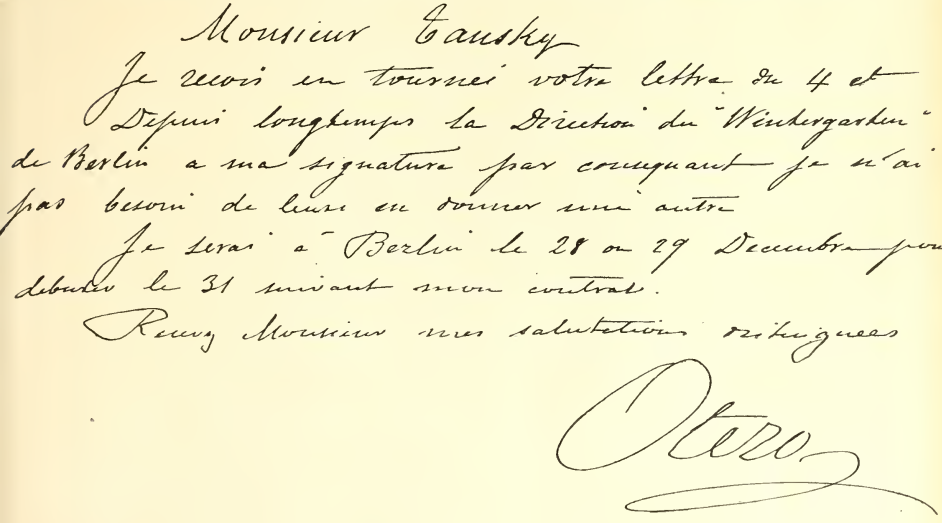


Fig. 98. Zarte, leichte Schrift: Sensibilität.

Man sieht an diesem Beispiel, daß auch eine dünne Schrift einigermaßen teigig sein kann. Die hohe Unterschrift bezeugt ein erhebliches Selbstgefühl, während die relativ geringe Lebhaftigkeit eine gewisse Ruhe und Kälte anzeigt.

In der folgenden Probe einer sensitiven Schrift liegt schon mehr Leidenschaft (Fig. 99). Sie rührt gleichfalls von einer Tänzerin her, von La Tortajada, die in neuerer Zeit viel Bewunderer ihrer Kunst gefunden hat. Diese Probe ist übrigens ausnahmsweise langsam geschrieben, so daß nicht ganz das Temperament hervortritt.

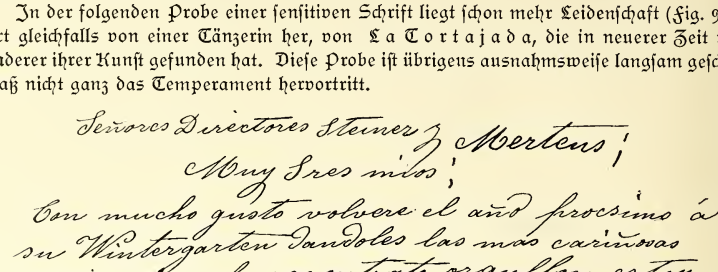


Fig. 99. Zarte, schwach teigige Schrift in schräger Lage: Sensitives Naturell.

Stark tritt es dagegen hervor in der Handschrift der berühmten Saharet, Fig. 100. Hier ist alles Leben und Bewegung, Leidenschaft.

Sehr zarte Schriften gehören vielfach kränklichen Personen an. Die weitaus meisten pathologischen Handschriften sind dünn und zart. Es gibt anscheinend gesunde Zartschreiber die aber doch durch ihre Gewohnheiten und Eigenschaften dem guten Beobachter krank erscheinen. Insbesondere gilt dies von Frauen. Bei ihnen findet man so häufig eingebildete Krankheiten, unglaubliche Ängstlichkeit in allem, was ihre Gesundheit betrifft, übertriebene Sauberkeit, wie oben schon angedeutet; Unvermögen unbedeutende Gewohnheiten, Sprachfehler usw. abzulegen; Mäkeligkeit im Essen, die so weit geht, daß sie die selbstgekochten Speisen während des Essens noch kontrollieren und alles, was ihnen nicht ganz unverkennbar „echt" vorkommt, auf dem Rand des Tellers zurücklassen. Ja, man trifft unter diesen Sensitiven Personen, die eine Türklinke erst abwischen, bevor sie sich getrauen, sie anzufassen.

Diese sensitiven Menschen pflegen auch übertrieben empfindlich gegen Temperaturänderungen, Geräusche, Gerüche usw. zu sein. Ihr Urteil ist stets abhängig von Sympathien und Antipathien. Sie loben und tadeln in übertriebenen Ausdrücken, sind meist leicht zu begeistern, aber noch schneller zu entmutigen. Alles Kleine, Unbedeutende, Nebensächliche nehmen sie zu schwer, während ein wirklich großes Ereignis anscheinend viel zu wenig tief von ihnen empfunden wird. Wir sagen anscheinend, weil man meist den Eindruck hat, als ob diesen Leuten nur der Ausdruck fehle. Wenn man schon bei unbedeutenden Anlässen in Entzückung gerät und

Worte wie „unbeschreiblich schön", „wundervoll", „einzigartig" usw. gebraucht, dann ist die Skala der Superlative naturgemäß bald erschöpft, und für wirklich Großes fehlen dann die Worte. Es mag auch sein, daß die Empfindungsfähigkeit selbst, die am Kleinen schon verschwendet worden, nicht mehr ausreicht. Genug: Kränklichkeit, Ängstlichkeit, Mäkeligkeit, die Übertreibung in jeder Form wohnt in den dünnen, zarten Handschriften. Und es ist kein Zufall, daß man auf diesem Untergrund so oft Hysterie findet.

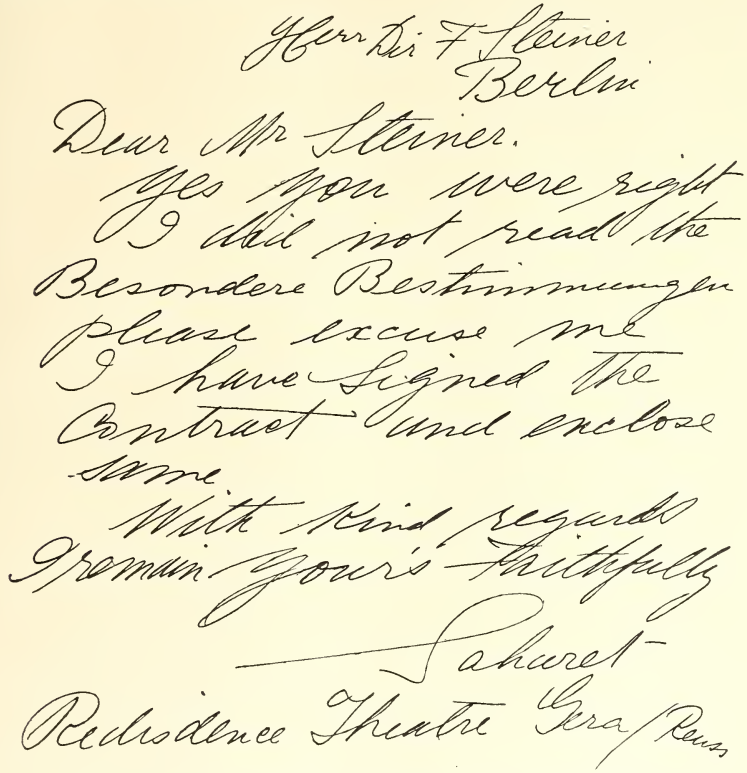

Herr Dr F. Steiner
Berlin
Dear Mr Steiner.
Yes you were right
I did not read the
Besondere Bestimmungen
Please excuse me
I have Signed the
Contract and enclose
same
With kind regards
I remain Yours faithfully
Schuret
Residence Theatre Gera/Reuss

Fig. 100. Zarte, wenig teigige, stark bewegte Schrift in schräger Lage: Sensitives Naturell; große Empfänglichkeit für äußere Eindrücke.

Andererseits wird man bei ihren Urhebern im allgemeinen geringe materielle Genußliebe, ferner Takt und Zartsinn antreffen. Brutale, rohe Genußsucht, ungezügelte Sinnlichkeit kommt bei Zartschreibern kaum vor. Wohl ist sie konstatiert worden. Wir fanden aber, daß die eigentliche Ursache dann in einem krankhaften Zustand zu suchen war. Vielleicht ist darauf auch der plötzliche Übergang aus großer Ausgelassenheit in tiefe Mißstimmung, wie man das so häufig bei Dünnschreibern wahrnehmen kann, zurückzuführen. Wo Neigung zu materiellem Genießen bei ihnen vorhanden ist, da äußert sie sich mehr in Feinschmeckerei, Naschhaftigkei usw.

Die zarte, dünne Schrift ist, wie wir gesehen haben, nicht als Ausdruck der Willenskraft anzusprechen. Dennoch wäre es falsch, ihr schlechthin jede Willenskraft abzusprechen. Sie versagt bei diesen Sensitiven hauptsächlich dort, wo es sich um die Überwindung körperlichen Ungemachs handelt, sei dies nun eine wirkliche oder eine eingebildete Krankheit oder überhaupt nur Einwirkung durch äußere Umstände, wie Temperatur, Geräusche, Gerüche, oder endlich durch Zufälligkeiten, die einen normal Empfindenden gleichmütig lassen.

Diese Ausführungen hatten lediglich die druckfreie, zarte Schrift zum Gegenstand. Es gibt nun, wie schon oben angegeben, auch druckfreie Schriften, die aber breite, teigige Strichführung aufweisen (Fig. 97). Ist eine solche Schrift lebhaft bewegt, unregelmäßig, kurz gesagt ohne alle Selbstbeherrschung geschrieben, dann haben wir den zügellosen, sinnlichen Genußmenschen vor uns, wie der Urheber jener Probe es tatsächlich war. Von den dick schreibenden Personen (ohne Federdruck) gilt im großen und ganzen das Gegenteil von dem, was über die Bedeutung der dünnen, zarten Schrift gesagt wurde. Bei ihnen also findet man keine ausgesprochene Liebe zur Sauberkeit, zumeist das Gegenteil. Sie sind nicht sensitiv, nicht eindrucksfähig, eher schwerfällig, bequem, lässig, unmäßig im Essen und Trinken ohne aber direkt trunksüchtig zu sein. Sie sind die geborenen Materialisten.

Ist jedoch eine solche Schrift zugleich mit Druck geschrieben, wie z. B. die Probe Fig. 101, dann hat man es mit einem fleißigen Menschen zu tun, der einem gesunden Materialismus huldigt. Die Probe rührt von dem bekannten, vielseitigen Schriftsteller A. Oskar Klaußmann her. Bei Besprechung des Witzes kommen wir darauf zurück.

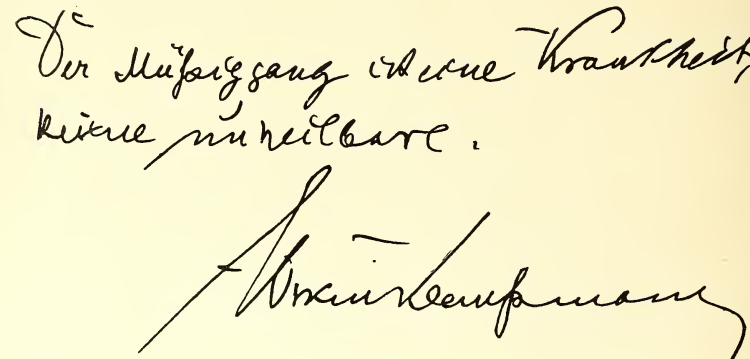


Fig. 101. Bewegte, teigige Schrift mit Druckstellen durchsetzt: Fleiß, gesunder Materialismus.

Ähnlich verhält es sich mit der Handschrift des Afrikaforschers C. G. Schillings, dessen Werke: „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Im Zauber des Elelescho“ so großes Aufsehen erregten. Schillings war der erste, der freilebende wilde Tiere in größerer Zahl photographierte, und zwar mitunter im gefährlichsten Augenblick, so daß er die Kamera blitzschnell mit der nie fehlenden Büchse vertauschen mußte (Fig. 102). Diese Probe ist während der Nachwehen einer Tropenkrankheit entstanden, daher die Unregelmäßigkeit. Die Ausdehnung der Schrift scheint durch das Postkartenformat erheblich beeinflußt zu sein.

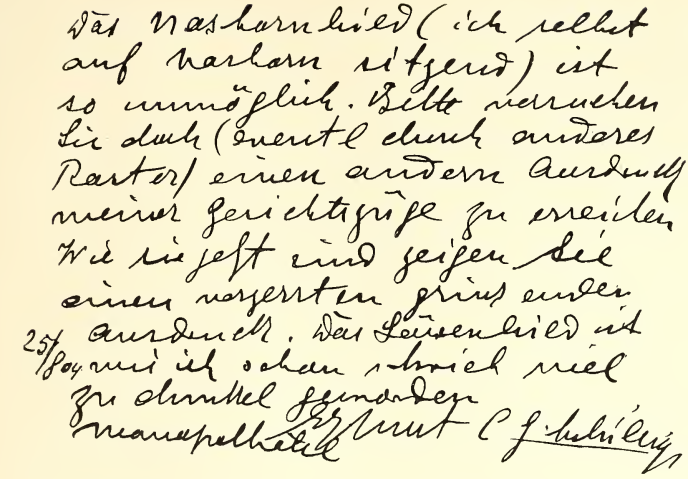


Fig. 102. Bewegte, schwach teigige Schrift mit guter Druckbetonung: Schaffenstrieb, Sammlungsfähigkeit, Genußliebe.

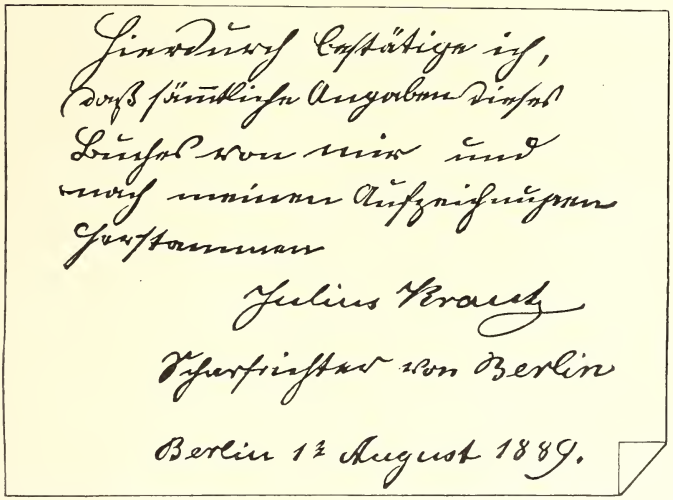


Fig. 103. Schmierige, ruhige Schrift mit starker Druckbetonung: Kaltblütigkeit.

Die dritte Probe (Fig. 103) veranschaulicht Ruhe, Sammlung, starke Nerven. Sie rührt von dem verstorbenen Scharfrichter Krautz her.

Der Fingerdruck kann beim Schreiben sehr ungleichmäßig sein. Es gibt Schriften, wo er nur in gestreckten Formen, wie ſ, f, h, t, auftritt, wie z. B. in der Probe Fig. 104.

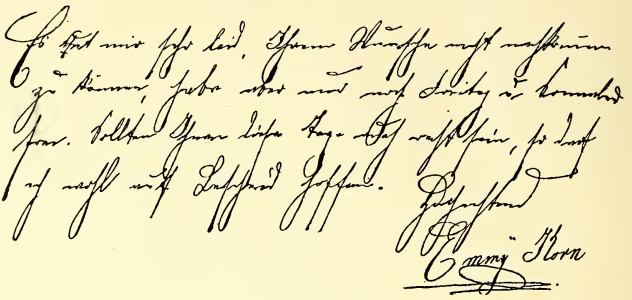


Fig. 104. Sporadisch auftretende Druckstellen in dünner Schrift: Geschäftigkeit, frisches Zugreifen.

Sie ist von einer sehr gewandten, geschickten, fleißigen Schneiderin geschrieben, deren zarte Konstitution der Arbeit nicht lange standhielt. — Eine wesentlich andere Art der Druckausprägung veranschaulicht die Probe Fig. 105.

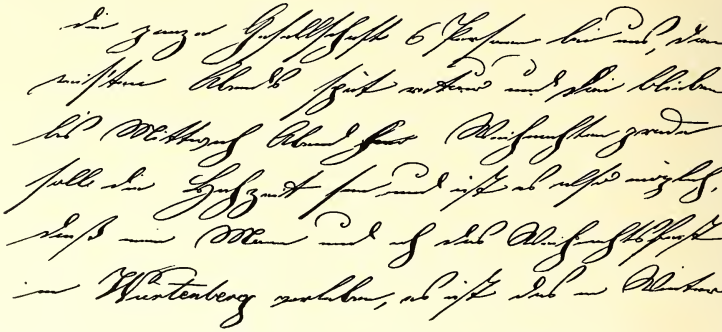


Fig. 105. Stark betonte Druckstellen in gespreizter Form: Affektation, Koketterie.

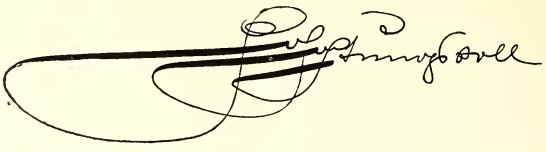


Fig. 106. Auffällige Druckstellen als Zierrat in männlicher Schrift: Affektation, Wichtigtuerei, Pose.

In der Probe Fig. 105 ist der Druck offensichtlich dazu bestimmt, aufzufallen, aufmerksam zu machen. Hierauf richtet sich die ganze Willenskraft der Schreiberin. Selten sahen wir eine so kokette Dame. — Die kaufmännische Handschrift Fig. 106 offenbart Ähnliches ins Männliche übersetzt: Affektation, Wichtigtuerei. Die folgende Reproduktion Fig. 107 vermag

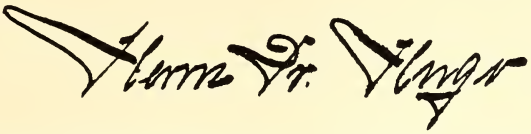


Fig. 107. Auffällige Druckstellen in gesuchter Form: Affektation, Effekthascherei.

auch der Laie sofort richtig zu deuten selbst wenn er nichts vom Wesen der Schrift versteht: Gespreiztheit, Affektation, Effekthascherei, Koketterie. Hierauf richtet sich das ganze Wollen der übrigens noch jugendlichen Schreiberin. Bei dieser Schrift muß man sich erinnern, daß alle nach links geführten Schriftelemente Abwehr, Abwendung als Grundursache haben. Das würde der obigen Auslegung widersprechen. Allein das Wesen der Koketterie besteht ja darin, anzulocken, zu verheißen und sich dann abzuwenden. Bei der Jugendlichkeit der Schreiberin ist dies leicht verständlich. Zudem aber führt der linksseitige Zug wieder nach rechts zurück.

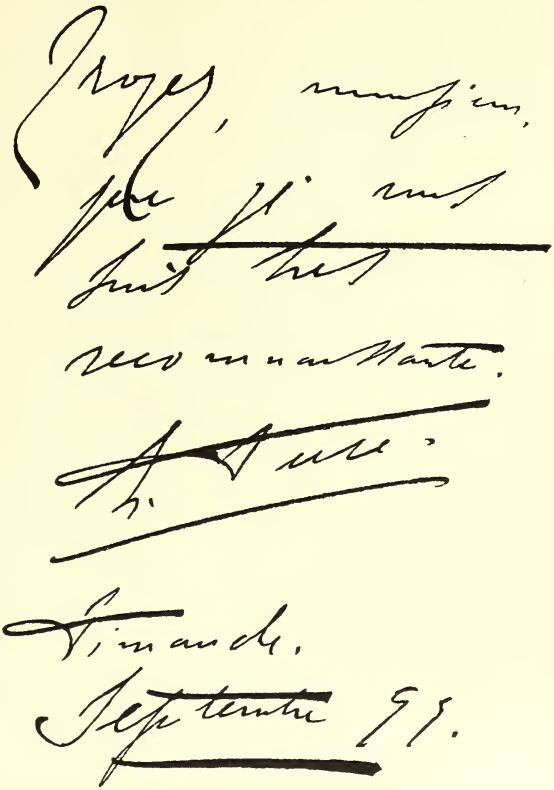


Fig. 108. Starke Druckbetonung in aufsteigenden Strichen: Energie, Streben, Ehrgeiz.

In der nachfolgenden Schriftprobe sind die Druckstellen in anderer Richtung geführt und anders zur Ausprägung gelangt. Hier ist vorherrschend der horizontale resp. aufsteigende Druckstrich. Wir haben also hier Druck = Willenskraft; gerade, starre Druckführung = Beharrung; zumeist in aufsteigender Richtung = Eifer, Streben, Ehrgeiz (Fig. 108). Die große Duse ist in ihrer Schrift

prächtig charakterisiert. — Es kommt auch vor, daß die druckzeigenden Schriftelemente fortgesetzt eine stark ausgeprägte absteigende Richtung haben, wie in dem Abdruck Fig. 109.

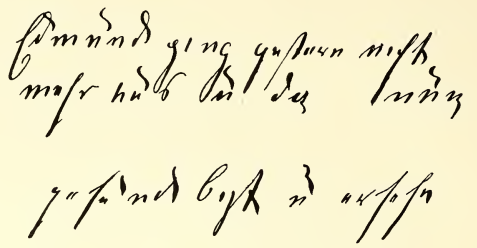


Fig. 109. Druckstellen in absteigender Richtung:
Tendenz zu zerstörender Willensausübung infolge von Verdrossenheit.

So schreiben verärgerte, unfreudige und unfreundliche Leute, die ein „Vergnügen" darin erblicken, mit Obstination und Nachdruck ihrer Überlegenheit Ausdruck zu geben, auch wohl ihre Umgebung mit Absicht zu ärgern. Wenn sie sonst keineswegs Willenskraft äußern: in dieser Richtung tritt sie hervor.

Wenn, wie im folgenden Beispiel (Fig. 110) die Buchstaben mit einem Punkt beginnen, so soll starke Erwerbslust vorliegen. Dies trifft zwar auf den Schreiber jener Probe zu, doch erscheint uns die Deutung zu weitgehend. Zunächst heißt eine Punktbildung zu Beginn eines Buchstabens nichts anderes als Sammlung, Besinnen. Das muß natürlich jeder, der vorsichtig zu Werke gehen will. Ein solcher Mann wird demnach in Geldsachen sich sehr sichern, nie Bürgschaften übernehmen, nichts verborgen usw. Dies alles fällt übrigens unter den Begriff Habsucht, den wir später beleuchten werden.

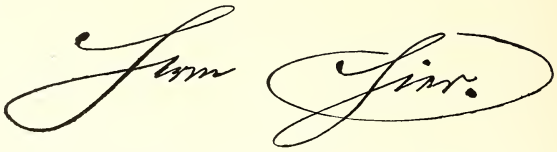


Fig. 110. Starker Druck zu Beginn eines Buchstabens:
Große Vorsicht namentlich in Geldsachen.

Es gibt Handschriften, in denen als Folge der Anwendung einer breiten, aber starren Feder (Rundschrift, Eilfeder usw.) die Druckstellen in den Haarstrichen ausgeprägt erscheinen, während die Grundstriche haarstrichartig dünn sind. So schreibt z. B. unser großer Maler Max Liebermann, Fig. 111, und ebenso der Baumeister Paul Wallot, Fig. 112, der Erschaffer des Reichstagsgebäudes. Am häufigsten findet man diese Schriftart bei Architekten, Ingenieuren, wo sie allerdings weniger frei, sondern mehr als Zuchtschrift auftritt, wie z. B. in der Handschrift des Malers und kunstgewerblichen Zeichners Franz Christoph Fig. 113. Ihre Bedeutung ist noch nicht sicher bekannt. Sehr wahrscheinlich spricht daraus Sinn für technische Fertigkeiten oder auch manuelle Geschicklichkeit.

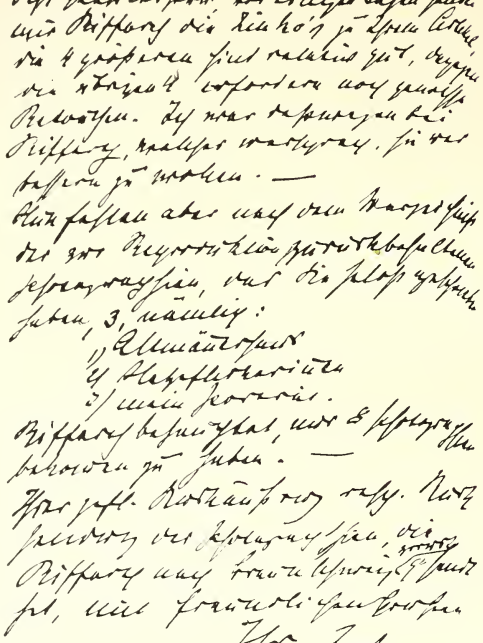


Fig. 111. Druckstellen in den Haarstrichen: Sinn für technische Fertigkeiten; Handgeschicklichkeit(?).

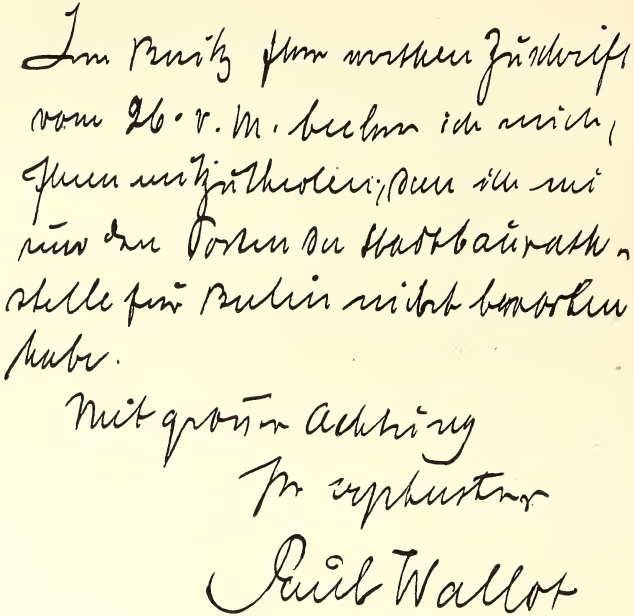


Fig. 112. Druckstellen in den Haarstrichen: Sinn für technische Fertigkeiten; Handgeschicklichkeit(?).

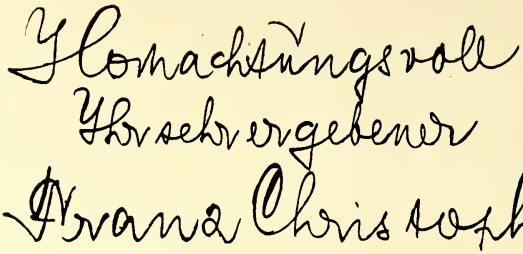


Fig. 113. Druckstellen in den Haarstrichen bei stylisierter Schrift: Sinn für technische Fertigkeiten, Handgeschicklichkeit(?).

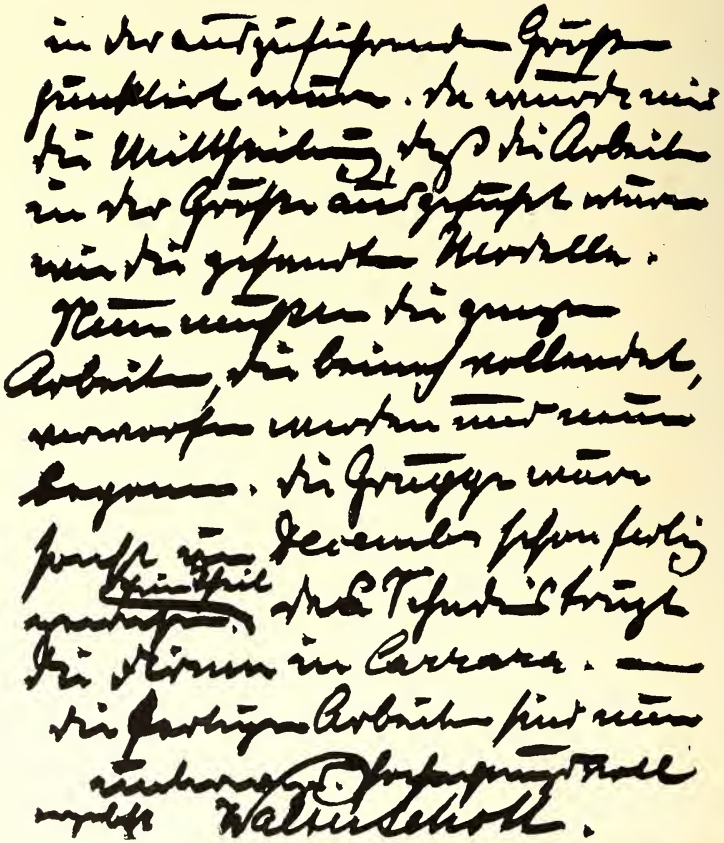


Fig. 114. Mit dem Pinsel geschrieben: Materielle Genußliebe.

Endlich sei auch einer Schrift gedacht, die mit dem Pinsel geschrieben ist, was hin und wieder bei Künstlern vorkommt. (Fig. 114.) Aus solchen läßt sich natürlich nicht viel entnehmen. — Immerhin wird der ihn anwendet, kein Kostverachter sein, sich für Kochkunst interessieren. Man hat den breiten, „satten" Schriften die Bedeutung von Farbensinn zugesprochen. Ihre Urheber sollen gewöhnlich tiefe, leuchtende Farben lieben. Umgekehrt sollen die zart schreibenden Personen zarte, blasse Farbentöne bevorzugen. Es mag etwas Wahres daran sein. Sicher aber sind hier noch Fragen zu lösen. Denn man findet in Künstlerschriften mancherlei, das gegen jene Definition spricht. Unsere Probe, die an „Sattheit" nichts zu wünschen übrig läßt, rührt von keinem Maler, sondern von einem Bildhauer her, von dem rühmlichst bekannten Walter Schott.

Die Art der Ausprägung von Druckstellen ist so außerordentlich mannigfaltig, daß es unmöglich erscheint, sie alle zu veranschaulichen. Wie in der Bewertung vorgegangen werden muß, hat der Leser erfahren. Es kommt wesentlich auf die Richtung der Striche an und dann auf die Form. Ist sie gesucht, geziert, manieriert, kurz gesagt: auffällig hervortretend, dann kann man die Willensbetätigung stets mit dem Auftreten des Schreibers, mit seinem Benehmen in Verbindung bringen. In einem späteren Abschnitt werden wir weitere Arten der Druckausprägung kennen lernen. Stets ist im Auge zu behalten, daß jedwede Druckbetonung eine Äußerung der Willenskraft darstellt, einerlei, wie sie geformt ist, und wo sie sich befindet.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne uns noch über den Begriff Willenskraft mit dem Leser zu unterhalten. Wir unterscheiden aktive und passive Willenskraft. Die eine schließt die Entschlossenheit, Initiative, in sich (allseitige Druckbetonung, namentlich in Keulenform), die andere die Ausdauer, das Beharrungsvermögen (Druckstellen in horizontaler Richtung, namentlich in Verbindung mit gerader Zeilenführung und gleichmäßiger Schrift). Wo Entschlossenheit (aktive Willenskraft) mit Ausdauer sich verbindet (passive Willenkraft), da ist das vorhanden, was wir mit Energie, Tatkraft, bezeichnen. Zähe Ausdauer, Unnachgiebigkeit, Eigensinn usw. kann auch in zarten, dünnen Schriften vorhanden sein nämlich dann, wenn die Basis der kleinen Buchstaben eckig, scharfwinkelig ist. Dies führt uns zu einer Schrifteigentümlichkeit, deren Bedeutung in dem folgenden Kapitel näher erläutert werden soll.

Die vorstehenden Ausführungen sind noch nach einer bestimmten Richtung hin zu ergänzen. Einige Autoren wollen nämlich gefunden haben, daß Willensstärke mit Körperkraft gewöhnlich vereint vorkommt. Demnach müßte also ein Athlet ein sehr energischer Mann sein. Nach unseren Beobachtungen trifft das nicht zu. Wir haben im Gegenteil häufig bei athletisch veranlagten Personen sensitive, zarte Handschriften gefunden und erinnern uns nicht, daß wir andererseits bei sehr energischen Leuten besonders hohe Körperkräfte wahrgenommen hätten. Ältere Leser werden sich des „Kolossalmenschen" Emil Naucke erinnern, der u. a. sich auch als Athlet produzierte. Seine Handschrift (Fig. 115) zeugt keineswegs von großer Willenskraft; sie zeigt nicht nur zarte Linien, sondern selbst Kurven. Die plötzlichen Druckstellen besagen hier kaum etwas anderes als Affektation, keineswegs etwa Schwerfälligkeit, wie manche aus solchen Druckbetonungen schließen. Wer Naucke einmal als „Pauline vom Ballett" gesehen hat, wird gewiß nicht den Eindruck von Schwerfälligkeit gehabt haben. Auch der Riese Moko schreibt nicht anders als ein Normalmensch; von seinen großen Körperkräften spürt man so wenig in seiner Schrift (Fig. 116) wie von besonderer Willenskraft. Er ist vielmehr ein ziemlich sensitiver Mensch, wenn er sich auch gewöhnlich Zurückhaltung auferlegt.

Diese Betrachtungen leiten uns zu der Frage hin, ob man überhaupt aus der Handschrift auf die Statur, Körperbeschaffenheit, zu schließen vermag. Viel ist bisher nach dieser Richtung nich

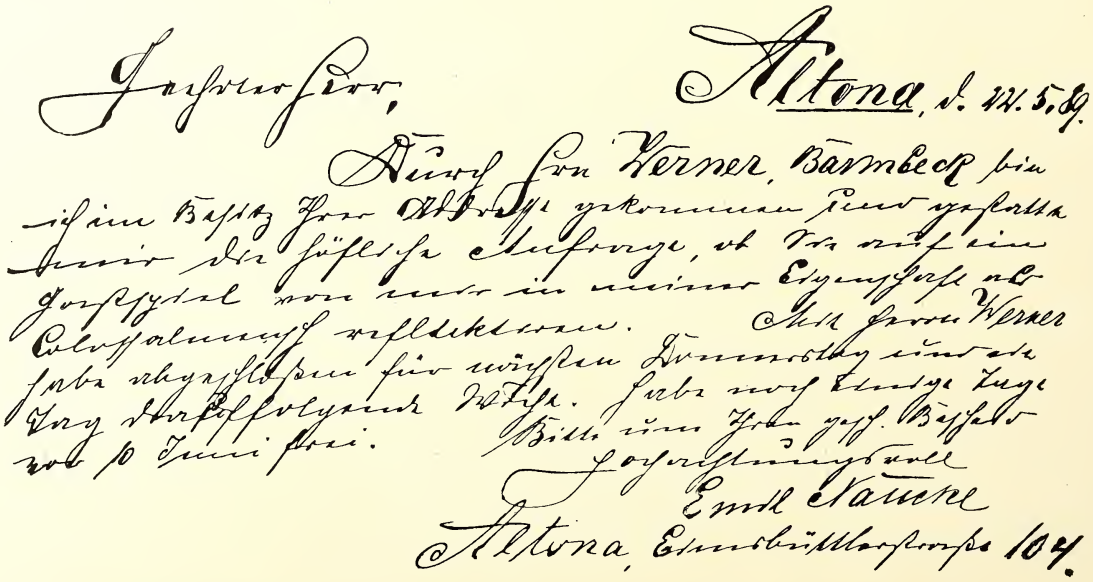


Fig. 115. Handschrift eines „Kolossalmenschen“ und Athleten.

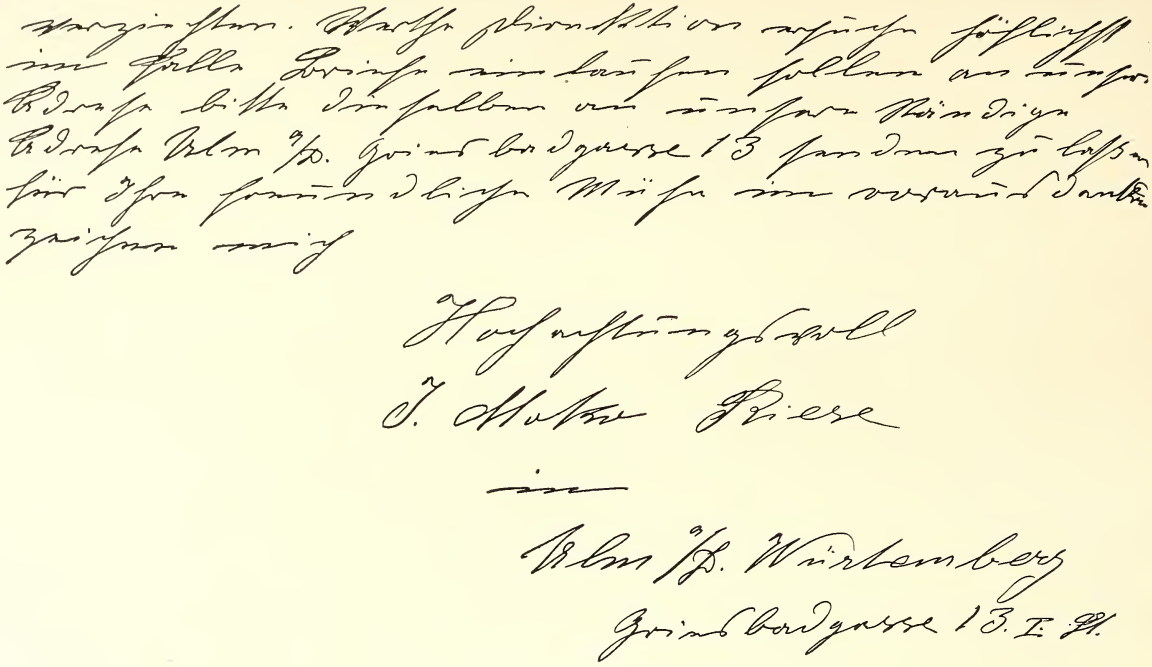


Fig. 116. Handschrift eines Riesen.

gearbeitet worden. Das wenige aber gebietet uns, die Frage nicht direkt zu verneinen. In Laienkreisen glaubt man vielfach, daß kleine Leute mit Vorliebe große, hohe Schriften produzieren, und in zahlreichen Fällen stimmt das. Kleine Personen lieben es — wie früher ausgeführt wurde — überhaupt sich „größer zu machen". Warum soll nicht ein kleiner Mann dieses selbe Bestreben auf seine Handschrift übertragen? Allerdings; ist eins dabei zu beachten: Wenn er frei und vollkommen natürlich schreibt, wird er es nicht tun (sofern sein Selbstgefühl ihn nicht dazu treibt); er wird es aber dann tun, sobald er durch seine Handschrift wirken will, d. h. wenn er mehr oder weniger stilisiert oder mit Selbstbeherrschung schreibt. Doch auch eine andere Erklärung ist naheliegend. Da kleine Leute großen gegenüber in bezug auf „Bemerktwerden" stets im Nachteil sind, und viele sich durch das „Übersehenwerden" gekränkt fühlen, so bäumt sich ihr Selbstgefühl immer wieder auf, und es erscheint nicht so ganz unmöglich, daß es sich dadurch stärkt und so die Handschrift vergrößert.

Es ist nicht unsere Absicht, den Leser anzuweisen, wie er körperliche Eigenschaften aus der Schrift erkennen lernen soll, zumal, wie gesagt, dies Gebiet bisher zu wenig beackert worden ist. Es mag daher folgender Auszug aus einer älteren Arbeit des Verfassers genügen:

Jemand nach seiner Handschrift sozusagen steckbrieflich — „Augen blau", „Nase gewöhnlich", „Mund groß" usw. — zu beurteilen, das ist ein frommer Wunsch und wird es wohl auch bleiben. Aber es erscheint immerhin als möglich, *in manchen Fällen* Korpulenz oder Hagerkeit, blondes, dunkles oder rotes Haar aus der Schrift zu diagnostizieren. Ist es nicht hinlänglich bekannt, daß gewisse Charaktereigenschaften vorwiegend in korpulenten, andere in mageren Körpern wohnen?

Das Sprichwort, dieser Niederschlag aus Beobachtungen von Generationen, sagt: „Kleine Töpfe kochen leicht über", d. h. kleine Leute brausen leicht auf, übersprudeln, handeln impulsiv. Ein anderes, schwäbisches Sprichwort lautet: „Dick und faul gibt auch 'nen Gaul." Wer selbst die Neigung vieler Dickwänste zum Phlegma, zur Ruhe und Beschaulichkeit beobachtet hat, der wird jenes Wort verstehen. Die Erfahrung lehrt nun weiter: die kleinen, hageren und beweglichen Leute besitzen zumeist dunkles Haar und dunkle Augen, während bei den Korpulenten, Phlegmatischen heller gefärbtes Haar und hellere Augen vorherrschen. Überhaupt wird man geringe äußere Beweglichkeit am häufigsten in Begleitung von helleren Farben finden. Der phlegmatische Engländer und Holländer ist weit öfter mit hellerem als mit dunklerem Haarwuchs ausgestattet; der bewegliche Franzose, Italiener, Spanier dagegen zeigt vorwiegend dunklere Farben. Es scheint, daß mit dem heiteren, lebensfrohen, leichtblütigen Temperament sattere Farben, stärkere Kontraste eng verbunden sind. Der lachende, sonnige Süden gebiert die farbenprächtigsten Kinder der Flora und Fauna, zeitigt in schneller Folge die meisten Arten und bietet die größte Abwechslung: die Natur stimmt gleichsam mit dem Naturell der Individuen überein. Der kühlere, trübere Norden hat mattere, blassere Farben, doch von mehr Bestand und weniger Abwechslung. Ist es mit den Menschen nicht ebenso?

Es gibt nun noch eine weitere Möglichkeit, Schlüsse auf das Äußere einer Person aus deren Schrift zu ziehen; diese resultiert einzig und allein aus der Beobachtungsgabe und dem Gedächtnis für Formen. Ohne diese Eigenschaften kann es selbstverständlich eine Erfahrung auf dem Gebiete des Schriftwesens nicht geben. Wer sie besitzt — ob Fachmann oder Laie ist gleich — der ist unter Umständen in der Lage, durch bloßes Anschauen der Handschrift die Statur oder Haarfarbe des Schreibers bestimmen zu können. Das mag sonderbar erscheinen, erklärt sich aber ohne Zwang. Schon infolge rein äußerlicher Einwirkung nämlich müssen die Schrifttypen der beiden sich gegenüberstehenden Kategorien — Korpulenz, Hagerkeit — verschieden sein. Der Korpulente lagert den Federhalter anders als der Hagere. Letzterer umspannt das Schreibgerät mit seinen dürren, harten, knochigen Fingern gleichwie mit einer Zange. Beim ersteren liegt der Federhalter gleichsam zwischen Fettpolstern, also weicher, nachgiebiger gegen Hindernisse, die die Papierfläche bietet. Die Differenz ist zweifellos minimal, aber sie ist da. Am ehesten wird man den Unterschied in der Schrift einer solchen Person gewahren, die aus dem

einen Zustand in den anderen überging. Professor Schweninger könnte da vielleicht den besten Aufschluß geben, und auch die Kurlisten von Karlsbad würden gewiß zur Illustration dienen können.

Der weitere Weg ist folgender: Wenn man einige tausend derartige Beobachtungen gemacht hat, so wird man schon einen gewissen Blick für „korpulente oder magere Handschriften" besitzen. Man wird ein Bild der beiden Kategorien in sich aufgenommen haben, sozusagen ein Prototyp, wonach nun gegebenenfalls gemessen wird. Dieses Prototyp aber ermöglicht keineswegs, aus einer gegebenen Anzahl verschiedener Handschriften alle korpulenten oder alle mageren Personen angehörenden Schriften herauszufinden, sondern nur diejenigen wird der Suchende mit Bestimmtheit bezeichnen können, welche Ähnlichkeit mit dem in seiner Phantasie lebenden Vergleichsbilde aufweisen. Denn die Schriften einer Kategorie gleichen sich nicht etwa: sie haben nur ein gewisses, schwer zu definierendes Etwas gemeinsam, wie beispielsweise die Gemälde einer Schule, die doch von den verschiedensten Malern herrühren. Auf solche Weise kann man sich auch für die Beurteilung einer Haarfarbe ausbilden, ja selbst für die verschiedensten Charaktereigentümlichkeiten. Diese Methode haben Sittl und allem Anscheine nach Henze befolgt. Lehr- und übertragbare Wissenschaft ist das freilich nicht. Es ist eine Fertigkeit, die mit dem Besitzer steht und fällt. Jahre können vergehen, ehe man es in diesem Studium zu etwas Beachtenswertem gebracht hat.

Denjenigen Leuten, den praktischen Köpfen, die stets zuerst nach dem Nutzen einer Sache fragen, mag folgendes dienen: Es kann natürlich nicht das Bestreben eines ernsten Kopfes sein, bloße Neugier zu befriedigen. Ob man in der Handschrift das rote Haar und die Sommersprossen von Fräulein Klärchens Bräutigam wiederfindet, ist praktisch belanglos und verursacht höchstens der lieblichen Braut Ärger und Aufregung. Aber es kann der Kriminalistik nicht gleichgültig sein, wenn die Handschrift eines unbekannten Verbrechers es ermöglicht, die Nachforschung auf den richtigen Weg zu lenken. Hier liegt der praktische Nutzen, und zwar heute schon.

Das mag folgender Fall illustrieren: Ein Fabrikant in X. bekam eines Tages einen anonymen Brief, angefüllt mit den widerwärtigsten Verdächtigungen und Beleidigungen. Er selbst kannte niemand, dem er die Täterschaft hätte zutrauen können, und so ging er zur Polizei und erwartete von dieser Aufklärung. Hier kam nun jemand auf die gute Idee, den Brief dem Verfasser zur Beurteilung einzusenden mit dem Auftrage, speziell solche Momente anzugeben, welche an sich geeignet seien, die Untersuchung auf eine bestimmte Bahn zu leiten. Man wünschte also mit anderen Worten Auskunft über das Geschlecht, den Beruf, das Alter, die Statur usw. der anonymen Person. Wir vermochten in diesem Falle folgende Auskunft zu geben: 1. Eine männliche Person. 2. Beruf kaum vorhanden, vielleicht noch Schüler oder Lehrling, da noch zum größten Teil unentwickelte Schrift. 3. Statur wahrscheinlich sehr schlank. 4. Der Schreiber ist krank, anscheinend magenleidend, wird daher eine ungesunde Gesichtsfarbe haben.

Der Erfolg war überraschend. Der Beteiligte erinnerte sich nämlich nunmehr seines Neffen, eines in der Tat schlank aufgewachsenen jungen Menschen mit „grünlich-gelber" Gesichtsfarbe, wie er sich ausdrückte. Ein jüngerer Bruder dieses Neffen hatte allerdings die gleiche Statur und dasselbe krankhafte Aussehen, aber die vorgenommene Vergleichung der Handschriften ergab mit positiver Sicherheit, daß nur der ältere der Anonymus sein konnte. Und so war es nach seinem eigenen Geständnis.

Beispiele, die dem Leser einen kleinen Anhalt geben können, bilden u. a. folgende Proben: Fig. 30. Hohe, große Schrift: kleine Statur. — Fig. 57. Hohe, zarte, steile Schrift: kleine, schlanke Statur; dunkles Haar (Israeliten). — Fig. 64. Weite, rundliche, teigige Schrift mit Druckstellen: große, straffe, korpulente Figur. — Fig. 101. Teigige, druckstellenreiche, rundliche Schrift: große, starke Figur. — Fig. 104. Zarte, steile, enge, langgestreckte Schrift mit Trennungen und Ecken: schlanke, magere Statur, hellblondes Haar.

Die Schrifteinzelheiten und ihre Bedeutung.

Neben den jedem Beschauer auffallenden Schrifteigenheiten, wie Lage, Höhe, Weite, Schwere, gibt es eine Reihe von Einzelheiten, die im allgemeinen weniger in die Augen springen und doch nicht weniger wichtig erscheinen. Es sind dies die Winkel, Bogen, Kurven, Kreise und Spiralen. Nach dem beigedruckten Schema macht die Einprägung der Grundformen keine Schwierigkeiten.

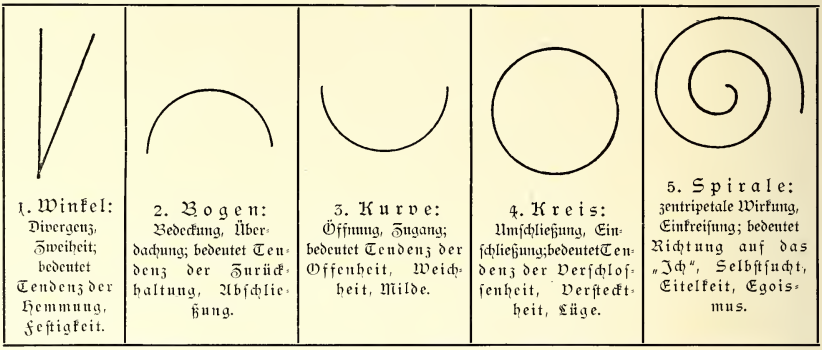


Fig. 117. Schema der Schrifteinzelheiten.

Aus diesen wenigen mathematisch-geometrischen Grundzeichen bestehen die allermeisten Einzelheiten der Handschrift. Wir werden sie der Reihe nach durchnehmen und beginnen mit

1. Winkel. Grundzeichen:

Ob eine Handschrift eckig ist, d. h. ob die Basis der Kleinbuchstaben mehr oder weniger ausgeprägte Winkel aufweist, — wie bei den deutschen kalligraphischen — erkennt man sehr bald. Der Winkelductus ist Leuten eigen, die, da er im Grunde Hemmung bedeutet, weniger schnell entschlossen, weniger initiativ als zähe, ausdauernd sind (passive Willenskraft). Demnach kann eine Schrift, auch wenn sie keine Druckstellen enthält, sehr wohl als eine willensstarke bezeichnet werden. Die Willensbetätigung der meisten weiblichen Personen geschieht bekanntlich in der an-

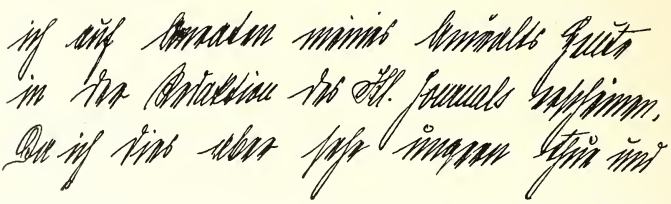


Fig. 118. Sehr eckige Zuchtschrift: Streben nach Vornehmheit, Zähigkeit.

gedeuteten Richtung; sie ist weit weniger häufig aktiv als passiv (denn auch der Eigensinn ist eine Art der Willensäußerung). Die eckige, winkelige Schrift wird aber, dies muß besonders betont werden, vielfach als Zuchtschrift oder auch als stilisierte angetroffen. In dem Falle ist sie Mittel zum Zweck der Pose, des Strebens, einen vornehmen Eindruck zu machen. Man trifft sie daher vornehmlich bei aristokratischen Damen und Künstlerinnen. Die Probe Fig. 118 rührt von einer sehr intelligenten, witzigen, geistreichen Dame her. Diese Eigenschaften findet man nicht in diesen Schriftzügen, weil die ganze Schrift ein Kunstprodukt darstellt. Man erkennt wenig mehr als die permanent beim Schreiben ausgeübte, kaum noch bewußte Selbstbeherrschung. — In dem Klischee Fig. 119 hat man eine Zuchtschrift vor sich, die im Geiste der Kaufmannsschriften gehalten ist.

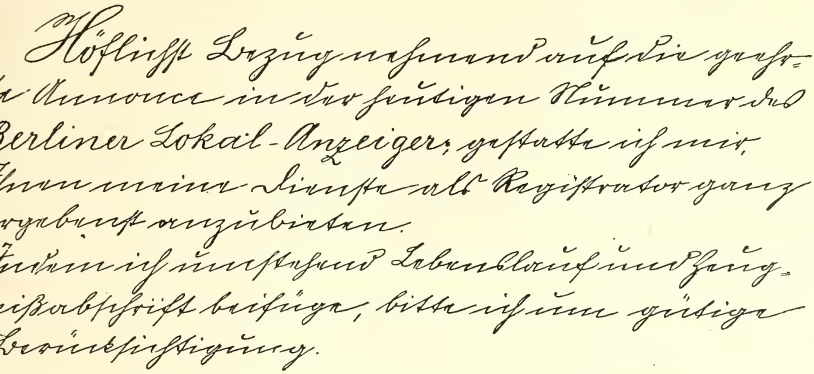


Fig. 119. Kaufmännische Zuchtschrift: Wenig sagend, einfältig.

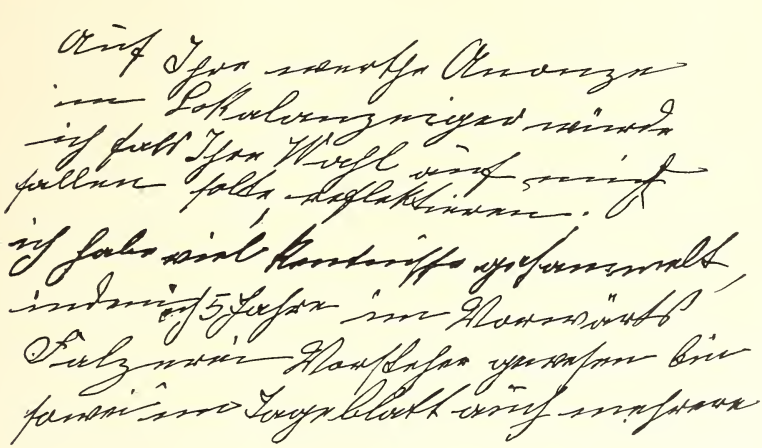


Fig. 120. Sehr eckige Schrift in unregelmäßig geführten Zeilen: Eigensinn, Härte.

Immerhin sind in Fig. 119 gewisse Eigentümlichkeiten hervorgetreten — die nach rechts umgebogenen Spitzen, die rundlich angesetzten Schlußstriche am Ende der Wörter — die uns schon mancherlei verraten. Eine natürliche und dabei ausgesprochen eckige Schrift veranschaulicht Fig. 120.

Sie rührt von einem Trinker her und, wie man sieht, von einem ungebildeten Menschen. Der Schreiber war nicht imstande, Richtung zu halten. Doch zum Formen der Ecken reichte seine Willenskraft aus. Eckige Handschriften findet man übrigens vielfach bei Trinkern. Die Probe Fig. 121 ist gleichfalls von einem Trinker geschrieben, der aber auch den Genüssen in konsistenter Form sehr zugetan war. Daher die teigige, schwammige Linienführung.

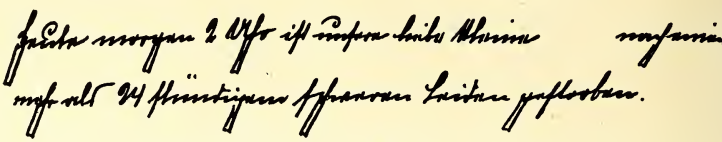


Fig. 121. Eckige, teigige Schrift eines Trinkers: Ausdauer, Geduld.

Ein klares Bild zäher Ausdauer bietet die folgende Probe Fig. 122.

Natürliche Schriften, in denen die Ecken vorherrschen, findet man relativ selten bei geistigen Arbeitern. Hier dominiert der kurven-, in geringerem Grade der bogenförmige Ductus. Auch sind die Schriftprodukte höherer geistiger Tätigkeit zumeist leichter, dünner, mit geringerem Druck hergestellt.

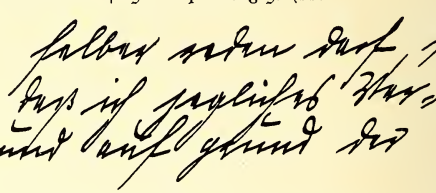


Fig. 122. Sehr eckige, lebhafte Schrift: Ausdauer, Unverdrossenheit, Eigensinn.

Wird eine Handschrift durch die eckigen Kleinbuchstaben gekennzeichnet, so spricht man von einem Eckenduktus im Gegensatz zum Bogen- (konvexen) und Kurven- (konkaven) Duktus, wovon später die Rede sein wird. — Nun kann aber eine Schrift Ecken auch in andern Buchstaben oder Buchstabenteilen aufweisen als nur in den kleinen Buchstaben. Die Ecken bilden sich am häufigsten am langen ſ, wo es vor einem t steht, selbst in Handschriften mit Kurvenduktus. Dies zeigt stark ausgeprägt der Abdruck Fig. 123. Es ist der Brief eines Selbstmörders, dem es aber nach dem Inhalt und der großen, bewegten Schrift zu schließen, nicht recht ernst war mit seinem Abschied. In der ersten Zeile fällt im ß die scharfe Ecke auf; sie wiederholt sich dann noch einigemal und kommt am schärfsten zum Ausdruck im J des Wortes „Ihr". Diese Erscheinung soll ein Zeichen von Reizbarkeit und Heftigkeit bedeuten (ein Überbleibsel der Zeichendeuterei). In Wahrheit geht diese Auslegung viel zu weit. Beim ß und ſt erklärt sich der enge Winkel ganz zwanglos dadurch, daß die Verbindung des ſ mit dem z und t auf dem kürzesten Wege geschah. Die Schrift ist offensichtlich sehr schnell geschrieben. Beim J ergibt sich die Ecke aus dem Gefühl für Deutlichkeit Denn wäre hier eine Kurve, so würde es nicht als J sondern als J̄ gelesen werden müssen. Solche Ecken also können eine spezielle Bedeutung nicht haben. Höchstens könnte man vielleicht sagen, der Schreiber könne gelegentlich eigensinnig oder reizbar sein. Das trifft aber für jeden Menschen zu. — In der selben Probe sehen wir eine andere Eckenbildung, nämlich am ſ in „Überfluß" und „ferner" und am ſ in „dieser" (5. Zeile). Auch diese Form ist ein Produkt des erhöhten Schreibtempos. Die kleine Ecke (Haken) am ſ haben wir selbst in jüngeren Jahren für den Ausdruck des Jähzorns gehalten, nicht ganz mit Recht, wie die Erfahrung gelehrt hat.

In der Probe Fig. 124 sehen wir, daß auch die Verbindungsstriche an den ſ rundlich ausgeführt werden können. Und doch ist der Schreiber dieser Probe außerordentlich reizbar und

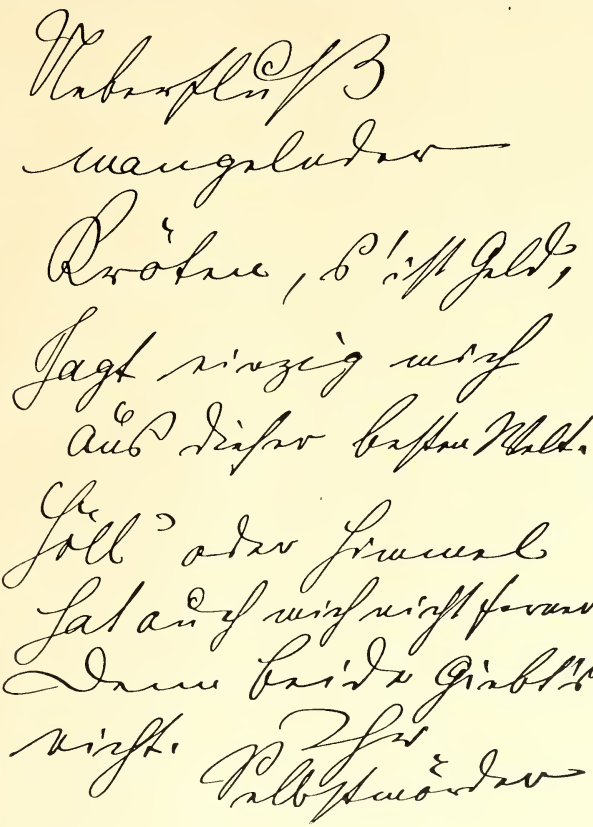


Fig. 123. Sporadisch auftretende Winkel (Ecken) in kurvenreicher Schrift: Eile, Beweglichkeit.

empfindlich. Das geht aus der schrägen Lage und der verhältnismäßig dünnen Schrift hervor. Selbst in diesen rundlichen Zügen tritt gelegentlich ein linksseitig gebildeter scharfer Winkel hervor (h). Wäre er nicht vorhanden, so würde die Deutung der Schrift um kein Jota anders lauten.

Wir sind allmählich zum Kurvenductus gelangt, müssen jedoch zunächst bogenförmige Schrift durchnehmen, um systematisch vorzugehen.

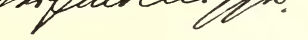
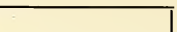


Fig. 124. Sporadisch auftretende Winkel im Kurvenductus: Eile.

2 Der Bogenductus. Grundzeichen: 

Der bogenförmigen Zeile und dem Bogenductus liegt das gleiche Prinzip zugrunde. Dort wie hier sehen wir den auf- und absteigenden Ast. Dort wie hier ist das Schlußresultat der Ausdruck des Mißmuts. In der Tat haben die Personen, die bogenförmig schreiben, die Neigung, sich abzuschließen, zurückzuziehen, sich reserviert zu verhalten. Man findet die Bogenbildung gleich der Winkelbildung hauptsächlich in den sogenannten aristokratischen Handschriften und bei solchen Personen, die für vornehm gelten möchten (dann in Verbindung mit relativ hohen Kleinbuchstaben). Doch trifft man sie auch bei einsamen Menschen, Stubenhockern usw., die keine Neigung verspüren, Umgang zu pflegen, aus sich herauszugehen. Endlich kommt er vor bei wirklichen Heuchlern und versteckten Naturen. Selbst bei Kindern schon stößt man mitunter auf den Bogenductus. Man weiß nicht, ob man in dem Falle mehr die Kinder als die Eltern bedauern soll. Denn so schreibende Kinder gleichen verprügelten Hunden, die bei jedem geringen Anlaß die Rute einziehen. Alle Kinder lügen mehr oder weniger. Die aber den Bogenductus schreiben, lügen häufig infolge falscher Erziehung. Manche werden auch als Erwachsene diese Schreibart nicht los. Und oft haben wir uns beim Anblick der bogenförmigen Schrift eines Erwachsenen, der zugleich bedeutend und ein Charakter war, gefragt: Wie mag wohl dieser Mann zu der Schrift gekommen sein, wie mag seine Kinderstube gewesen sein? Als Antwort auf diese Frage bringen wir die Handschrift Anzengrubers (Fig. 125). Ebensogut aber könnten wir auf Rosegger verweisen. Der Bogenductus dieser beiden Schriftsteller und Poeten entspringt vielleicht ähnlichen Ursachen, wie die sind, die oben angedeutet wurden. — Wesentlich anders muß der Bogenductus gewertet werden, wenn sich die Bogenbildung sogar auf Formen erstreckt, die an der Basis Rundungen haben müßten. Im Abdruck Fig. 126 sind die Wörter „Sammelladung", „Waaren", „Gärtner", „verstehen" mit e-förmigen Gebilden ausgestattet, die a und o vorstellen sollen. Solche Umformungen verraten die Tendenz zur Heuchelei. Das gilt auch zumeist vom

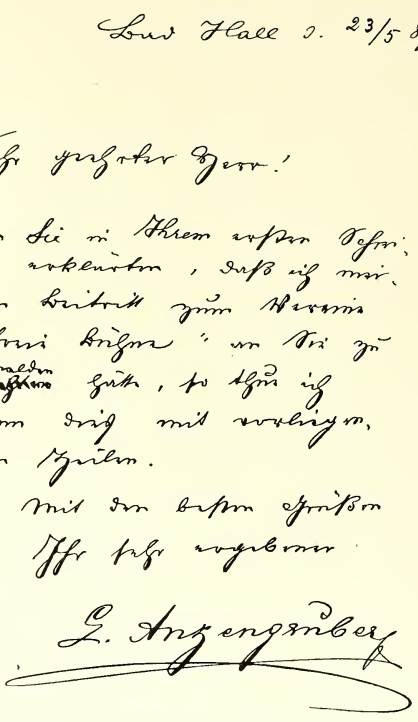


Fig. 125. Bogenförmige (konvexe) Schrift: Abschließung, reserviertes Wesen.

Bogenductus, im Falle geschlossene, eingerollte Formen auftreten, wie die u-Zeichen in den Wörtern „zukommen", „Freundlichen". Diese Schrift rührt von einem Ladenkassendiebe her. Auf die Grundbedeutung der geschlossenen Buchstaben und deren Elemente kommen wir an anderer Stelle zurück.

Selbstverständlich kann sich die bogenförmige Ausführung auch zugleich auf Großbuchstaben erstrecken. Die lateinischen M, N, W sind dazu besonders einladend.

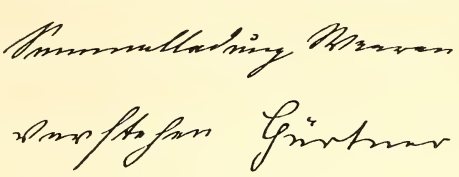


Fig. 126. Stark ausgeprägter Bogenductus: Tendenz der Heuchelei.

3. Der Kurvenductus.
Grundform:

Die kontinuierlich ausgeführte Kurvenform kann als Gelegenheitserscheinung eine Folge des Schreibtempos sein. Wer schnell schreibt, wählt den kürzesten Weg. Um von einem Grundstrich zum andern zu gelangen, wird man die Ecke ebenso vermeiden wie beim Gehen. Man „schneidet ab". Sollen die Grundstriche als solche erkennbar bleiben — und das müssen sie, wenn die Schrift

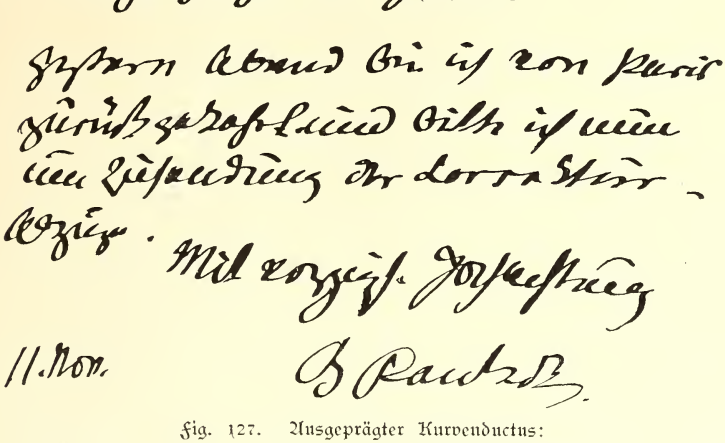


Fig. 127. Ausgeprägter Kurvenductus: Zugänglichkeit, Milde, Offenheit, Wohlwollen.

leserlich sein soll — dann wird man die kurvenartige Verbindung von Grundstrich zu Grundstrich wählen, weil sie die kürzeste ist. Ob Kurven auf diese Weise entstanden sind, vermag auch der Laie gewöhnlich gleich zu erkennen, nämlich daran, daß die Schrift erst dem Ende zu, sei es am Schluß der Wörter, sei es am Schluß des Briefes kurvenförmig wird. Von dieser Erscheinungsform können wir also absehen. — Der Kurve wohnt die selbe Grundbedeutung inne wie der

konkaven Zeilenform, weil sie die gleiche Bewegungsrichtung hat. Wir wissen, daß die sich zum Schluß nach oben bewegende Zeile dem Überwiegen des Frohgefühls ihre Formung verdankt. Bei der konvexen Zeilenbildung ist das Gegenteil der Fall, wie früher bereits gesagt wurde. Nicht anders verhält es sich mit irgendwelchen Schriftelementen, in denen die eine oder andere Tendenz zum Ausdruck gelangt ist, so z. B. in gerundeten Strichen durch das t in der Form eines nach oben offenen, großen U-Zeichens. Empirisch hat man dafür die richtige Bedeutung heiterer Sinn gefunden, was nach dem allen unsern Ausführungen zugrunde liegenden Prinzip ganz selbstverständlich erscheint.

Der eigentliche Kurvenductus muß sich über die ganze Schrift erstrecken, wie wir es z. B. in der Handschrift von Bernhard Pankok (Fig. 127), dem bekannten Münchener Maler, sehen.

So schreiben die wirklichen Sonntagskinder, die heiter und wohlwollend veranlagten Frohnaturen, die Optimisten und auch die Altruisten. Es sind die Menschen, die sich leicht anschließen, die leicht ihr Herz öffnen, sich frei und ungezwungen geben, sofern ihre Handschrift bewegt und natürlich ist.

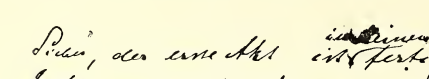


Fig. 127 a. Ausgeprägter Kurvenductus in enger Schrift: Wohlwollen, Weichheit, Milde.

Hier mag auch die milde Schrift Gerhart Hauptmanns Platz finden. Wenngleich diese Probe von Müdigkeit und Unlustgefühl spricht (Fig. 127 a), so zeigt sich in ihr doch die Weichheit, die Gutherzigkeit prächtig veranschaulicht. Man beachte auch die Schmalheit der meisten Großbuchstaben bei ziemlich hoher Ausführung. Der Leser weiß bereits, daß daraus die Bescheidenheit und Schüchternheit einer Natur spricht, die sehr wohl ihren eigenen Wert einzuschätzen weiß. — Nicht alle

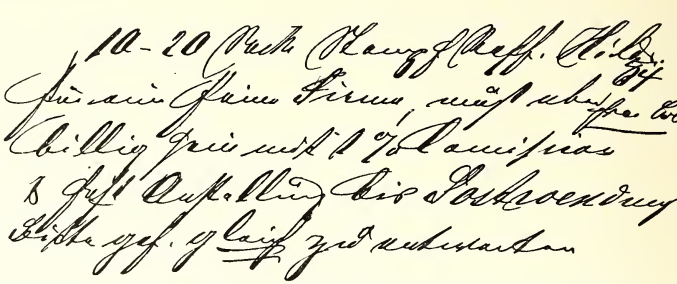


Fig. 128. Kurvenductus mit Druckstellenbetonung in schräger Schrift: Weichheit, Leidenschaftlichkeit, Sinnlichkeit.

Kurvenschriften sind so harmonisch und einfach. Betrachten wir das Klischee Fig. 128, so fällt uns zwar auch die Ungezwungenheit und Freiheit auf, aber ebenso auch der sporadisch auftretende starke Druck und die schräge Lage. Außerdem ist es eine ziemlich vulgäre, alltägliche Schrift. Wohl hat man es hier auch mit einem weichmütigen, zugänglichen

Manne zu tun. Es spricht sich jedoch in der Lage, in Verbindung mit den Druckbetonungen, Leidenschaftlichkeit und Empfindlichkeit aus, Eigenschaften, die die besseren beeinträchtigen. Der die Probe schrieb, ist ein außerordentlich sinnlich veranlagter Mensch, der auch gelegent-

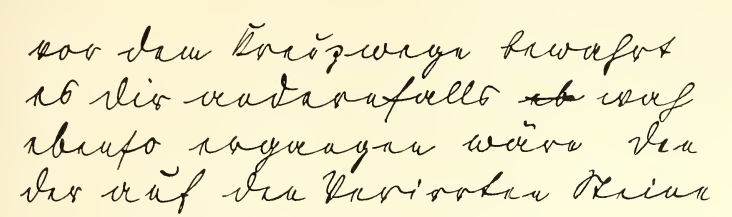


Fig. 129. Kurvenductus in Zuchtschrift:
Besonnene, wohlwollende Anschauungs- und Urteilsweise.

lich roh und brutal sein kann. — Die weitere Probe, Fig. 129, bietet wieder ein anderes Bild. Hier tritt eine gewisse Straffheit und Selbstbeherrschung hinzu, obgleich die Willensstärke an sich unbedeutend ist. Weiter gesellt sich dazu die klare Abteilung der einzelnen Buchstaben

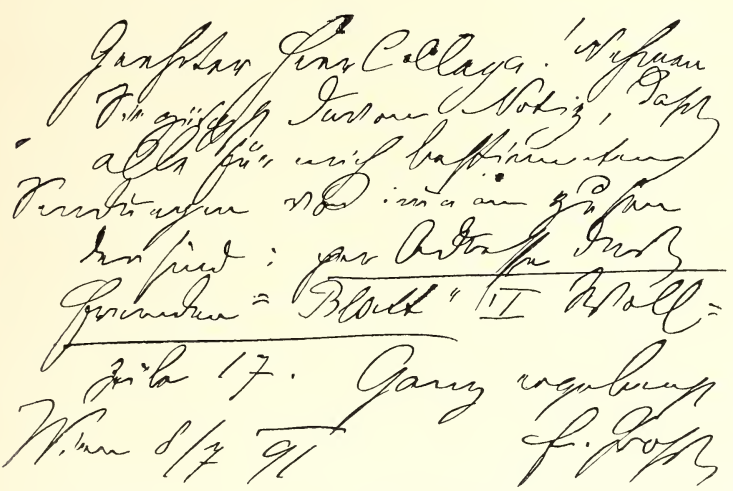


Fig. 130. Gemischter Ductus: Schwäche, Weichheit, Undurchdringlichkeit.

(die übrigens im allgemeinen selten ist). Wer so schreibt, ist gewohnt, jede Sache, jeden Gegenstand für sich zu betrachten und auf sich wirken zu lassen, ohne daß er die Übersicht verliert. Er liebt die durchsichtige Klarheit in allen Dingen. Dabei ist er im Grunde ein wohlwollender, freundlicher Mensch ohne Strenge und Härten. — Wieder einen anderen Eindruck macht die Handschrift von Ferdinand Groß, dem bekannten hervorragenden Wiener Kritiker und

Feuilletonisten (Fig. 130). Hier regen sich leise die Übergänge vom Kurven- zum Bogenductus Die Mischung zu gleichen Teilen ergibt den sogenannten fadenförmigen Ductus, der sich als sicheres Anzeichen für schwere Durchschaubarkeit, hervorgegangen aus Schwachheit und Enttäuschungen, darstellt. — Eine sehr seltene Erscheinung bietet die Probe Fig. 131.

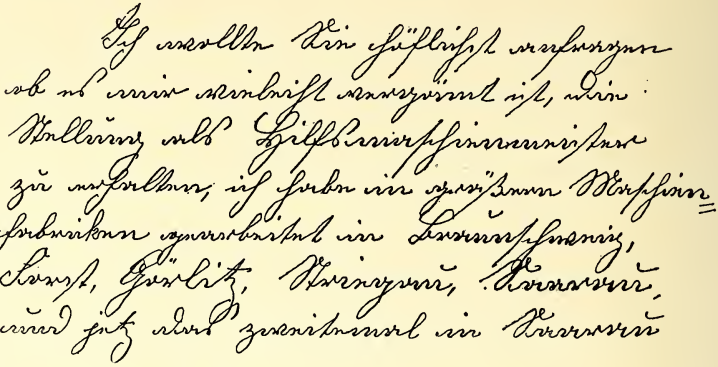


Fig. 131. Verschmelzung des Bogen- und Kurvenductus: Schwäche, Mangel an Widerstandskraft gegen Leidenschaften; Hysterie(?).

Diese Verschmelzung beider Ductusformen ist noch nicht sicher erklärt. Durch Analogieschlüsse gelangt man jedoch dahin, daß es sich um einen schlaffen Menschen handelt, der sehr wahrscheinlich dem Alkohol zugetan ist.

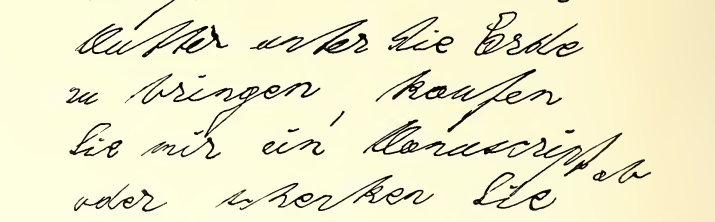


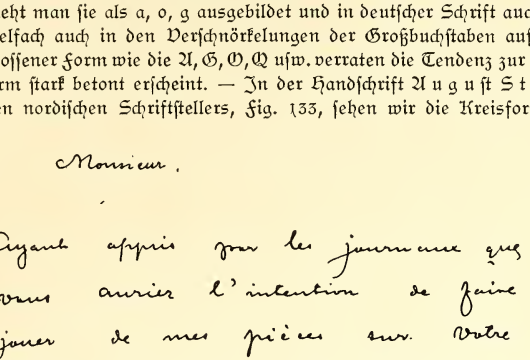
Fig. 132. Gemischter Ductus in sehr geneigter, zarter Schrift: Mangel an Beherrschung, Widerstandsfähigkeit, Willensschwäche.

Schließlich sei noch auf einen Schriftductus hingewiesen, der ebenfalls als ein gemischter bezeichnet werden muß (Fig. 132). Die Schreiberin war ein unglückliches, haltloses Menschenkind, das aus Nahrungssorgen im Wasser der Spree die ewige Ruhe suchte. —

Wir gelangen nunmehr unserm Lehrplan gemäß zu den geschlossenen Schriftelementen.

4. Kreisförmig geschlossene Formen. Die hier gedachten Formen wurden bereits unter 2 erwähnt Man hat sie früher, in den Zeiten der Zeichendeuterei, schlechthin als

„Lügenzeichen" angesprochen. In Wirklichkeit zeigen sie nur die Tendenz der Verschlossenheit an. Gewöhnlich sieht man sie als a, o, g ausgebildet und in deutscher Schrift auch als U-Zeichen. Doch treten sie vielfach auch in den Verschnörkelungen der Großbuchstaben auf. Selbst Großbuchstaben in geschlossener Form wie die A, G, O, Q usw. verraten die Tendenz zur Verschlossenheit, sofern die Kreisform stark betont erscheint. — In der Handschrift August Strindbergs, des hervorragenden nordischen Schriftstellers, Fig. 133, sehen wir die Kreisform in den A, a


Monsieur,

Ayant appris par les journaux que vous auriez l'intention de faire jouer de mes pièces sur votre théâtre, je prends la liberté de vous présenter les meilleurs échantillons de mon répertoire. En attendant une réponse favorable, je vous prie, Monsieur, d'agréer l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

August Strindberg,
Directeur du "théâtre libre" Scandinave

Adr: Sandhamn près Stockholm

Fig. 133. Kreisförmig gestaltete Buchstaben: Tendenz der Verschlossenheit.

o, in den Einringelungen am c usw. Da sie eine Zuchtschrift darstellt, so ist die gedachte Tendenz auch ohnehin erklärlich. Aber auch in natürlichen Schriften trifft man solche Formen an. Fig. 134 veranschaulicht das Prinzip selbst in den P, C und J. Nebenbei gesagt, handelt es sich hier um einen Deutschen, der längere Zeit in Amerika lebte. Fast alle seine Großbuchstaben entstammen der amerikanischen Schreibart, so die D, H, J, B, P, C, W, N. Sie bietet also ein gutes Beispiel der sattsam bekannten Tatsache, wie leicht Deutsche im Auslande — verausländern.

Es ist unmöglich, alle denkbaren Ausdrucksformen zu veranschaulichen. Doch muß gerade diese Schrifteigenheit als so wichtig angesehen werden, daß wir noch länger dabei zu verweilen gezwungen sind. Die Probe 135 rührt von einem Trinker her, der zugleich ein großer Renommist ist. Man

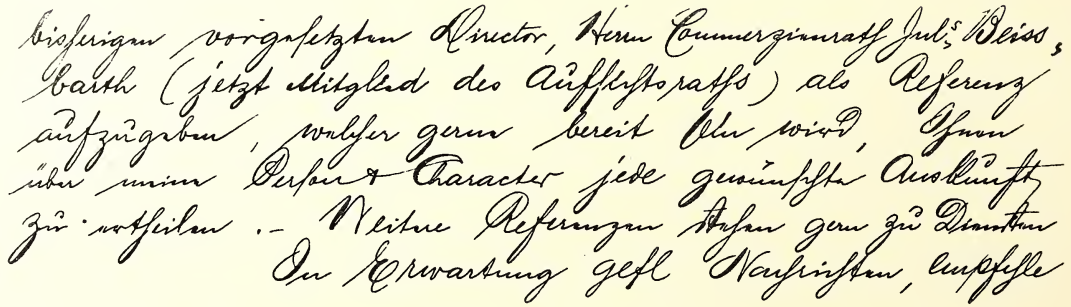


Fig. 134. Kreisförmig gerundete Buchstaben: Tendenz der Verschlossenheit.

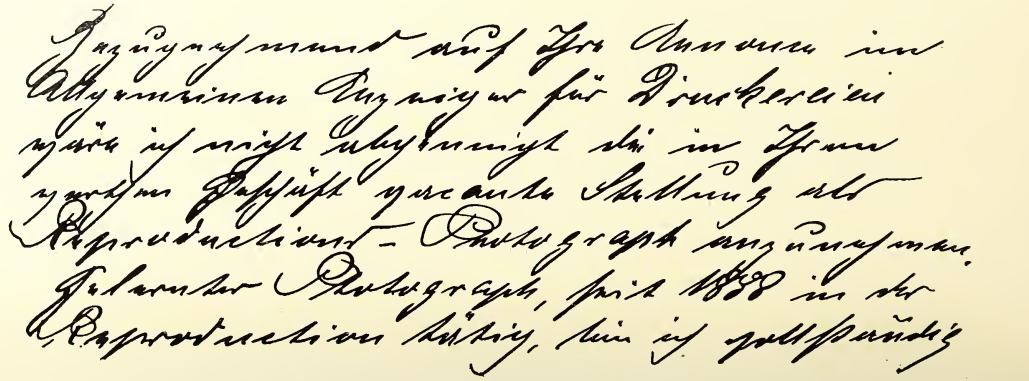


Fig. 135. Einrollungen in den Großbuchstaben: Renommisterei, Prahlsucht.

beachte die D, P und R. In diesen Einrollungen macht sich bereits der Trieb zur Lüge kennbar. Eine starke Betonung solcher Einrollungen in den Kleinbuchstaben in ordinärer, vulgärer Schrift bedeutet ein Kennzeichen der Lügenhaftigkeit. Das Zeichen über dem u in der Probe Fig. 136 (Zeile 2) ist ausnehmend charakteristisch; aber auch schon das in der ersten Zeile muß als bedenklich

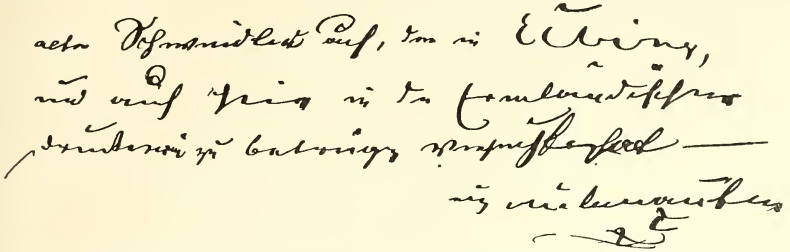


Fig. 136. Eingerollte Formen in ordinärer Schrift mit fadenförmiger Tendenz: Lügenhaftigkeit, Versteckheit.

angesehen werden. Die ganze Schrift ist mit den Merkmalen der Undurchdringlichkeit durchsetzt (vide die Tendenz zur Fadenbildung). Die Probe rührt von einem Diebe, einem „schweren Jungen" her. — Das gleiche gilt für die Schriftprobe Fig. 137. Hier sind die a umgestaltet, und selbst das d zeigt die Tendenz der Einrollung. Auch bei dem Urheber dieser Schrift handelt es sich um einen Verbrecher (Telephonschwindler).

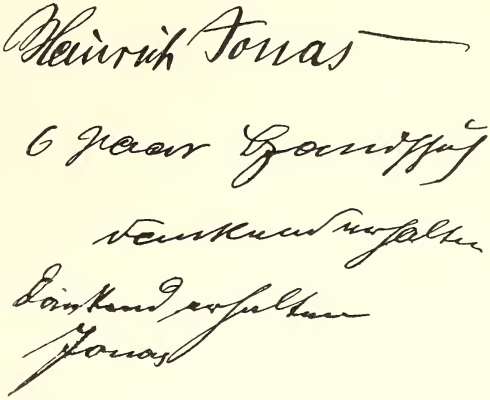


Fig. 137. Eingerollte Formen in ordinärer Schrift: Trieb zur Lüge.

Den Hang zur Lüge in der Handschrift eines Gebildeten zu erkennen, ist ungleich schwieriger. Kommen die Einrollungen vielfach in einer fadenförmigen Schrift oder in der stark ausgeprägten bogenförmigen vor, dann darf man auf lügenhafte Triebe schließen. Auch dann, wenn nur die Endungen der Wörter fadenförmig gehalten sind (und das Schreibtempo dafür nicht verantwortlich gemacht werden kann). Treten die Formen jedoch nur als geschlossene u-Zeichen, als a, o, g auf, dann handelt es sich um die Tendenz der Verschlossenheit. Ferner wäre zu beachten das Verundeutlichen der rund zu schreibenden Formen (a, o, g usw.) durch mehr oder weniger eckig gehaltene, schlecht leserliche Gebilde, wie man sie z. B. in der Probe Fig. 122 (Seite 94) vorfindet. Hier sind die a wie e geschrieben. Die solche Deformationen vornehmen, haben etwas zu verbergen, zumeist versteckte Leidenschaften. — Nicht ganz so müssen die Formen gewertet werden, die aus zwei Teilen bestehen und doch einen Kreis oder

ein Oval vorstellen sollen. Sie treten nicht sehr häufig in Erscheinung. Am meisten fanden wir sie in ungarischen Handschriften. Der Abdruck Fig. 138 veranschaulicht die recht sonderbare Schreibeigenheit. Sämtliche o sind in zwei Teile zerrissen. Sie spiegeln gewissermaßen falsche Tatsachen vor, wie man das gleiche auch von Großbuchstaben sagen kann, die aus mehreren getrennten Teilen zusammengesetzt sind. Die Auslegung der meisten Praktiker geht dahin, daß die Urheber solcher Buchstaben ihre Verschlossenheit unter dem Scheine großer Offenheit verbergen. Sehr wahrscheinlich, daß sie zutrifft. Die Erscheinung ist jedoch so selten, daß eine präzise Deutung bis jetzt noch nicht gefunden werden konnte. Bei jugendlichen Personen, bei denen sich aber diese Eigenheit bald verlor, haben wir allerdings jene Eigenschaft einigemal konstatiert. —

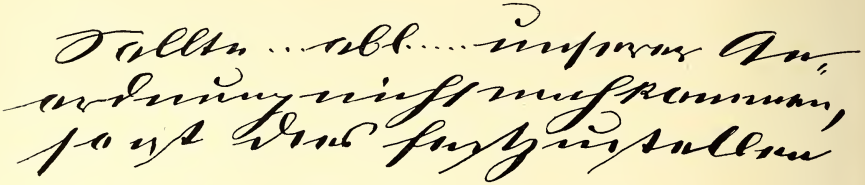


Fig. 138. Oben und unten offene Kreisformen:
Verschlossenheit unter dem Scheine großer Offenheit(?).

Es wird dem Leser vielleicht aufgefallen sein, daß wir in diesem Kapitel plötzlich von einzelnen Buchstaben sprechen, während unsere bisherigen Ausführungen sich auf die Gesamtheit der Handschrift erstreckten. Das hat aber seine Gründe. Die a, o, g, q, die U-Zeichen und allenfalls noch p sind im lateinischen wie im deutschen Alphabet diejenigen Formen, die man ungeachtet ihrer Lesbarkeit oben offen oder geschlossen schreiben kann. Von Zahlen kommen dafür die 2, 3, 5, 6, 8, 9, 0 in Frage. Jene Klein- und die gleichwertigen Großbuchstaben sowie die angeführten Zahlen sind also naturgemäß die Träger der oben beschriebenen Eigenschaften. Wenn sich der Kurvenductus auch über diese erstreckt, dann kann das nicht wundernehmen. Und sind in diesem Ductus jene Formen geschlossen, so haben wir noch keineswegs das Recht, von Verschlossenheit zu sprechen. Sie bedeuten dann einfach eine verständige Zurückhaltung in der sonst durch den Ductus an sich gekennzeichneten Offenheit. Sind sie aber ebenso offen, d. h. rundlich geformt wie die u, n, m, dann haben wir sicher in dem Schreiber einen unvorsichtig offenen, freimütigen Menschen zu erblicken. Es gibt also, mit anderen Worten, keine Zeichen der Verschlossenheit, der Offenheit, Heuchelei und Lüge an sich, sondern nur allgemeine Tendenzen in jener Richtung. Erst wenn, wie wir gesehen haben, der betreffende Ductus sozusagen zugleich als Untergrund vorhanden ist, dann erst dürfen wir von den nackten Eigenschaften reden. So muß die Zeichendeuterei à la Michon richtig gestellt werden. Adolf Henze hat sich davon ferngehalten.

Wir gehen nunmehr zu den Schrifteigenheiten über, deren Grundform die Spirale bildet.

5. Spiralförmige Schriftelemente. Die Tendenz zur Spiralbildung sahen wir bereits in einigen Proben des vorigen Abschnitts angedeutet. In der Tat laufen diese Elemente mit den kreisförmigen häufig parallel. Das kann nicht auffallen, weil die Bedeutung im Prinzip auf das selbe hinauskommt, nämlich auf die Hinweisung, auf die Betonung des „Ichgefühls". Im Prinzip sind alle weiten, ausladenden Formen ein Anzeichen von Phantasie, von Vorstellungsvermögen schlechthin. Das trifft ebenso für die kreisförmigen wie auch für die vollen Schleifen der Ober- und Unterlängen und mehr oder weniger spiralartigen Elemente zu. Es ist klar, daß z. B. ein Lügner Phantasie, daß ein eitler, selbstgefälliger Mensch mindestens

eine mehr oder weniger hohe Vorstellung von seiner eigenen werten Person haben muß. Es kann aber jemand geschmacklos eitel und ein anderer eitel sein in geschmackvollerer Form. Die spiralförmigen Gebilde gehören sicher nicht den geschmackvolleren Naturen an. In ihnen erscheint wie gesagt, die Betonung des eigenen Ichs zu intensiv betont. Man findet sie hauptsächlich in kaufmännischen Schriften. Aus diesem Grunde hat man die spiralartigen Schriftelemente mit dem Erwerbssinn des Geschäftsmannes in Verbindung gebracht. Wenn man sich erinnert, daß die von außen nach innen geführte Spirale das Bild der Einkreisung bietet, so wird man in jener Auslegung Richtiges finden. Das Klischee Fig. 139 veranschaulicht jene Art der Federbewegung.

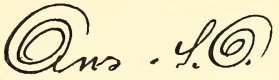


Fig. 139. Spiralförmige Buchstaben: Großer Egoismus, Handelsgeist, Erwerbssinn.

Vielfach sind die kaufmännischen Unterschriften mit solchen spiralförmigen Schnörkeln versehen. Fig. 140 zeigt das in so übertriebener Ausführung, wie es selten zu sehen ist. Von der Probe Fig. 141 gilt nicht ganz das selbe. Denn die Schrift ist relativ weit gehalten im Gegensatz zu der „geizigen"

Fig. 140. Unterschrift mit Spiralbildung: Starke Besitzliebe, Handelsgeist, Egoismus, Umständlichkeit.

Fig. 141. Spiralbildung in weiter Schrift: Ausgesprochener Erwerbssinn, Umständlichkeit.

Engigkeit der vorigen. Tatsächlich handelt es sich hier nicht um einen Kaufmann, sondern um einen etwas umständlichen Beamten, der gezwungen war, auf jede Verdienstmöglichkeit zu spähen.

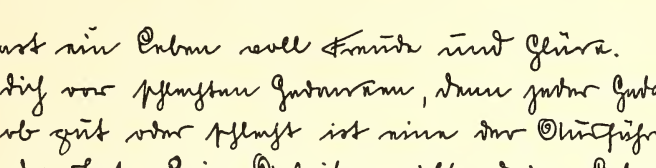


Fig. 142. Spiralbildung in den Großbuchstaben einer Zuchtschrift: Erwerbssinn; geziertes Wesen(?).

Ähnlich verhält es sich mit der Probe Fig. 142. Hier sieht man die Spiralen in gefälligerer Form. Da sie nur in den Großbuchstaben auftreten, so wäre es immerhin möglich, daß deren Urheber ein eitel und geziert auftretender Mensch ist, worauf übrigens auch die steile Schriftlage hindeutet. In sehr vulgärer Art ist die Tendenz zur Spiralbildung in den Klischees Fig. 143 zum Ausdruck gelangt. Hier muß man schon von Versteckheit und Lüge sprechen. Die obere

Probe veranschaulicht in der Rundschriftzeile nebenbei die Tatsache, daß eine an sich gewöhnliche Schrift nichts besagt gegen die Fähigkeit des Schönschreibens und Zeichnens. Von Personen, die stets eine kalligraphische Schrift produzieren, nehmen manche an, daß sie auch Talent zum Zeichnen hätten. Das ist unzutreffend, was wir später noch erhärten werden.

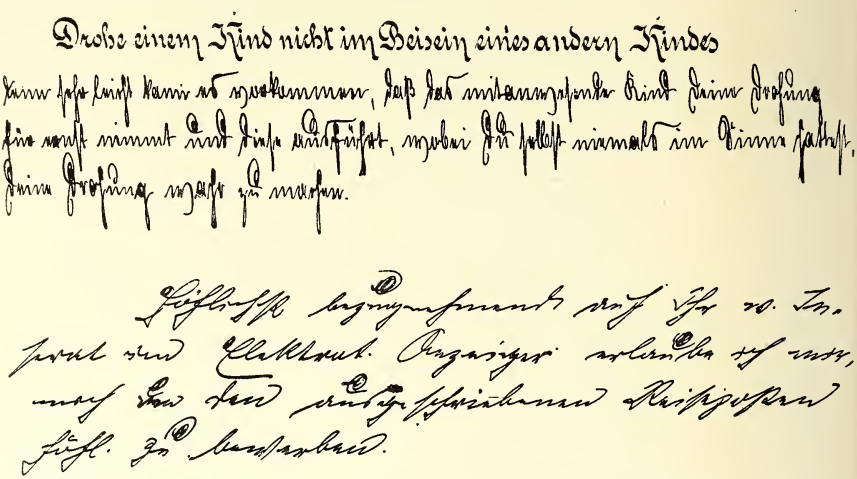


Fig. 143. Spiralförmige, mehr oder weniger eingerollte Elemente: Versteckheit, Lügenhaftigkeit.

Die sämtlichen hier abgedruckten Beispiele sind in ihrer Art recht selten. Sie wurden gewählt, weil in ihnen die Tendenz der Spiralbildung in extremster Weise zum Ausdruck gelangt ist. Die Probe Fig. 144 zeigt in den Zahlen 6 und im D einen nur geringen Anklang an die Grundform der Spirale. Jedoch erscheint sie dadurch als wichtig, daß die obere 6 (und das D)

Fig. 144. Spiralförmige Elemente entgegengesetzter Strichführung.

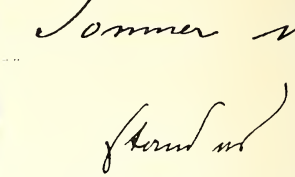


Fig. 145. Nach oben auslaufende Formen: Idealistische Geistesrichtung(?).

eine außen beginnende, die untere eine innen anfangende Spiralform vor Augen führt. In der selben Schrift zeigen sich also zentripetale und zentrifugale Formen nebeneinander. Das könnte ein Widerspruch scheinen. Indessen hat die Erfahrung gelehrt, daß nur dann eine entgegengesetzte Bedeutung angenommen werden darf, wenn die zentrifugale (die untere 6) Form

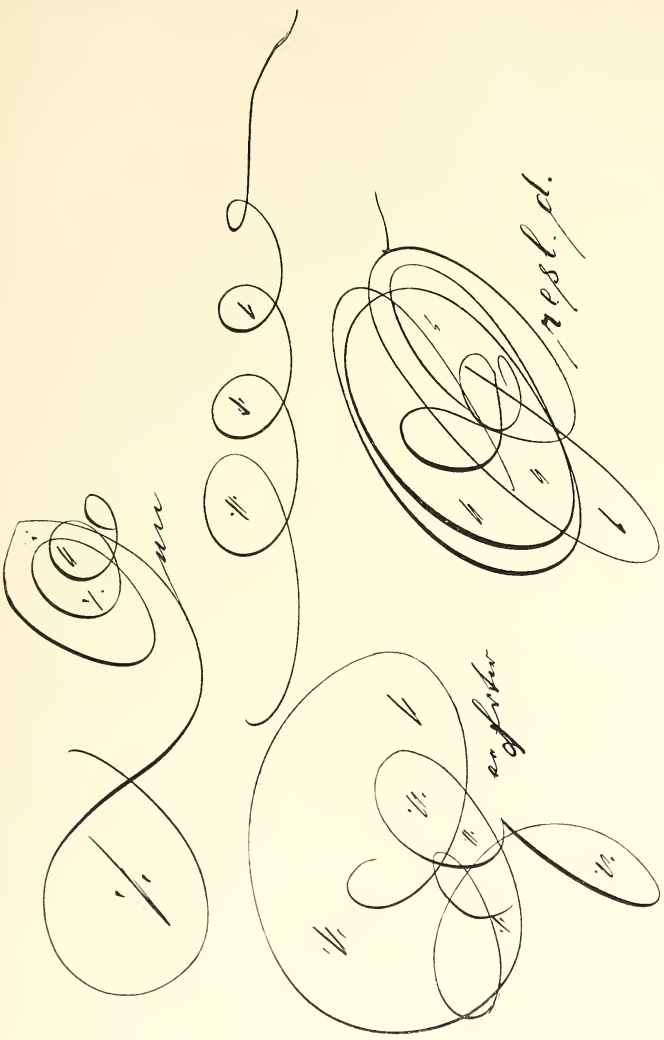


Fig. 146. Sehr verschnörkelte, vulgäre, üppige Formen: Überwuchern der Einbildungskraft, krankhafte Überspanntheit, gemeine Eitelkeit.

nicht wieder nach unten zurückläuft, sondern nach oben verlaufend geführt ist, wie das u. a. an den lateinischen S und d, die an der Basis begonnen werden, mitunter gefunden wird; ebenso an den veralteten ſ. Fig. 145 zeigt solche Formen. Hier handelt es sich nicht um eigentliche Spiralen, sondern nur um den Schlußteil von solchen. Jene Formen finden sich zumeist in Begleitung sehr hoch gesetzter i-Punkte. Dieses „Streben nach oben" zeigt eine mehr auf das Ideale

eingestellte Geistesrichtung. Doch ist dies noch unsicher. Man könnte die zentrifugale Spirale als „Richtung auf das All" im Gegensatz zu der zentripetalen „Richtung auf das Ich" bezeichnen.

Wie bereits früher angeführt wurde, sind üppige, nach allen Richtungen hin ausladende Formen der Ausdruck der Phantasie. Richtiger sollte man sagen Einbildungskraft oder Vorstellungsvermögen und die Bezeichnung Phantasie mehr für den künstlerisch gestaltenden Geist gelten lassen. Einen gewissen Grad von Einbildungskraft besitzt jeder Mensch, und menschliches Schaffen ist ohne sie nicht denkbar. Die künstlerische Phantasie besteht in der Fähigkeit, sich Bilder auf dem Wege der Empfindung vorzustellen. Diese Phantasie ist schöpferische Einbildungskraft. Wir werden die Bezeichnung Einbildungskraft dann anwenden, wenn sich die Elemente in Handschriften vorfinden, die auf ästhetische Formung keinen Anspruch machen können. Das Wort Phantasie aber wollen wir nur gebrauchen, wo es sich um höherstehende Schriften handelt. — Ein außerordentlich üppiges Vorstellungsvermögen spricht aus der Probe Fig. 146 auf der vorhergehenden Seite.

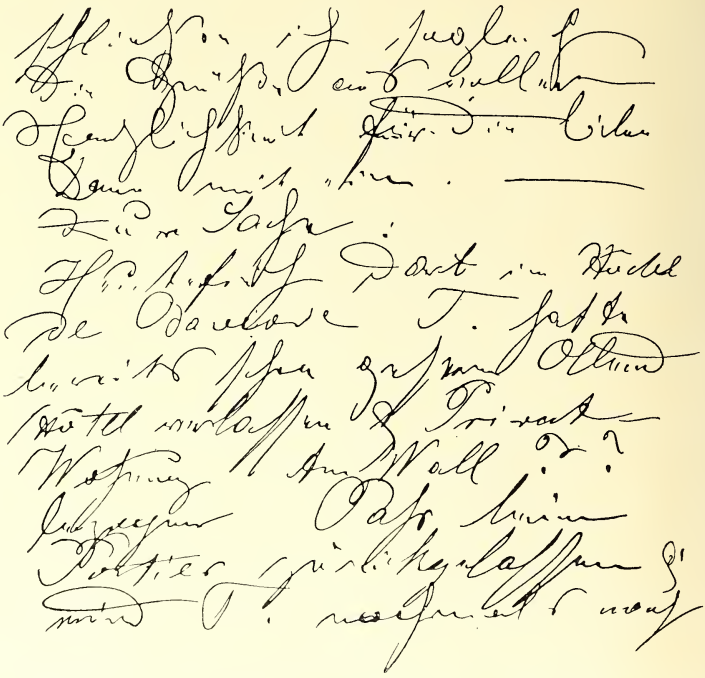


Fig. 147. Übertriebene, sinnlose Schleifenbildung: Krankhafte Überspanntheit.

Diese Schrift rührt von einem überspannten, eingebildeten, ungemein eitlen Musiker her, der sich für einen Dichter hielt. Seine Poeme waren den Kriegsgedichten Körners nachempfunden, doch in Form und Inhalt überaus kläglich. — Auch das vorstehende Beispiel Fig. 147 hat einen krankhaft überspannten Menschen zum Urheber.

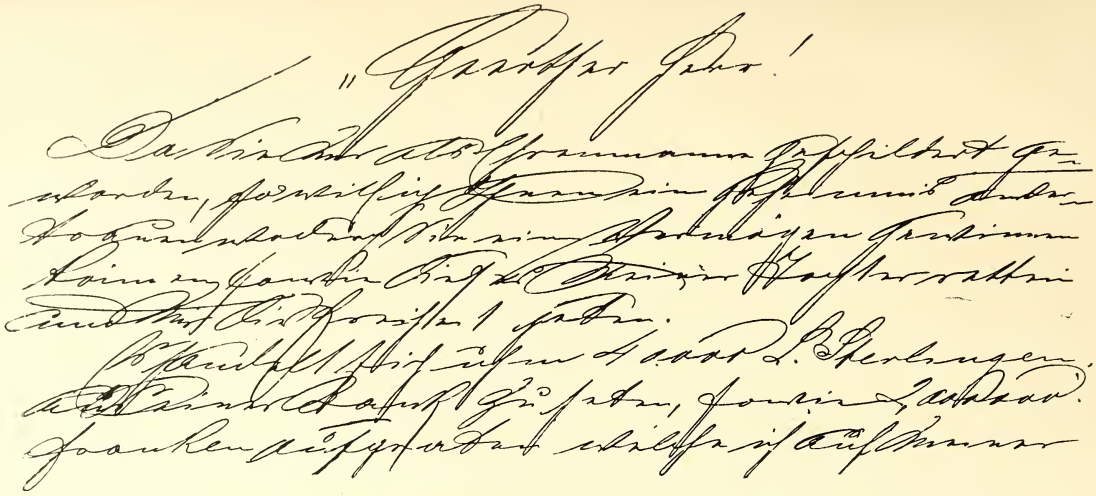


Fig. 148. Schrift eines „spanischen Schatzgräbers". Hohe, schmale Formen und rücklaufende Schlußzüge: Egoistische Triebe, undisziplinierte Einbildungskraft, Verworrenheit.

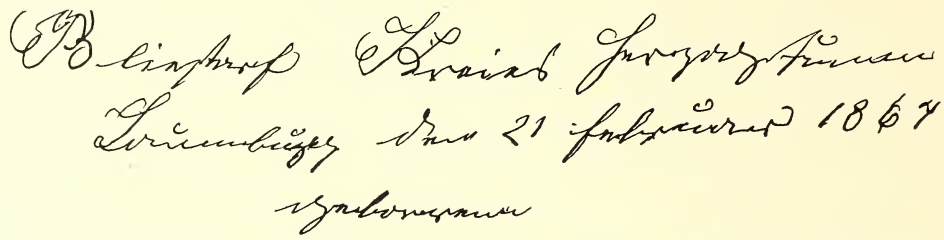


Fig. 149. Schrift eines Raubmörders. Rücklaufende Schlußzüge und Einringelungen: Egoismus, Lüge.

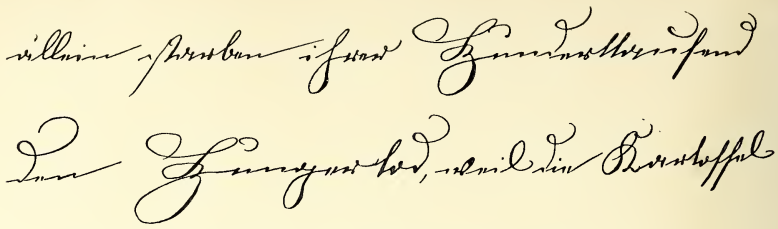


Fig. 150. Schrift eines Diebes. Rücklaufende Schlußzüge, volle Schleifen: Egoismus, Einbildungskraft.

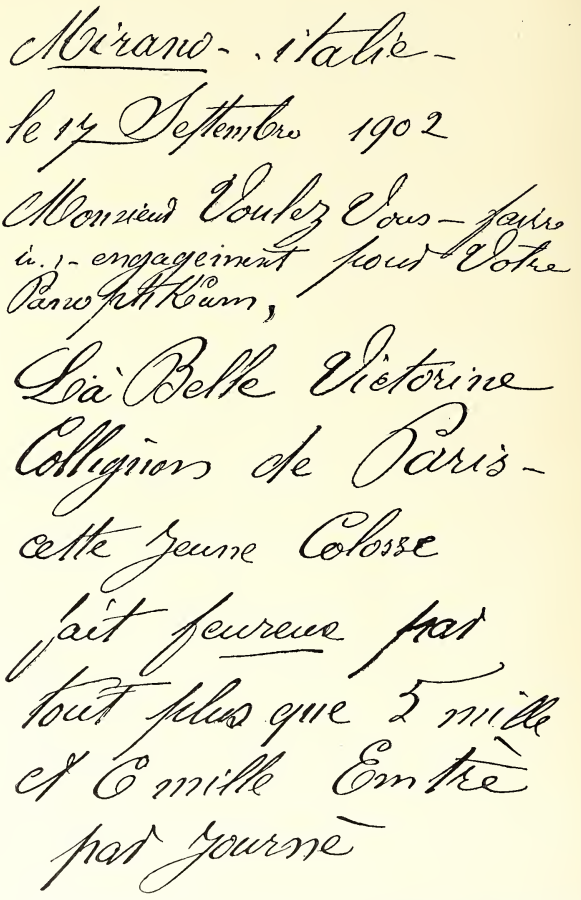


Fig. 151. Üppige Schrift einer „Riesendame", rücklaufende und volle Schleifen: Einbildungskraft, Egoismus.

Der Abdruck Fig. 148 Seite 109 zeigt in der schmalen Gestaltung der Schleifen und in der unklaren Zeilenbildung ein recht konfuses Bild. Die Endzüge am E, an den Zahlen, den u-Zeichen haben die Tendenz, auf das Wort zurückzukehren. Sie sind der Ausdruck für egoistische Triebe und bilden einen Teil der zentripetalen Spirale (Richtung auf das Ich). Man beachte auch S in Sterlingen, das die Spirale deutlich enthält. Diese Schrift ist einem Briefe entnommen, den ein sogenannter „spanischer Schatzgräber" an viele Personen in Deutschland gerichtet hatte, um hohe Beträge zur Hebung eines verborgenen Schatzes zu erschwindeln. — Ähnliche Formen enthält auch die sehr vulgäre Handschrift eines Raubmörders, Fig. 149. Hier sind die f, r und die u-Zeichen die Träger jener Elemente. Daß sie bei einem Diebe vorkommen, läßt sich erwarten. Doch ist der Dieb, dem wir die Probe Fig. 150 verdanken, auch ein recht „phantasiebegabter" Mitmensch, was aus der Völligkeit der Großbuchstaben besonders hervorgeht. Eine recht üppige Handschrift zeigt auch die Probe Fig. 151. Noch „üppiger" freilich ist die Urheberin dieser Schrift, denn sie wiegt einige Zentner. Die junge Dame nennt sich „Kolossalmensch" Sie präsentierte sich im Berliner Passagepanoptikum den nach solchem Fleisch lüsternen Besuchern. In ganz anderer Weise zeigt sich die Einbildungskraft in der kraftvollen, mit Keulenformen ausgestatteten Schrift Fig. 152. Das H mit dem überragenden ersten Grundstrich verrät hohes Selbstgefühl und das B ruft vernehmlich: Geht mir aus dem Wege! Der Mann hat eine hohe Meinung von sich, und er besitzt eine gewisse Berechtigung dazu, denn seine Energie ist ungewöhnlich groß, und wo die Kraft, da ist die Macht.

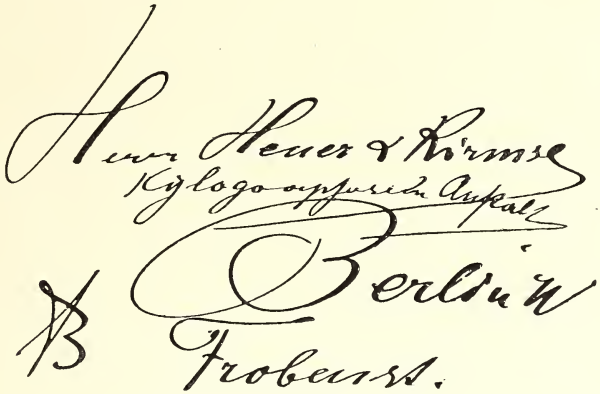


Fig. 152. Breite, volle Formen:
Starke Selbstschätzung, Einbildungskraft.

Sahen wir die bisherigen Beispiele zur Illustrierung unserer Theorie in mehr oder weniger vulgären Schriften, so gelangen wir nunmehr zu der Phantasiebetätigung edlerer Art. Wir wählen dazu die Handschriften einiger Künstler. Die Probe Fig. 153 von der Hand des bekannten Bildhauers A. Pfretzschmer gibt einen Begriff davon, wie die Schleifenbildungen in anderer, „schönerer" Weise ausgeführt werden können. Obwohl es sich um eine Steilschrift handelt, ist sie doch voll Leben und Bewegung. Dieses Beispiel veranschaulicht üppige, auf das Schöne gerichtete Phantasietätigkeit. — In der Schrift Franz Skarbinas, des vielgepriesenen Malers Berliner Straßenszenen, kommt die Phantasie in sehr geschmackvoller Weise

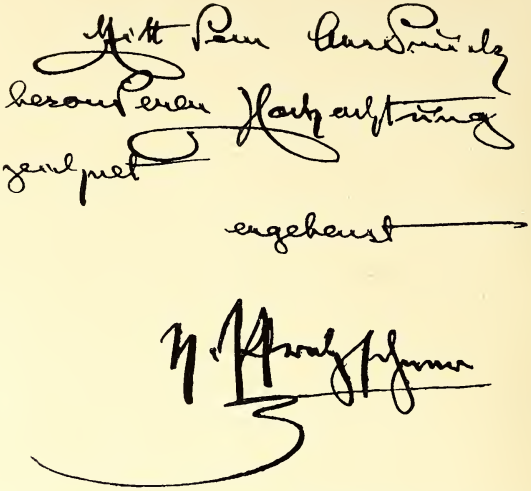


Fig. 153. Volle, runde, gefällige Schleifenbildung: Phantasie.

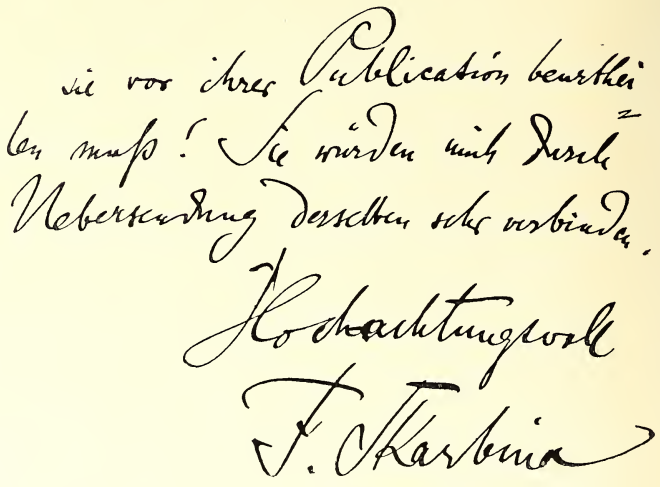


Fig. 154. Geschmackvolle, ausladende Formen: Phantasie.

zum Ausdruck. Auch hier herrscht Leben und Bewegung, doch frei von jeder Pose und Effekthascherei. Es ist die sehr natürliche Schrift eines echten Künstlers (Fig. 154). — Eine Schrift kann sich dem Auge als reich und üppig darbieten und braucht doch nicht dominierende Schleifenbildung zu haben. In dem Abdruck Fig. 155 sind zwar auch mancherlei Rundungen und Kurven zu finden. Was ihr aber den eigentlichen Charakter verleiht, das sind die horizontalen Schriftelemente, so am T, D, S. Selbst in den Unterschleifen sieht man sie gewissermaßen als Unterstreichungen. Die Überstreichungen (F, D, S) sollen den Hang zum Protegieren bedeuten. Nach unserer Überzeugung, die sich auf eine langjährige Erfahrung stützt, trifft das durchaus nicht zu. Weit eher könnte man sagen „Hang zum Dominieren" Denn, wie wir früher gesehen

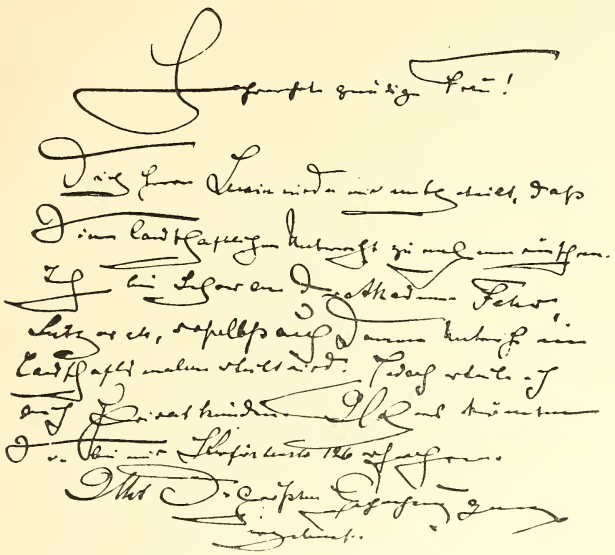


Fig. 155. Reichtum der Formen, gekennzeichnet durch horizontale Linien und volle Schleifen: Andauerndes Streben, Phantasie.

haben, bedeutet die Horizontale Beharrungsvermögen und, wenn sie die Tendenz hat, die Buchstaben höher erscheinen zu lassen, Herrschlust. In Fig. 155 tritt jedoch noch ein anderes Moment hinzu: die rückläufige scharfe Winkelbildung an den Unterlängen des h. Diese gelten nach unserer Theorie als Ausdruck der Abwendung, der Abwehr, des Selbstschutzes, der Rückendeckung. Andererseits haben auch die langen Ausläufer am F, D, S die Tendenz des Schützens. Demnach kann man hier mit Recht von einer Art des Egoismus sprechen, die nicht sowohl der eigenen Person als vielmehr einer Gesamtheit, einer Familie, einem Kreise, einer Richtung gilt. Ob dies auf den farbenfrohen Maler Max Uth zutrifft, von dem die Probe herrührt, ist uns nicht bekannt. — Zum Schluß sei auf eine Künstlerschrift verwiesen, die dartut, wie sehr gerade die typischen „Phantasiezeichen" durch äußere Schreibumstände unterdrückt werden können. Es handelt sich hier um eine Visitenkarte, die die Engigkeit der Schrift erzwang. Gewiß hat Arthur Kampf, einer unserer bedeutendsten Maler, von dem die Probe Fig. 156 herrührt, auch

Phantasie, eine wohl disziplinierte. In seiner Schrift tauchen übrigens jene Formen auf, die wir als die Anzeichen für ideale Geistesrichtung ansprachen (vide die S in Sonntag und Sohnes, ferner die W und V).

Sind die Ober- und Unterschleifen der h, g, H, E usw. schmal und kurz, so darf man auf beherrschte Phantasietätigkeit schließen. Ein Beispiel hierfür bietet die Handschrift Preyers, Fig. 157, von dessen Bedeutung für die Schriftkunde hier wiederholt die Rede war. Seine Schrift ist klar, durchsichtig, ohne ausschweifende Nebenzüge und Schleifenbildungen. —

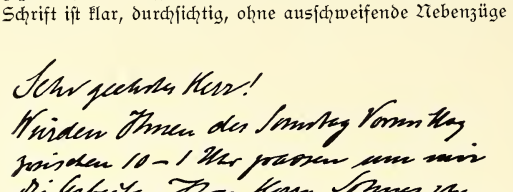


Fig. 156. Bewegte Schrift mit Schleifenbildung: Disziplinierte Phantasie.

Wir sahen an den Beispielen Fig. 146—151, wie eine mehr oder weniger undisziplinierte, regellose Einbildungskraft sich in der Handschrift ausprägt. Vergleicht man damit die Schriftprobe Fig. 158 die ein ärmliches Vorstellungsvermögen kundtut, so erkennt man den gewaltigen Gegensatz. — Ein mit geringer Einbildungskraft begabter Mensch wirkt auf seine Umgebung langweilig. Seine Sprechweise ist nüchtern, im Ausdruck beengt, ohne Bilder und Vergleiche. Der reicher Begabte — Phantasievolle — dagegen neigt zur Ungenauigkeit und Übertreibung. Phantasievolle Gelehrte werden leicht verleitet, unexakt zu beobachten und falsche Schlüsse zu ziehen. Phantasievolle Künstler der Palette oder des Meißels neigen leicht dazu, Philosophie in Farbe oder Marmor darzustellen, wozu doch eigentlich die Sprache das gegebene Mittel ist. Künstler mit geringer Phantasie produzieren zumeist Verstandeskunst. Sie schaffen „für dem Auge", wie unser ungarischer Freund T. M. sich ausdrückt. Die andern mehr „für dem Herzen".

Fassen wir den Inhalt dieses Kapitels kurz zusammen, so ergibt sich, daß die aus der Geometrie entnommenen Elemente, die horizontalen, vertikalen und geneigten Linien, die Bogen, Kurven, Kreise und Spiralen, in mannigfacher Verschmelzung auftreten, so daß auch die Ober- und Unterschleifen der h, g, l, b darunter fallen. Denn sind diese normal entwickelt, so beanspruchen sie keine Sonderbedeutung. Sind sie jedoch voll und weit ausgebildet, dann gehören sie zu den Trägern der Einbildungskraft. Sind sie geziert, verschnörkelt, dann bedeuten sie Eitelkeiten. Speziell die Eitelkeit formt so unendlich viel Variationen, daß es unmöglich erscheint, auch nur einen größeren Bruchteil vorzuführen. Über diese Eigenschaft selbst müssen wir uns indessen noch ein wenig unterhalten.

Eitelkeit macht zugänglich und gesprächig, denn sie braucht Publikum im Gegensatz zum Stolz, der wie sein graphischer Ausdruck hoch erhobenen Hauptes einsam einherschreitet. Eitelkeit ist ein Zeichen innerer Unvornehmheit. Der Eitle strebt danach, die Beachtung und Bewunderung der Menge zu erregen, er ist somit von ihr abhängig. Die allgemeinste Form der Eitelkeit ist die „Ausschmückung" des äußeren Menschen, die Wirkung durch Äußerlichkeiten wie Kleidung, Schmuck usw., die sklavische Befolgung der Mode. Niemand zwar kann sich ihr ganz entziehen, auch der Geschmackvolle nicht. Denn wollte er nur nach „seinem Kopf" sich kleiden, so würde er dadurch auffallen, und das eben will der Geschmackvolle nicht. Ihm bleibt daher nichts anderes übrig, als die Mode als notwendiges Übel hinzunehmen und sie sich dienstbar zu

machen, nicht aber sich von ihr beherrschen zu lassen, wie das die unselbständigen, eitlen Personen tun. Mit Eitelkeit ist Ehrgeiz häufig vereint. Ehrgeiz ist die produktive Form der Eitelkeit. —

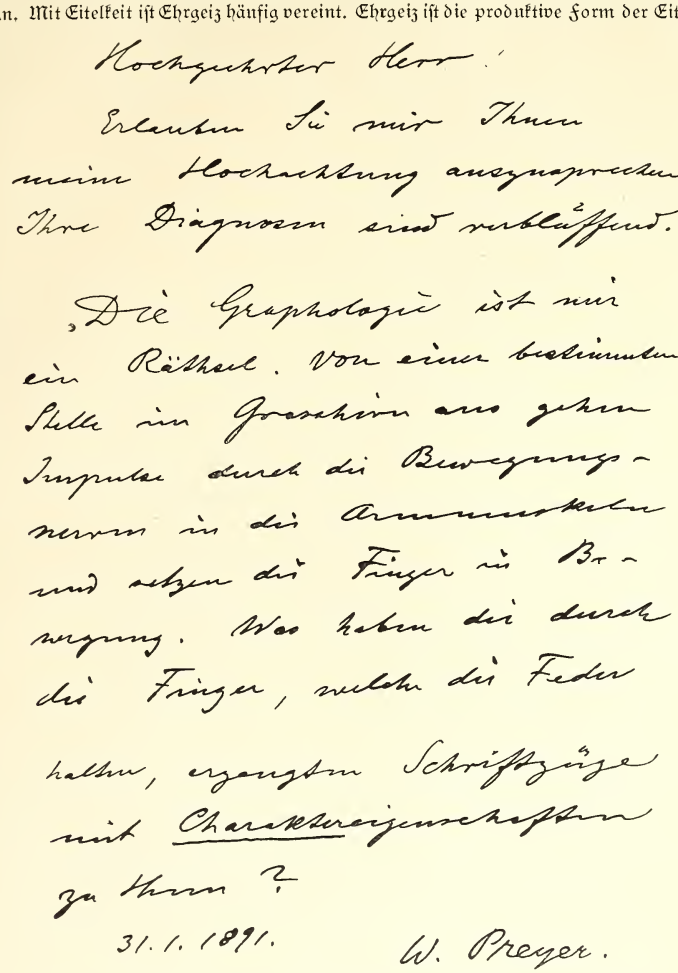

Hochgeehrter Herr!
Erlauben Sie mir Ihnen
meine Hochachtung auszusprechen.
Ihre Diagnosen sind verblüffend.
„Die Graphologie ist mir
ein Rätsel. Von einer bestimmten
Stelle im Gehirn aus gehen
Impulse durch die Bewegungs-
nerven in die Armmuskeln
und setzen die Finger in Be-
wegung. Was haben die durch
die Finger, welche die Feder
halten, erzeugten Schriftzüge
mit Charaktereigenschaften
zu thun?
31. 1. 1891. W. Preyer.

Fig. 157. Klare, durchsichtige Schrift mit geringer Schleifenbildung: Beherrschte Phantasie.

Jedes äußere Herausputzen — selbst wenn es gefällig wirkt — läßt die eigene Persönlichkeit zurücktreten und bezeugt nicht nur Abhängigkeit, sondern auch Unmündigkeit. Leute von eigenem Urteil und Geschmack suchen nach eigenem Stil und ihn zum Ausdruck zu bringen, ohne daß sie sich von den Forderungen der Mode zu sehr entfernen. Sie verzichten z. B. auf die glocken-

förmigen Ausbuchtungen an Rock und Jacke, wenn es ihnen albern erscheint, die geraden Linien ihres Körpers durch Wülste zu verzerren und in einer halben Krinoline herumzuspazieren. Hingegen werden sie sich ohne großes Widerstreben nach der herrschenden Mode in der Art und Färbung der Stoffe richten können. Fünfstöckige Stehkragen wird sich ein verständiger und geschmackvoller Mann auch nicht leicht aufschwatzen lassen, er müßte denn Wesensverwandtschaft mit einer Giraffe in sich verspüren. Wer sich erinnert, daß im Mittelalter das Tragen eines Halskragens dem freien Mann als Strafe galt (wie ja auch unsere Dackel, Foxe usw. als Zeichen ihrer Hörigkeit und Unfreiheit ein Halsband tragen — was übrigens zu ihrer Verschönerung in keinem Falle beiträgt —), der muß beim Anblick der hohen Kragen unwillkürlich lächeln: Kann man das Sklaventum unserer ganzen und halben Dandys besser symbolisieren, als es durch den Giraffenkragen geschieht? Er ist zugleich als Stehumlegekragen das Symbol der Langweiligkeit,

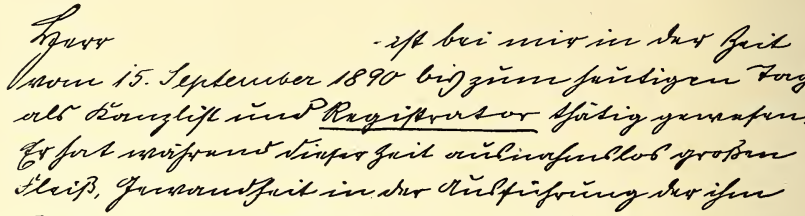


Fig. 158. Klare, nüchterne Alltagsschrift eines Beamten:
Sehr geringe Einbildungskraft.

wenigstens dann, wenn die vielen geraden Linien symmetrisch zusammenstoßen. Vielleicht aber gehört diese Langweiligkeit zu der erstrebten Vornehmheit. Es gilt heute als vornehm, „nichts zu tun" und sich so zu geben und zu kleiden, daß jeder merken soll und muß: „Der Mann tut nichts." Er wird beleidigt und schweigt: denn das ist vornehm (tut nichts). Sein Name wird in allen Zeitungen mit irgendeiner Affäre zu Unrecht in Verbindung gebracht, er schweigt (ut nichts): denn das ist vornehm, oder es sieht doch so aus. Würde, Gleichgültigkeit, Müdigkeit markieren, das gehört auch zur heutigen Vornehmheit.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus die Eitelkeit, so erblicken wir eine neue und wichtige Seite: Der äußerlich eitle, sich gern putzende Mensch ist selten ein unermüdlicher Arbeiter. Wer stets besorgt ist, zu gefallen, und darauf bedacht ist, daß an seinem äußeren Menschen alles in Ordnung sei („tip-top" oder „tadellos" heißt es in seiner, der Sprache der Herde), der ist nicht recht mit Eifer bei einer Arbeit, der wird selten warm beim Schaffen, und er leistet nur einigermaßen Gutes, solange er unter Augen arbeitet. In jedem größeren Betrieb gibt es solche Leute. Hausfrauen brauchen sich nur der Dienstmädchen zu erinnern, die sich für schön halten und über diesem Frohgefühl nicht recht zur Arbeit kommen. Das Wort „sie ist zu schön, um wahr zu sein" kann man getrost dahin variieren: „sie ist zu eingebildet, um fleißig zu sein". Wer nach dieser Richtung hin Studien machen will, gehe in die

großen Warenhäuser und beobachte das Verkaufs- und Packpersonal. Das männliche, wenn es weibliche Kunden bedient, das weibliche, wenn es männliche — oder „schlecht angezogene" weibliche Personen abzufertigen hat. Wir kannten einst eine gewerbliche Malerin von auffälliger Schönheit. Ihre Leistungen waren kaum guter Durchschnitt, und obwohl man sie stets arbeiten sah, schaffte sie wenig. Sie war eben nie recht bei der Sache, gleich den frisch Verliebten und Verlobten. Auf eine Erkundigungsfrage an eine ältere Kollegin der „Schönheit", erhielt der Chef die Antwort: „Fräulein X? Die kommt aus der Aufregung über ihre Schönheit nicht heraus!" — — Besser konnte man die Situation nicht charakterisieren, als diese spitze, weibliche Zunge es in wenigen Worten zu tun vermochte.

Die allgemeinste Form des Stolzes, aber auch die allergemeinste, ist der Stolz auf Geld und Geldeswert. Bei den Stolzen dieser Kategorie stößt man sehr häufig auf Mißachtung geistiger Qualitäten. Der Geldstolze urteilt über Kunstleistungen in der apodiktischen Form: „Dies Bild ist Kitsch, dieser Roman Schund." Er tut es, obwohl er weiß, daß er keinerlei Kunstverständnis besitzt. Spräche er, wie der Verständige und Bescheidene: Dies Bild gefällt mir nicht, dieser Roman entspricht nicht meinem Geschmack, so würde ihm das niemand verdenken. So aber handelt er dumm. Und wie sagt das Sprichwort? Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Der Geldstolze maßt sich in wenigen Worten ein Urteil über das Lebenswerk eines Künstlers an, obgleich er kein Verständnis dafür haben kann. Er sieht die Ausstellung eines Landschafters, der vielleicht sein Leben lang nur die Farben des Herbstes studiert hat. Gleich weiß er: „Solche Farben gibts nicht. Lächerlich." Noch schlimmer ergeht's dem Tiermaler. Er hat vielleicht nie etwas anderes als Hühner beobachtet und gemalt, stammt von bäuerlichen Eltern, ist gewissermaßen zwischen Hühnern groß geworden. Der Anmaßende, der sich vor wenigen Wochen eine Hühnervoliere errichtet hat, wähnt sich sogleich Fachmann, auch wenn er bis dahin Hühner nur gelegentlich eines Urlaubs oberflächlich gesehen hatte. Er urteilt dennoch: „Was? So sitzen die Hühner nicht auf den Stangen, so laufen sie nicht" usw. Er hat den Mut der Unintelligenz, der Halbbildung. Und da wir so zum Mut gelangt sind, so wollen wir auch darüber noch etwas sagen.

Der echte Stolz, d. i. der Stolz, der aus dem Herzen kommt, ist wesentlich anders geartet. Er kann entstanden sein aus dem Bewußtsein der vollendeten Selbstläuterung und aus dem der Pflicht gegenüber Tradition und Familienüberlieferung (Adelsstolz). Der wahre Stolz ist nicht anmaßend und nicht abwehrend. Er leidet lieber ungerecht, als daß er sich rechtfertigt. Aus ihm entspringt der Mut, die Tapferkeit. Anmaßung, Frechheit ist kaum jemals mutig. Frechheit entspringt dem Bewußtsein innerer Feigheit und Schwäche. Daher das Hervorkehren der vermeintlichen äußeren Kennzeichen des Mutes (nach dem Verstellungsprinzip des Gegensatzes). Man ist leicht geneigt, einen großen, starkgebauten Menschen für einen mutigen zu halten. Indessen weiß man, daß dieses günstige Vorurteil eben nur ein Vorurteil ist. Die Garde z. B. ist nicht mutiger und ausdauernder als irgend eine andere Truppe. Wenn man sich umsieht und beobachtet, so wird man bald finden, daß in der Tat die Größe und Stärke einer Person mit ihrem Mut und ihrer Tapferkeit gar nichts zu tun hat. Es ist selbstverständlich, daß der Mut starkes Selbstgefühl und Willenskraft voraussetzt. Ein Mensch mit einer leichten, kleinen, dünnen Schrift — und mag er noch so impulsiv und eindruckfähig sein — ist nicht das, was man tapfer und mutig nennt. Andererseits aber kann man einen sinnlos voranstürmenden, tollkühnen Menschen auch nicht als mutig bezeichnen; denn der Mut bedingt nicht nur das energische Handeln, das Einsetzen der eigenen Person, sondern vor allen Dingen das kaltblütige Überlegen und Abwägen im Hinblick auf eine sich langsam entwickelnde Gefahr. — Wenn man die Handschriften der bedeutendsten Heerführer durchgeht, so wird man namentlich bei denen, die persönlich ihre Haut zu Markte trugen, finden, daß sie impulsive, energische, selbstbewußte Personen waren. Demnach würde man mit Recht aus einer nicht zu kleinen, weiten, kräftigen Schrift Mut folgern dürfen. Wie bereits ausgeführt, können die breiten Großbuchstaben Rück-

sichtslosigkeit bedeuten, eine Eigenschaft, die man naturgemäß mit dem Mute häufig vereint vorfindet. Indessen wiederholen wir, daß der freche und unverschämte Mensch nicht eigentlich mutig ist, namentlich dann nicht, wenn er, obwohl groß und weit, doch dünn schreibt. Denn in dem Falle ist er für äußere Eindrücke sehr empfänglich und auch meist besorgt um seine eigene Sicherheit. Phantasiebegabte Naturen, besonders wenn sie viel Gefühl besitzen, sind meist nicht mutig, weil ihnen ihre Einbildungskraft Gefahren übertrieben vorzaubert. Die Feigheit findet man immer dort, wo die Handschrift, namentlich die Großbuchstaben, enge schmale Formen zeigt und zugleich dünn ist. — Es mag hier noch einmal darauf hingewiesen werden, daß Vorsicht mit dem Mangel an Mut Hand in Hand zu gehen pflegt. Furcht und Vorsicht sind Geschwisterkinder der Klugheit. Wo Furcht vorhanden ist, findet man auch Vorsicht, nicht aber muß das Umgekehrte angenommen werden. — Der vorsichtige Mensch schreibt nicht zu rapide, nicht zu schnell, sondern gesetzt, ruhig, mit guter Punktuation. Die Vorsicht aber ist ein Element der Kaltblütigkeit, und folgerichtig schreibt auch der Kaltblütige ruhig, besonnen, meist exakt, d. h. also ebenfalls mit guter Punktuation, doch keine langen Ausläufer, keine „unbesonnenen" schnellflüchtigen Zutaten und Schnörkeleien. — Der schnell schreibende, lebhafte, aufgeregte Mensch handelt nicht bloß impulsiv, sondern er ist eben zugleich auch unvorsichtig. Der selbe Mensch pflegt aber auch tollkühn zu sein, so daß er sehr häufig den Eindruck eines ungemein mutigen Kämpfers macht, und zwar dann, wenn sich plötzlich eine Gefahr entwickelt. Handelt es sich aber um die Abwendung einer langsam aufziehenden Gefahr, deren Abwendung wirklich strategisches Nachdenken erfordert, dann ist auf diesen tollkühnen Menschen nicht zu rechnen.

Die Furcht als Untergrund der Feigheit hat mit den heute so viel verleumdeten Nerven nicht viel zu tun. Wer von seinen Vorfahren tapferes Blut mit bekommen hat, der wird sich im entscheidenden Moment auch mutig zeigen. Die feigen Menschen sind vielfach gesunde, behäbige Leute mit trägem Blut. — Es gibt auch einen geistigen Mut, der aus dem eigenen Wertbewußtsein, aus dem Stolz, der Selbstachtung, dem Ehrgefühl entspringt.

Wie wir ausgeführt haben, kann ein ausgeprägtes Selbstgefühl mit Schüchternheit vereint vorkommen. Der Schüchterne fürchtet die Beobachtung fremder Leute; deren Anwesenheit geniert ihn. Er kann, sagt Darwin, „kühn sein wie ein Held und braucht doch kein Selbstvertrauen bei unbedeutenden Dingen in Gegenwart von Fremden zu zeigen. Fast jeder ist äußerst nervös, wenn er das erstemal öffentlich sprechen soll, und die meisten bleiben es ihr Leben lang." Selbst hervorragende Schauspieler verlieren mitunter das Lampenfieber nie. Wenn Darwin aber weiter erklärt, die Schüchternheit scheine mehr auf dem Bewußtsein einer großen bevorstehenden Anstrengung im Verein mit den daraus resultierenden Wirkungen auf das Nervensystem zu beruhen, so irrt er darin nach unserer Ansicht. Betritt ein junger Mann das erstemal ein fremdes öffentliches Lokal, so ist die Anstrengung, einen freien Stuhl zu erreichen, gewiß nicht groß — aber seine Schüchternheit kann so groß sein, daß er am liebsten in die Erde versinken möchte. Die Schüchternheit entspringt wohl eher dem Gefühl der Unsicherheit in der Beherrschung äußerer Formen und der Angst, der Lächerlichkeit anheimzufallen oder als ungebildet zu gelten. Wenn auch dies letzte Moment fortfällt bei anerkannt bedeutenden, hochgebildeten Personen, denen es durchaus nicht möglich ist, öffentlich zu reden, so dürfte dennoch Darwins Erklärung nicht zutreffend sein. Der hervorragende Mann mit hoher Bildung und großem Wissen ist bescheiden. Das Gefühl der Bescheidenheit verleidet es ihm, hervorzutreten und aller Augen auf sich zu richten. Dazu tritt dann wohl in dem einen Falle die Besorgnis vor Entgleisung oder etwa die Annahme, sein Organ genüge nicht. Kurz: der Gründe können viele sein. Die Angst vor der Anstrengung wird aber wohl zu den allerletzten gehören, der die Schüchternheit zu erklären geeignet wäre. Der gute Vielredner, namentlich der Vereins- und Tafelredner, wird in erster Linie durch seine Eitelkeit getrieben. Sie ist bei ihm meist größer als sein Humor und sein Witz. Wer davon keine Spur besitzt, der begibt sich auf das Gebiet der Feierlichkeit.

Wer als Redner gut zu überzeugen versteht, der vermag auch gut zu lügen. Dem geborenen Redner kommt es auf Ungenauigkeiten, unerwiesene Behauptungen, Verdrehungen und Verschweigen nicht an. Auch einige Hunderttausend mehr oder weniger machen bei ihm nichts aus. Er kennt sein Publikum und richtet sich danach. Ein guter Verteidiger versteht sogar im Interesse seines Klienten zu weinen. Ein guter, erfolgreicher Redner braucht nicht ein tiefer Charakter, kein ernster Kopf zu sein. Meist ist er es nicht. Schon Luther sagt, der Wagen, der schnell und laut durch die Gassen fährt, ist leicht beladen. Der Mangel an Früchten wird verborgen durch eine Überfülle von Laub: der Wortschwall verhüllt die mangelnde Gedankentiefe.

Gebundene und getrennte Schrift.

Unter gebundener Schrift versteht man die Kontinuität in der Federführung. Sie kann so weit gehen, daß nicht nur die einzelnen Buchstaben mit Einschluß der i-Punkte, sondern auch einzelne Wörter miteinander verbunden sind. Diese Erscheinung ist jedoch sehr selten. Zumeist wird dort der Federzug unterbrochen, wo ein i-Punkt oder ein u-Zeichen gesetzt werden muß. Auch nach manchen Großbuchstaben tritt eine Unterbrechung häufig ein. Zahlen haben bekanntlich nicht eine solche Form, die ein leichtes Verbinden zuließe. Sie werden daher getrennt geschrieben. Und doch tritt auch bei ihnen mitunter die Gebundenheit auf. — Die getrennte Schrift ist relativ viel seltener. In ihr tauchen nicht nur die einzelnen Silben und Buchstaben als getrennt auf, selbst die Buchstaben bestehen mitunter aus mehreren Teilen.

Die Erklärung dieser Erscheinungen ist als eine der größten Entdeckungen Michons gepriesen worden. Nach ihm bedeutet die vorwiegend gebundene Schrift logischen, praktischen, dem Idealen mehr oder weniger abgeneigten Sinn. Die getrennten, isolierten Schriftzeichen hingegen das Gegenteil. Sie sollen bei solchen ideenreichen Idealisten sehr häufig gefunden werden, denen die logische Kraft, der praktische Sinn und die Lebensgewandtheit abgehen. Er nennt die eine kurz die *deduktive*, die andere die *intuitive* Schrift. Diese Erklärung erscheint in der Tat bestechend — und doch ist sie nach unserer Überzeugung falsch. Man kann das unschwer statistisch beweisen. Das hat man auch vielfach geahnt. Doch half man sich über die durchschnittliche Seltenheit der intuitiven Handschrift in der Gegenwart dadurch hinweg, daß man dafür einfach den unsere Zeit auszeichnenden praktischen Geist, den Nützlichkeitssinn (Utilitarismus) verantwortlich machte. Sieht man sich jedoch in der Vergangenheit um, blättert man das Buch der Geschichte um ein knappes Jahrhundert zurück, so findet man, daß auch damals die intuitive Handschrift so selten war wie heute. — Nach unserer Erfahrung hat der Grad der Gebundenheit mit der Logik einerseits, die Kraft der Intuition andererseits mit dem Grade der Getrenntheit nichts zu tun. Bleiben wir zunächst bei dem logisch-deduktiven Geist, der eins aus dem andern entwickelt und folgert und zu einem geordneten Ganzen vereint. Um das zu können, dazu verlangt es zunächst einmal Sammlung, Überlegung, Selbstbesinnen, wie man es etwa bei den Lenten antrifft, die mit einem Punkt oder einer kleinen Einrollung beginnen. Die stark gebundene Schrift kann aber nur entstehen im schnellen und schnellsten Schreibtempo. Freilich könnte man dem entgegenhalten, daß man das, was man niederschreiben wolle, zuvor gründlich überdenke, wie jener Wiener Gelehrte der, nachdem er einen Satz geschrieben, seinen Kopf unter das Bettkissen steckte, um weiter denken zu können. Zugegeben. Aber damit ist die

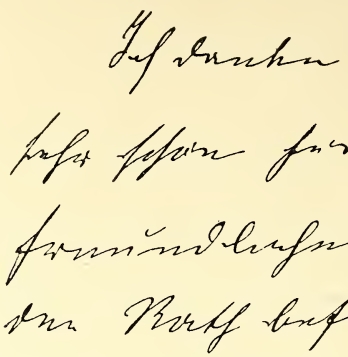


Fig. 159. Sehr gebundene, unruhige Schrift:
Nervöses Temperament, schnelle Sprechweise.

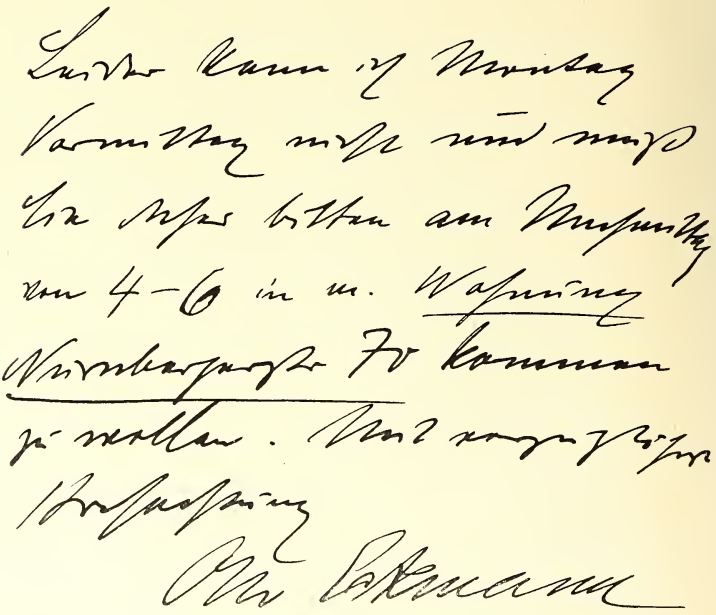


Fig. 160. Stark gebundene Schrift: Eifer, Hast, Natürlichkeit.

fast dreißigjährige Beobachtung nicht aus der Welt geschafft, daß die schnellschreibenden Leute gewöhnlich auch die schnell und viel sprechenden sind. Daß nun gerade diese die geborenen Logiker sein sollten, wird wohl niemand behaupten wollen. Weit begreiflicher erschiene es, wenn man die Urheber der intuitiven Schrift als die Logiker bezeichnete. Denn diese sind erstens keine Schnellschreiber. Zweitens betrachten sie gewissermaßen jeden Buchstaben einzeln; nach jedem Schriftzeichen hatten sie Muße zur Sammlung, d. h. Zeit zum Denken, zum Folgern. — *Nach unserer Überzeugung sind wir überhaupt nicht imstande, die beiden Geistesrichtungen aus der Handschrift zu erkennen*, es sei denn an Eigenheiten, auf die wir noch zu sprechen kommen.

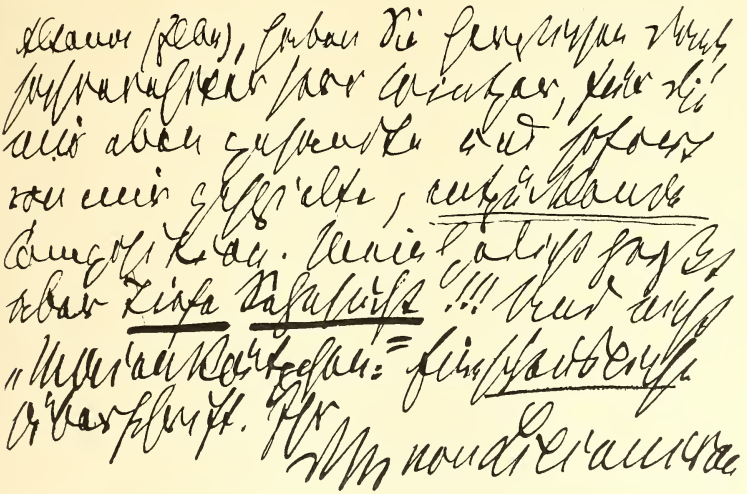
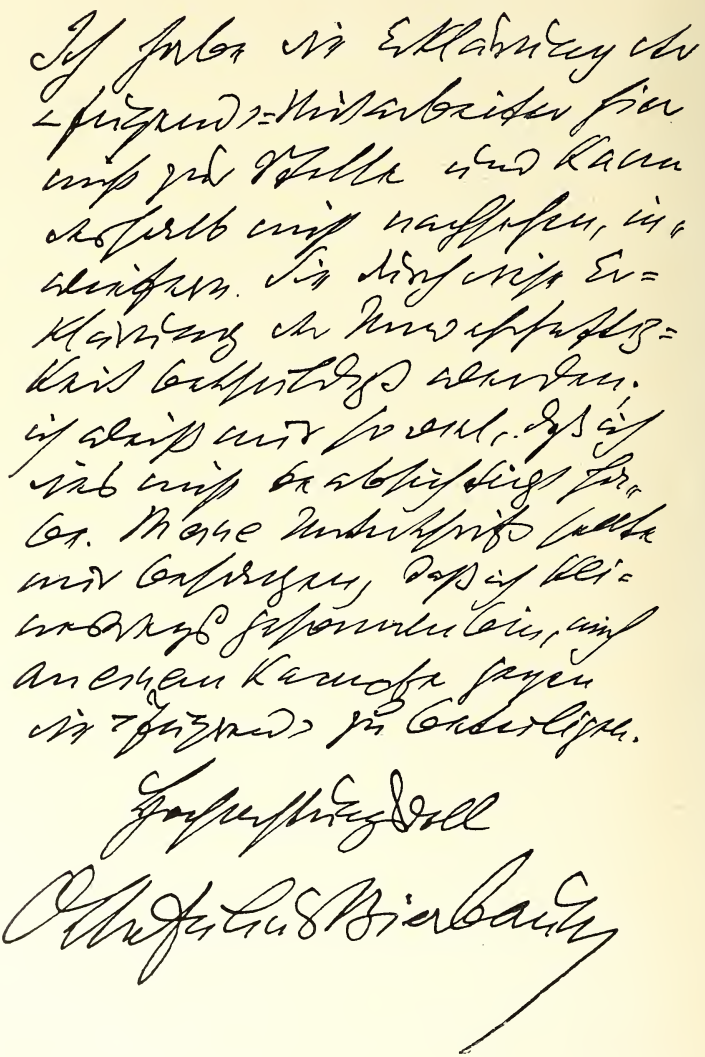


Fig. 161. Stark gebundene Schrift: *Temperament, Natürlichkeit.*

Die natürliche Schreibart ist die gebundene. Überall, wo das freie, ungezwungene Schreiben mehr oder weniger unterdrückt wird, taucht alsbald die getrennte Schrift auf. So, wenn wir kalligraphisch schreiben wollen. So, wenn wir unsere Schrift stilisieren. Und vor allem dann — wenn wir durch *pathologische* Ursachen behindert sind. Ja, man muß es besonders unterstreichen: *Die weitaus meisten getrennten Schriften sind als pathologische zu bezeichnen.* Das wird später näher erläutert werden.

Die Schriftprobe Fig. 159 veranschaulicht eine sehr gebundene Schrift. Sie rührt von einer Dame her, die unglaublich schnell und viel spricht und überdies zu den Nervösen zählt. Es gibt jedoch noch weit stärker gebundene Schriften. Im allgemeinen muß man diesen Schriften Temperament, Eifer, Hast, Initiative, Mangel an Sammlung und Konzentration zusprechen. — Das Klischee Fig. 160 zeigt ebenfalls eine stark gebundene Schrift. Man erkennt deutlich das Bestreben, keine rückläufigen Federzüge zu machen. Hier sieht man den eifrigen, vielbeschäftigten, strebsamen Künstler *Otto Eckmann*, von dem schon einmal die Rede war. — Ähnliches gilt von der Probe Fig. 161, die ebenfalls von einem Künstler, dem so — etwas zu spät — bewunderten Dichter *Liliencron*, stammt. Die Schleifen der h, g usw. sind fast alle rechtsläufig, viele

Fig. 162. Stark gebundene, sehr natürliche Schrift:
Temperament, Natürlichkeit, Ursprünglichkeit.



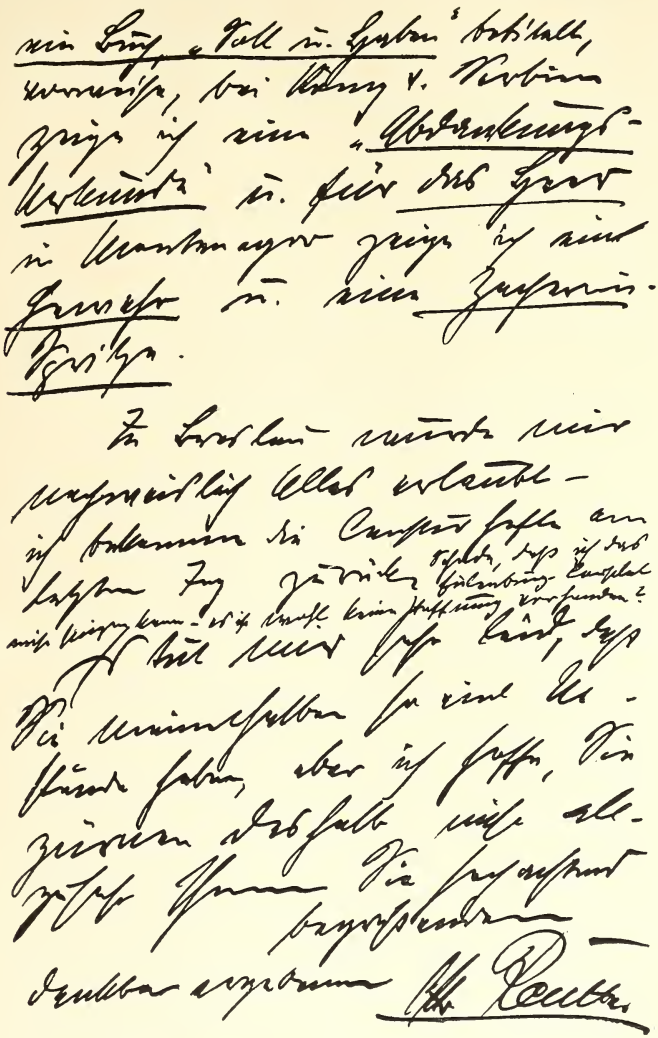


Fig. 163 Gebundene, natürliche Schrift: Temperament, Ungezwungenheit.

i-Punkte verbunden. Die steile Lage steht der Ausprägung des Temperaments einigermaßen entgegen. Aus dem Ganzen spricht eine starke Persönlichkeit. — Stark nicht im Sinne von Willenskraft. — Sehr gebunden schrieb auch Otto Julius Bierbaum, Fig. 162. Auch aus

diesen ungelenken, ungeschminkten Zügen spricht ein starkes Temperament, das sich über Konventionen hinwegsetzt. Naturburschentum wäre wohl die treffendste Charakterisierung.

In der Handschrift des bekannten und von einem großen Publikum sehr verehrten Humoristen und Komikers Reutter, Fig. 163, spricht sich gleichfalls Temperament und Eifer aus, doch immerhin gemäßigt und besonnen. Wie bei vielen Humoristen treffen wir auch bei ihm eine gewisse seelische Depression (man beachte die bogenförmigen h, s usw.). — Lilli Lehmann, die Meisterin des Gesanges, Fig. 164, schreibt zwar auch ziemlich gebunden.

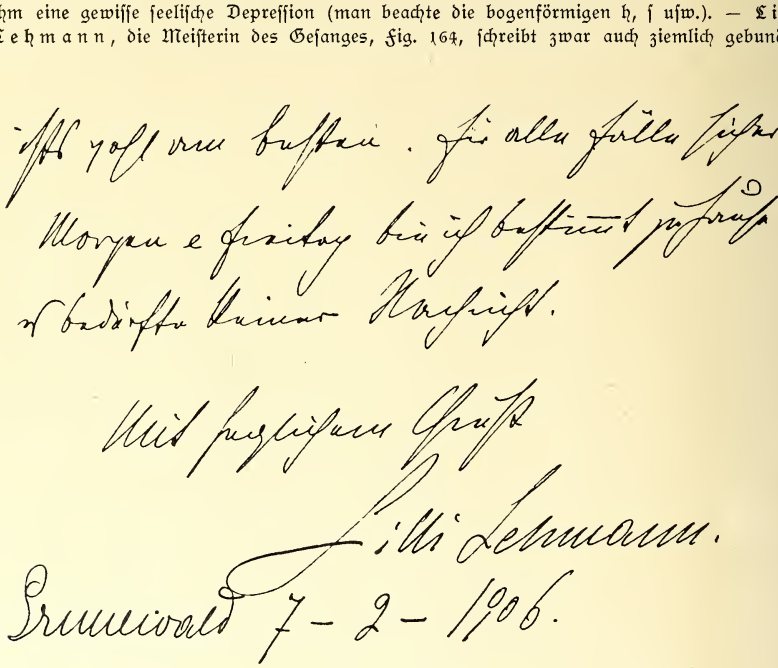


Fig. 164. Gebundene Schrift: Beherrschtes Temperament.

Doch macht sich in ihrer Handschrift die Selbstbeobachtung und Gemessenheit bemerkbar. Große Güte und Weichheit künden die weichen, runden Formen. — Die Probe Fig. 165 zeigt ein anderes Bild. Sie ist ziemlich stilisiert trotz der Gebundenheit. Der Wille zur Form ist deutlich ausgeprägt. Ihr Urheber, der verehrte große Lyriker R. Dehmel, ist gewiß ein starkes Temperament, eine Persönlichkeit. — Der Abdruck Fig. 166 veranschaulicht den Kampf gegen das ursprüngliche Temperament. Die Schrift ist nicht nur stark gebunden, sondern auch steil. Die Steilheit bekundet den Willen zur Beherrschung, doch gelingt es dem Schreibenden nicht, sein Naturell ganz zu unterdrücken. Die ausfahrenden, „aggressiven" Endstriche beweisen es deutlich.

Mit der Probe Fig. 167, Seite 127, gelangen wir zu den getrennten Schriften. Wir sehen hier fast jeden Buchstaben isoliert, zudem die steile Schriftlage. Dieses Beispiel mag zur Veranschaulichung der Trennungen in einer natürlichen Handschrift dienen, der man pathologische Einflüsse nicht ansieht. Das beweist jedoch nicht, daß sie nicht vorhanden wären. Vollständige Klarheit über die getrennte Schrift muß erst die Zukunft bringen.

Wohl war Wolfgang Kirchbach, der feinsinnige Schriftsteller und Ästhetiker, eine beschauliche und unpraktische Natur. Das geht aber schon aus der Kleinheit der Buchstaben und den vernachlässigten Unterlängen (ſ, g, h) hervor. Dazu bedarf es also nicht erst der Trennungen.

1) dass mir vor der Drucklegung rechtzeitig der Correcturbogen zugestellt wird, da ich im Laufe der Jahre verschiedene Aenderungen an dem Wortlaut meiner Verdeutschung vorgenommen habe,

2) dass mir binnen acht Tagen, also bis spätestens 6. September, ein Honorar von Mark übersandt wird. Es ist dies der Betrag, den ich z. B. auch von der Hrn

Nachdruck dieses Gedichtes bekommen würde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

R. Dehmel.

Fig. 165. Gebundene, stilisierte Schrift: Gemäßigtes Temperament.

Überdies beweist das Wort „ergebener", daß ihr Urheber auch gebunden zu schreiben vermochte. Wenn die Isolierung der Buchstaben so außerordentlich wichtig für die Geistesrichtung wäre, wie könnte man dann das gleichzeitige Auftreten gebundener Schrift erklären? Übrigens mag

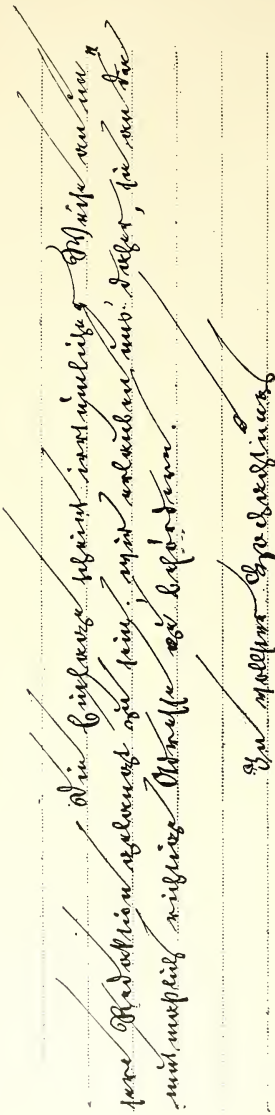


Fig. 166. Gebundene Steilschrift mit ausfahrenden, lebhaften Endstrichen:
Versuchte Unterdrückung des ursprünglichen Temperaments.

hier eingefügt werden, daß es auch diskontinuierliche Schriften gibt, bei denen doch die Unterschrift kontinuierlich geschrieben ist. Der Abdruck Fig. 168 ist ein Beispiel dafür. Was ist nun dieser Mann? Intuitiven oder deduktiven Geistes? Nach unserer festen Überzeugung hat man es hier mit einem eitlen Menschen zu tun, der sich selbstgefällig spreizt und auffallen will. Daher die Isolierung selbst innerhalb eines Buchstabens. — Ganz das gleiche läßt sich sagen von der Schriftprobe Fig. 169. In ihr tritt die Absicht der Stilisierung noch stärker hervor. Man beachte auch die Schleifen an den h, z, g, L. — Während bei diesen Schriften die Willkür wirksam war, läßt sich von den beiden Proben Fig. 170 nicht das gleiche sagen. Die erste enthält im wesentlichen nur isolierte Buchstaben. Die zweite zugleich völlig getrennte Grundstriche. In beiden aber tritt deutlich die Tendenz des Bogenductus hervor, den der Leser schon kennen gelernt hat als Typus der Abschließung, der Beherrschung, im weiteren Sinne der Heuchelei. Nichts anderes zunächst besagen die Trennungen in der ersten Probe. Denn sie lassen den Charakter des Bogenductus um so stärker in Erscheinung treten. Bei der zweiten ist dies ganz besonders auffällig. Wir hegen keinen Zweifel daran, daß die Schreiberin der zweiten eine durchaus heuchlerische Natur ist, deren Buchstabenteile wie ganze Schriftzeichen aussehen sollen, während sie in Wahrheit falsche Tatsachen vorspiegeln. — Die beiden Schriftproben Fig. 171, Seite 130, sind pathologischen Ursprungs. Die erste gehört einem sonderbaren Kauz an, dem man Kränklichkeit ohne weiteres ansieht. Den Urheber der andern kennen wir nicht. Hier liegt für die Mediziner ein Feld zur Bearbeitung brach, das reiche Früchte tragen könnte. Im Kapitel über pathologische Handschriften wird der Leser einiges von dem, was bisher gefunden wurde, kennen lernen.

Wir wollen dieses Kapitel nicht schließen, ohne ausdrücklich zu betonen, daß nicht der Grad der Gebundenheit einer Handschrift, sondern die Art ausschlaggebend ist für den Ausdruck des Temperaments. Nur wenn in der Schrift die Tendenz obwaltet, auf dem kürzesten Wege von einem Buchstaben zum andern zu gelangen, darf man von einer Temperamentsschrift sprechen. Eine Schrift kann sehr stark gebundene Buchstaben aufweisen und doch einen ziemlich tempe-

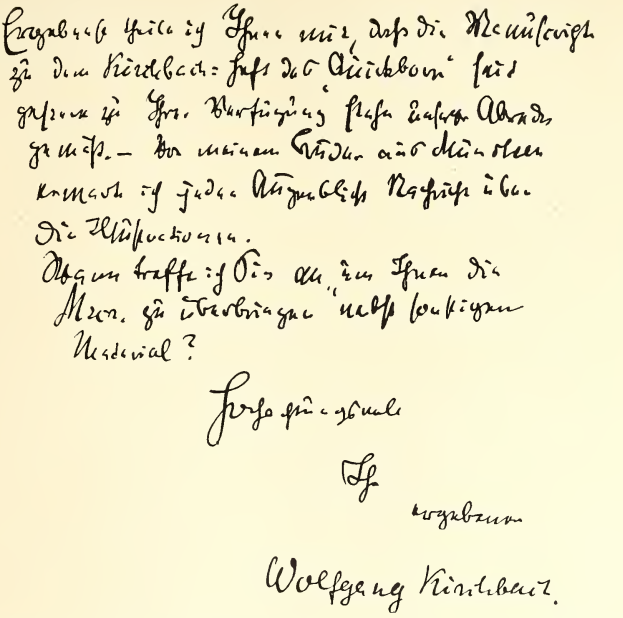


Fig. 167. Getrennte Schrift: Gemäßigtes Temperament.

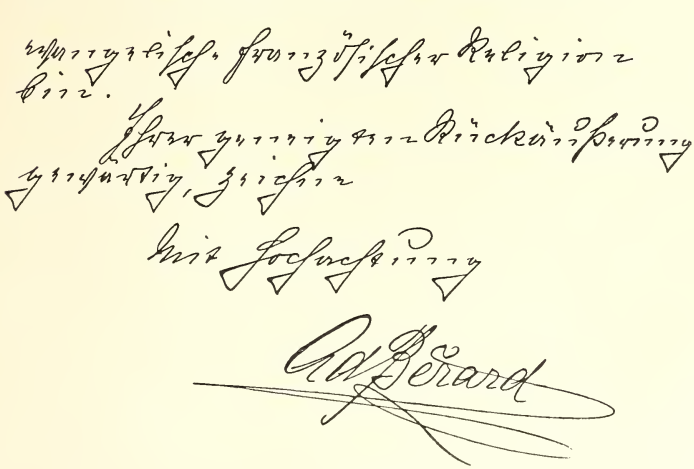


Fig. 168. Getrennte Schrift infolge gewollter Stilisierung: Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, Affektation.

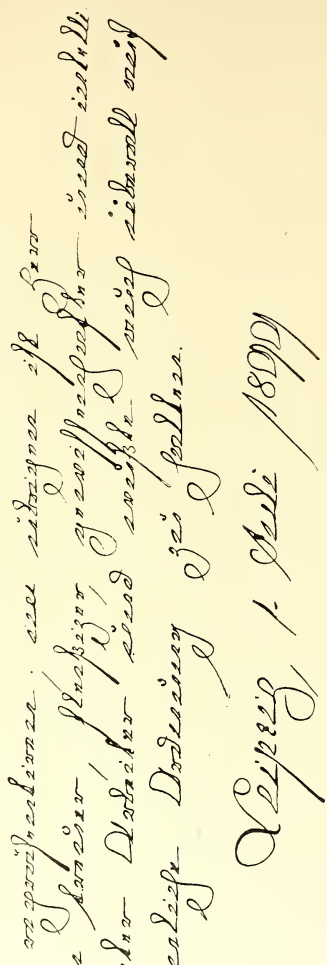


Fig. 169. Getrennte Schrift infolge gewollter Stilisierung: Eitelkeit, Effekthascherei.

ramentlosen, ja einen phlegmatischen Schreiber zum Urheber haben. In der Probe Fig. 172, Seite 130, tritt die Gebundenheit stark hervor. Sogar die Erscheinung, Formen wie die großen und kleinen W durch Zurückführen des Schlußovals und darauf folgendes Weiterführen des Haarstriches zu verbinden, ist hier ausgeprägt. Dennoch handelt es sich hier nicht um einen besonders temperamentvollen Schreiber, weil jene Verbindungsweise weit schneller und einfacher ohne die Zurückführung hätte ausgeführt werden können. Außerdem aber sind auch die Unterschleifen der g und h mit einem rückläufigen Zuge versehen und die Wortenden mehrfach kurz geschlossen. Diese Schriftprobe unterscheidet sich also wesentlich von jenen, die als der Ausdruck des Temperaments (Fig. 160 bis 162) angegeben worden sind. — Der Abdruck Fig. 173 veranschaulicht eine ziemlich stark gebundene Schrift. Sie rührt von einer Person her, die man fast als phlegmatisch bezeichnen muß. Die Unterschleifen sind nicht nur zurückgeführt, sondern auch mit einem punktförmigen Gebilde abgeschlossen, deren Formung ohne Behinderung des Schreibtempos (Hemmung) nicht möglich ist. Auch die Druckbetonung in den u-Zeichen und am J in Julie mußten das Schreiben verlangsamen. — Eine Handschrift kann in hohem Grade gebunden und doch mit mehr oder weniger umständlichen Formen durchsetzt sein. Man sehe sich in dem Klischee Fig. 174, Seite 131, das S in der zweiten Zeile, das E, H und D in der vorletzten Zeile an. Die ganze Ausführung dieser Buchstaben widerstrebt dem schnellen Schreiben. Andererseits fällt die Schriftprobe dadurch auf, daß sie fast unmöglich erscheinende Formen der Bindung vor Augen führt. In welch erstaunlicher, überraschender Weise hat der Schreiber z. B. die drei Buchstaben d, a, ß in der fünften Zeile aneinandergehängt! Ebenso die Schriftzeichen in journalistisch, anstatt, überzeugt, entwendet usw. Die Erklärung hierfür ist vielleicht dadurch gegeben, daß die Schrift Julius Stettenheim zum Urheber hat. Beruht nicht der Sprachwitz Stettenheims ebenfalls auf der überraschenden Art und Weise, in der er Wörter und Wendungen in Beziehung zueinander bringt, die ihrem eigentlichen Sinne nach sich überhaupt solchen Beziehungen widersetzen? „Witz ist die Fähigkeit," sagt Jean Paul, „fernliegende, kontrastierende Gegenstände bewußt zu kombinieren. Witz ist ein leichtfertiger Priester, der jedes Paar kopuliert, und zwar diejenigen am liebsten, die am wenigsten voneinander wissen wollen." Was Stettenheim in seiner

Handschrift mit den Buchstaben vorgenommen, das ist eben auch nichts anderes als das gewaltsame Kopulieren zweier Schriftzeichen, die auf normale Weise nicht zusammenzubringen sind. Witzige Leute pflegen überhaupt eigenartige, überraschende Bindungsformen zu erfinden. (Vgl. Fig. 101, Seite 80, die Handschrift von Oscar Klausmann.)

Nach diesen Ausführungen liegt der Gedanke nahe, die Gabe des Witzes könne in einer getrennten Schrift nicht gefunden werden. Obohl uns keine solche bekannt ist, die von einem Witzigen herrührt, so wollen wir diese Annahme doch nicht ohne weiteres bejahen. Es ist immerhin denkbar, daß Großbuchstaben im Übergang zu dem folgenden Kleinbuchstaben auch in sonst

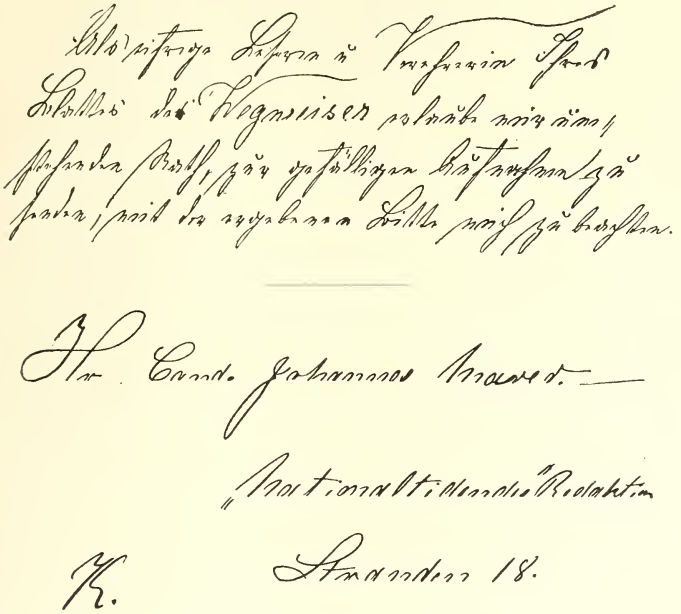
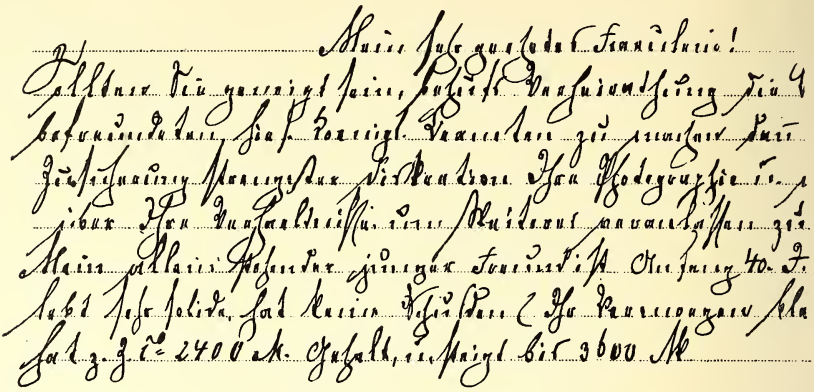


Fig. 170. Isolierte Buchstaben und Buchstabenteile im Bogenductus: Beherrschung, Verstellung, Heuchelei.

getrennten Schriften auf originelle „witzige" Art verbunden werden können. — So wenig wie die gebundene Schrift an sich nur den temperamentvollen Personen eigen ist, ebenso wenig kann man die getrennte als schlechthin bezeichnend für die temperamentlosen hinstellen. Doch wird man vorwiegend in ihr das gemäßigte Temperament, selten jedoch das phlegmatische finden Es liegt auf der Hand, daß zu ihrer Schreibung ungleich mehr Beweglichkeit gehört als zum langsamen Schreiben gebundener Buchstaben. Denn wer die Schriftzeichen isoliert oder sie gar in mehrere Teile zerlegt, ist gezwungen, permanent die Feder vom Papier abzuheben, also eine Bewegung vertikal zur Schreibfläche auszuführen und doch zugleich auch den Arm nach rechts weiter zu rücken. Der gebunden Schreibende hat hingegen nur die zuletzt gekennzeichnete Bewegung zu machen, derweil die Feder die Schreibfläche nicht verläßt. Hiernach erscheint es verständlich, daß Phleg-

matiker sich weit eher in gebundener als in getrennter Schrift äußern. Das Bild ändert sich aber, sobald der gebunden Schreibende Temperament hat und auch, wenn dieser außergewöhnlich



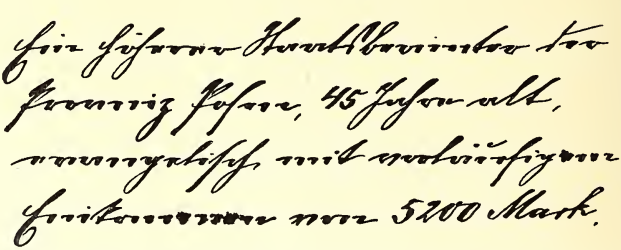


Fig. 171. Getrennte Schrift als Folge pathologischer Einflüsse.

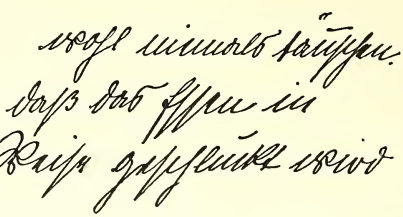


Fig. 172. Gebundene Schrift mit rückläufigen Zügen: Sehr gemäßigtes Temperament.

eilig schreibt. In dem Fall vermeidet er alle rücklaufenden Schriftzüge und formt zugleich Kurven statt der Ecken. Mit anderen Worten bedeutet dies, daß der Schreibakt ohne alle Hemmung auf dem kürzesten Wege glatt vonstatten geht. Es ergibt sich folgendes Resümee: Die gebundene

Schrift gestattet jedem Temperament — vom hitzigen, sanguinischen bis zum melancholischen —, sich ihrer zu bedienen; die getrennte dagegen kann für die ausgesprochenen Temperaments-

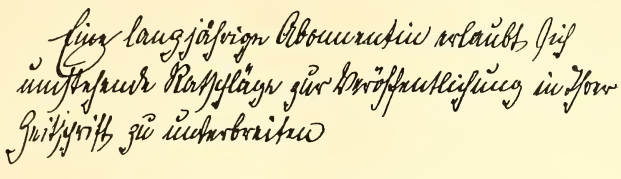
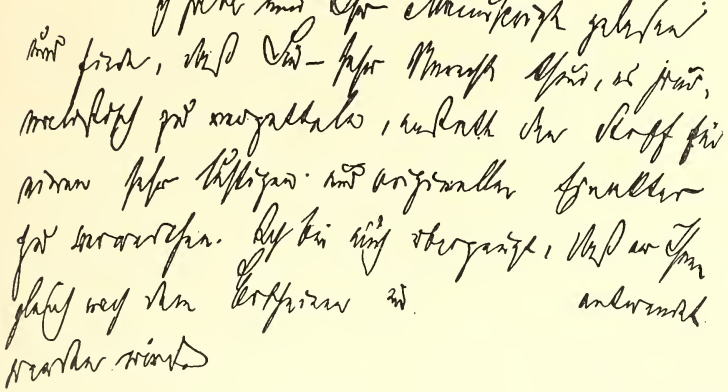


Fig. 173. Ziemlich gebundene Schrift mit rückläufigen Zügen und Punktbildungen: Wenig ausgeprägtes Temperament, Neigung zum Phlegma.



menschen, die hastig und eilig Schreibenden nicht, auch nicht für die entgegengesetzten Temperamente, das phlegmatische und melancholische, das rechte Ausdrucksmittel sein. Die getrennte Schrift — von den pathologischen sehen wir hier aus naheliegenden Gründen ab — wird somit im Allgemeinen das gemäßigte Temperament kennzeichnen.

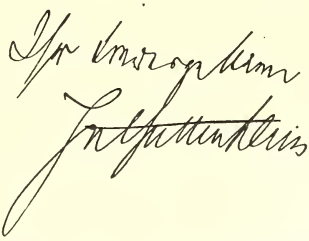


Fig. 174. Originelle Bindungsformen: Witzigkeit.

Einleitungs- und Schlußzüge.

Es liegt auf der Hand und bedarf keines Beweises, daß zu Beginn eines Wortes, zumal wenn es mit einem Großbuchstaben anfängt, sich die beste Gelegenheit bietet zur Entwicklung mehr oder weniger charakteristischer Züge. In etwas geringerem Grade gilt das auch von den Schlußbuchstaben der einzelnen Wörter. Diese Einleitungs- und Schlußzüge können in einer Vereinfachung oder Ausgestaltung, aber auch in einer Übertreibung der Schriftzeichen bestehen. Werfen wir einen Blick auf den Abdruck Fig. 175, so werden wir sagen müssen, daß hier eine

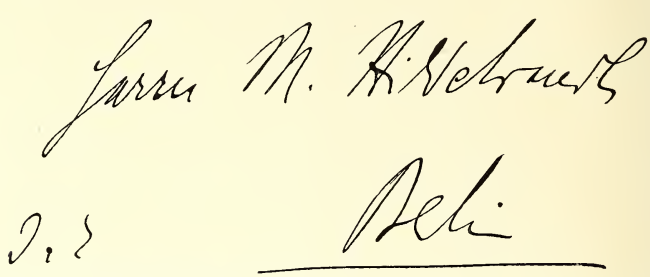


Fig. 175. Kurze, vereinfachte Einleitungszüge: Einfachheit, Verzicht auf Pose usw.

Vereinfachung vorliegt. Man beachte die H, M, B, J, E: alle diese Typen haben knappe oder überhaupt keine besonderen Einleitungszüge. Die Probe rührt von dem Schriftsteller John Henry Mackay her. In den Handschriften geschmackvoller Leute, die nicht auffallen wollen, und denen es auf den Kern einer Sache ankommt, finden sich derartige Vereinfachungen. Fast das selbe Streben erkennt man in der Schrift des Malers und Dichters A. Fitger, Fig. 176. Wenn hier auch die Großbuchstaben nicht gerade mit einem kurzen Bogen beginnen, so ist doch die Form sehr einfach. Nur in dem F der Unterschrift gewahrt man etwas mehr Ausgiebigkeit. — Eine ähnliche, in ihrer Bedeutung jedoch andere Form des Anstriches zeigt Fig. 177. Aus der Länge des Striches an sich spricht Lebhaftigkeit. In Verbindung mit der Gestrecktheit und dem scharfen Winkel besagt diese Art des Buchstabenanfangs Tendenz des Angriffs, der Opposition, des Widerspruchs. Sind solche Striche kurz im Verhältnis zum Buchstaben, so offenbart sich diese Tendenz mit geringerer Lebhaftigkeit, Fig. 178. Wo solche Striche sich fast an jedem Worte befinden, wie z. B. in Fig. 179, bekunden sie den nackten Widerspruchsgeist, namentlich, wenn sie in intellektuell tiefer stehenden Handschriften auftreten.

Der Grad der Opposition ist also abhängig von der Bildung des Schreibers, von seiner Einsicht und Urteilsfähigkeit. Widerspruch, der von dem davon Betroffenen häufig als Lust zum Opponieren empfunden wird, kann auch vorhanden sein, ohne daß sich jene Merkmale in der betreffenden Handschrift ausprägen. Denn warum soll ein urteilsfähiger und unabhängiger Mann nicht frei seine Meinung äußern, wenn er anderer Ansicht ist? Eine streberische Natur wird das einem Vorgesetzten gegenüber allerdings gewöhnlich nicht tun. — Beginnen die Buchstaben mit mehr oder weniger verschnörkelten Zügen, wie z. B. im Klischee Fig. 180, dann darf man auf Umständlichkeit, auf geringe Entschlußfähigkeit schließen. Doch ist dabei zu beachten, daß diese Art Umständlichkeit, wenn sie an Großbuchstaben auftritt, (so daß diese eine Verbreiterung (Vergrößerung) erfahren haben), auch im Auftreten und Benehmen des Urhebers sich kund gibt. — Werden durch solche Züge zugleich Schleifen hervorgebracht, dann deuten sie

Fig. 176. Lange, vereinfachte Einleitungszüge: Lebhaftigkeit, Verzicht auf Pose usw.

Fig. 177. Lange starre Einleitungszüge mit scharfem Winkel: Lebhaftigkeit, Tendenz zum Widerspruch.

Fig. 178. Kurze starre Einleitungszüge mit scharfem Winkel: Tendenz der ruhigen, sachlichen Opposition.

auch auf Einbildungskraft. Insbesondere gilt dies für Buchstabenelemente, die aus einer Ecke oder Spitze zu schleifenförmigen Gebilden entwickelt wurden. Fig. 181 veranschaulicht die Schleifenbildung zu Beginn des Schriftzeichens; Fig. 182 eine solche der andern Art. Die beiden H weisen Schleifen auf, die nicht hingehören und die aus den eigentlichen Spitzen hervorgegangen

Fig. 179. Häufig auftretende scharfe Striche mit Winkeln in vulgären Schriften: Widerspruchsgeist.

Fig. 180. Umständlicher Einleitungszug in schwerfälliger Schrift: Umständlichkeit im Handeln und Benehmen.

Fig. 181. Umständliche Züge mit Schleifenbildung: Umständlichkeit, Einbildungsvermögen.

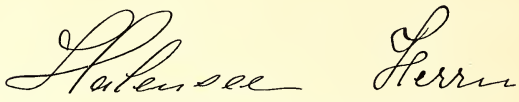


Fig. 182. Übertriebene Schleifenbildung: Neigung zu Übertreibungen, immaterielle Eitelkeit.

sind. Diese Art der Übertreibung haben wir bei Personen gefunden — fast nur bei weiblichen —, die nicht nur eine zu Übertreibungen neigende lebhafte Phantasie, sondern auch eine gewisse Einbildung auf geistige Fähigkeiten besitzen. — Volle, gerundete Einleitungszüge in lebhafter Schrift zeigen ein im Grunde heiteres Naturell an. Das V in Fig. 183 ist ein gutes Beispiel dafür. Das W nicht ganz in dem Maße, zumal eine Überschneidung vorhanden ist. — Die Übertreibung von Nebensachen und Kleinigkeiten ergibt sich nicht nur aus der pedantisch genauen Anbringung von Punkten, u-Zeichen, Akzenten usw., sondern auch aus der durch Schreibdruck betonten Art nebensächlicher Züge zu Beginn des Buchstabens. In Fig. 184 sind die Punkte ungemein stark geformt, wie man es selten sieht. Fig. 185 bringt die zu hohe Wertung von Kleinigkeiten in den mit Druck geschriebenen nebensächlichen Zügen zur Anschauung. — Es liegt auf der Hand, daß kreis- oder spiralförmige Elemente sich zu Einleitungszügen besonders eignen. Wir sahen das bereits in Fig. 141 am L. Das Beispiel Fig. 186 ist sehr bezeichnend für die Lügenhaftigkeit seines Urhebers. Man beachte auch die beiden kleinen und das große U-Zeichen. —

Fig. 183. Volle, gerundete Einleitungszüge Heiteres Naturell.

Die Einrollungen an dem H, E und B machen den Eindruck, als ob der Schreibende sich auf eine Lüge besänne!

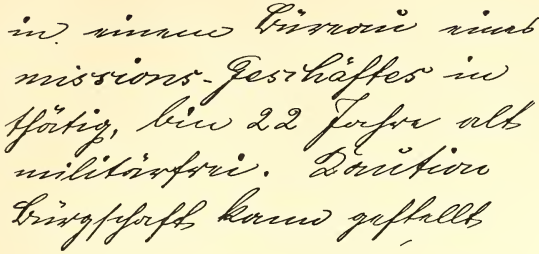


Fig. 184. Übertrieben dicke i-Punkte:
Kleinigkeitskrämerei, „Pfennigfuchserei."

Das Klischee Fig. 187 führt uns zu einer Art von Anstrich, der eine rückläufige Bewegungsrichtung aufweist. Man hat diesen Strich als den „Strich durchs Leben" bezeichnet und will damit sagen, daß dessen Urheber an seiner Selbstachtung schwere Einbuße erlitten habe. Diese Deutung geht erheblich zu weit. Er besagt zunächst nichts anderes als Abwendung entsprechend der linksschrägen Schriftlage, die der Leser längst kennen gelernt hat. Ist aber die Namensunterschrift, wie es mitunter vorkommt, ihrer ganzen Länge nach durchstrichen wie in Fig. 187 a, dann hat jene Deutung sicher ihre Berechtigung. Wer so seinen Namen durchstreicht, möchte seine Persönlichkeit auslöschen. Gewöhnlich gehen mit solchen Durchstreichungen geschlossene oder eingerollte Buchstaben parallel, wie man es in Fig. 187 im o, t, c und a sieht. Das erscheint auch sehr natürlich, denn der sich selbst nicht hoch Einschätzende wird, auch wenn er nach außen hin Selbstgefühl markiert, sei es durch hohe oder breite Typen, nicht eben eine offene Natur

Fig. 185. Druckbetonte Nebenzüge: Übertriebene Wertung von Nebensachen, Kleinigkeiten, Äußerlichkeiten.

Fig. 186. Tendenz der Einrollung an Einleitungszügen: Lügenhaftigkeit.

sein. — Wenn irgendwo in der Handschrift der Phantasie und Erfindungsgabe freier Spielraum zur Verfügung steht, so ist es zu Beginn eines Buchstabens. Denn hier wird die Feder am wenigsten behindert. Man sieht denn auch dort die originellsten und absurdesten Gebilde. Was soll man z. B. von den Zügen in Fig. 188 denken! Ist der Schreiber der J und W etwa ein Sägenfabrikant, ein Ziehharmonikaspieler, der nichts über sein Fabrikat, über seine Kunst stellt? Das klingt gewiß lächerlich — aber sehr rücksichtsvoll wär's doch, wenn so sich alle Berufe kennzeichneten! Doch Scherz beiseite. Wir können nicht wissen, wieso der Mann auf solche Züge kommen konnte. Schön sind sie nicht. Auch nicht praktisch, nicht einfach. Immerhin aber sind sie originell. Bequem ist es zu sagen, der Mann wird einen Sparren haben wie so viele. Aber

welcher Art? Das ist die Frage. — Und wie mag's im Gehirn des Menschen aussehen, der das deutsche und lateinische H schrieb? Sehr klar gewiß nicht. Aber es besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen den Gattersägen des einen und den festgebundenen Mehl- oder Geldsäcken des andern. Narrheit, deine Form ist unendlich! Narren und Kinder sprechen die Wahrheit. — Und wenn Henze in den Namensschnörkeln eines Geigers den Fidelbogen, in denen einer putzsüchtigen Frau die Bänder und Schleifen erblickte: könnte er vielleicht doch am Ende recht haben? Wer weiß! Wir streifen hier ein dunkles Gebiet, ein Gebiet, das vielleicht ein Problem umschließt. Einstweilen wollen wir uns damit trösten, daß solche Erscheinungen außerordentlich selten sind. Dem Leser und angehenden „Schriftgelehrten" tut es also keinen nennenswerten Eintrag, wenn die Bedeutung noch unsicher ist.

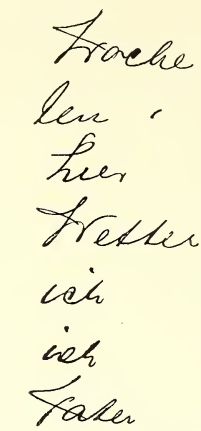


Fig. 187. Einleitungszug mit der Tendenz der Durchstreichung: Abwendung, geringe Selbstschätzung, Gedrücktheit.

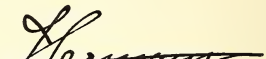


Fig. 187 a. Durchstreichungen in der Unterschrift: Erkenntnis der eigenen Geringwertigkeit.

Begeben wir uns aus dem Dunklen ins helle Licht der nun durchzunehmenden Schlußzüge. Ja, ins helle Licht. Denn was die Haken und Einrollungen in Fig. 189 besagen, das weiß jeder, der unsern Ausführungen bis hier gefolgt ist. Es ist eine kaufmännische Handschrift mit den typischen Kennzeichen des Egoismus, der „Richtung auf das eigene Ich". Naturgemäß

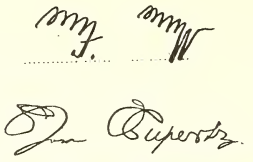


Fig. 188. Sonderbare Einleitungszüge: Narrheit (?), Manie (?).

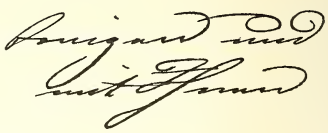


Fig. 189. Rücklaufende Schlußzüge: Ichbetonung, Tendenz des Egoismus.

birgt auch der Geiz Egoismus, ohne daß jene Schlußzüge damit verbunden sind. Geiz und Egoismus sind bei weitem nicht das selbe. Der Egoist will alles haben und erraffen, nicht nur, um es zu besitzen, sondern um es seinen Lüsten und Launen dienstbar zu machen. Er gleicht darin dem Habsüchtigen. In der Tat findet man bei diesem ebenfalls vielfach jene rechtsläufigen Züge, mitunter nur in unscheinbarer Ausprägung, mitunter in Begleitung der Rücksichtslosigkeit und Brutalität (weite, schwere Schrift). Beim Egoisten ist es ebenso. Überhaupt muß stets der ganze Schriftausdruck (Ductus) bei der Gradbestimmung solcher Eigenschaften berücksichtigt werden.

Fig. 190 bezeugt im Grunde auch nichts anderes als die starke und zur Schau getragene Betonung des Ichgefühls, das sich auch als Arroganz zeigen kann. — Höfliche, verbindliche Leute pflegen nicht bloß den Kurvenductus zu schreiben, sie lieben es auch, die Schlußkurve zu Ende des Wortes stark zu betonen, wie etwa im Beispiel Fig. 191 (am ein Weise, Liebe, jeden). Die Schnörkel am t in duldet, am d in und, im u-Zeichen über genug bezeugen ziemlich regellose Phantasie. Der Urheber dieser Schriftprobe ist sehr religiös, man darf schon sagen in übertriebener (aber echter) Weise.

Fig. 190. Spiralförmige Schlußzüge: Unverhüllte Ichbetonung, Arroganz, Erwerbssinn.

Aber auch wenn eine Handschrift den Eckenductus aufweist, können die Schlußzüge gerundet sein. Fig. 192. In dem Falle ist entweder die Selbstbeherrschung nicht so stark, wie es beim ersten Anblick scheinen könnte, oder es handelt sich um eine im Umgang aus Klugheit angenommene

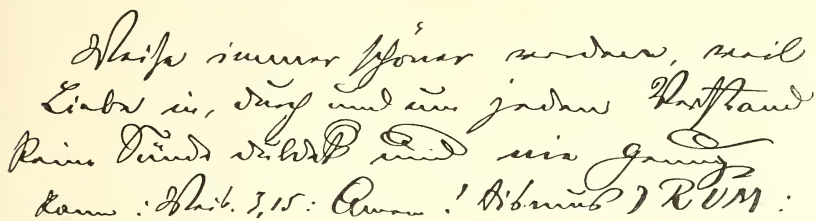


Fig. 191. Stark betonte Schlußkurven: Höflichkeit, Verbindlichkeit, Liebenswürdigkeit.

Liebenswürdigkeit. — Im allgemeinen besitzt der Kurvenschreiber überhaupt eine größere Liebenswürdigkeit, Schmiegsamkeit und Gewandtheit als der Schreiber des Ecken- und Bogenductus. Der gewandte Mensch hat auch eine gewandte, geschmeidige, bewegte Handschrift. — Mangel an Liebenswürdigkeit spricht sich naturgemäß in erster Linie im Bogenductus aus, der ja an sich schon Zurückhaltung, reserviertes Wesen verrät. Ebenso im Eckenductus, besonders dann, wenn der letzte Buchstabe der Wörter keinen Abstrich hat. Die Handschrift Liebknechts, Fig. 193. zeigt dies sehr deutlich. — Wenn die Wortenden nach und nach größer werden, so soll daraus Naivität geschlossen werden können. Man ist zu dieser Deutung gekommen, weil man das allmähliche Höherwerden der Buchstaben eines Wortes bei Kindern beobachtet hatte. Die Beobachtung an sich ist richtig, die Folgerung daraus keineswegs. Die gedachte Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Schulkinder noch nicht genügend Gewalt über ihre Hand haben, daß sie nicht imstande sind, Auge und Hand beim Schreiben anzupassen. Je weiter sich die Buchstaben vom Auge entfernen, desto kleiner erscheinen sie nach dem bekannten perspektivischen Gesetz, wonach jeder Körper um so kleiner aussieht, je mehr er entfernt ist. Kinder sehen die hintersten Buchstaben ebenso groß wie die vorhergehenden. Es ist einfach ein Mangel des Anpassungsvermögens, und daß es so ist, beweist folgendes: Wenn gebildete Ausländer,

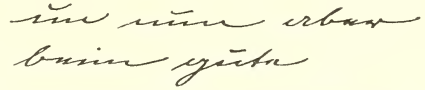


Fig. 192. Schlußkurven im Eckenductus: Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit.

z. B. Japaner, die wissenschaftlich gebildet sind und geistig überdies hochstehen, die deutsche Schrift erlernen, so nimmt man sofort dieselben Eigentümlichkeiten wahr wie bei deutschen Schulkindern — und dabei sind diese Japaner nichts weniger als naiv und freimütig. Ferner:

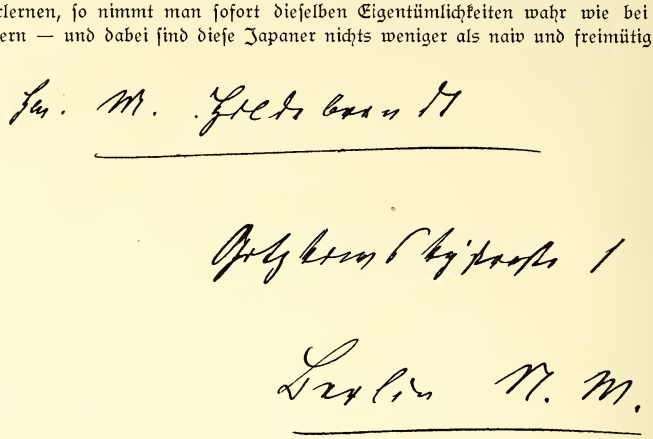


Fig. 193. Schlußbuchstaben ohne Anstrich:
Mangel an Liebenswürdigkeit, Unzugänglichkeit.

Wenn raffinierte, gebildete Personen ihre Schrift sehr verstellen, so in anonymen Briefen, dann passiert es auch ihnen, daß sie die letzten Buchstaben größer schreiben. Der Grund dafür ist ebenfalls der, daß sie nicht imstande sind, Auge und Hand anzupassen, sobald sie eine ihnen ungewohnte Schrift produzieren. Wenn nun freilich in ausgeschriebenen Handschriften diese größer werdenden Endungen vorkommen, so müssen sie selbstverständlich eine bestimmte Bedeutung haben. Und was bedeuten sie? Freimütigkeit, Offenheit, auch wohl Unvorsichtigkeit im Gespräch usw. Die Handschrift des bekannten Malers Hanns Fechner veranschaulicht diesen offenen Freimut und die liebenswürdige Zugänglichkeit, die ihm eigen ist.

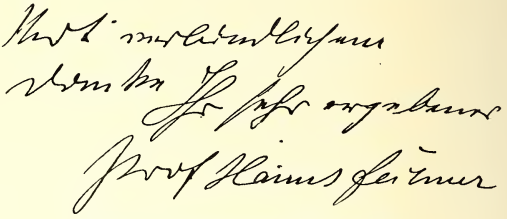


Fig. 194. Größerwerdende Wortenden:
Offenheit, Freimut, Unvorsichtigkeit.

Das Gegenteil wird angezeigt durch nach und nach kleiner werdende Wortenden, wie man es in der Handschrift Fritz Friedmanns, des seinerzeit so berühmten Verteidigers, deutlich erkennt. Fig. 195. Fast an jedem Wortende sieht man den letzten Grundstrich zu einer kurzen Spitze deformiert. So schreiben schlaue, schnell eine Situation durchschauende Leute, die zwar sehr zungenfertig sein und dadurch den Augenschein von Offenheit und Freimut erwecken können, die sich aber in Wahrheit nicht in die Karten gucken lassen. Die so spitz verlaufenden Endungen stellen in Wirklichkeit ein Element der fadenförmigen Schrift der Undurchdringlichen dar, von denen schon die Rede war. Dadurch, daß man in den Handschriften von schlauen, diplomatischen Personen zugleich eine gewundene Schreiblinie („schlangenförmige" Zeilenbildung) fand, gelangte

man dahin, ganz allgemein die gewundene Zeilenführung den diplomatischen Charakteren zuzuschreiben. Das ist auch so eine oberflächliche Beobachtung der Zeichendeuterei. Jeder kluge Mensch ist eo ipso ein diplomatischer Kopf. Die Diplomatie erscheint uns als die feinste Form der Klugheit. Die „Schlangen" haben damit nichts zu tun. Höchstens die Klapperschlangen bei denen, die zu viel von sich reden machen und sich um jeden Preis als Politiker durchsetzen wollen. Allenfalls auch das Chamäleon, das veränderliche. Erst ist man konservativ, wenn man das v. vorm Namen führt. Dann entdeckt man plötzlich sein liberales Herz, nimmt sich der armen Dienstmädchen an (denn das macht im Volk einen guten Eindruck), schreibt jetzt für demokratische Zeitungen, und ist immer noch keine Aussicht auf ein Mandat, dann spielt man den schwer Gekränkten und verschwindet in der Versenkung. — Die schlangenförmige Zeilenbildung ist nichts weiter als ein Beweis mangelnder Selbstbeherrschung, die ja auch nach anderen Richtungen in der Handschrift zu Inkonsequenzen führt.

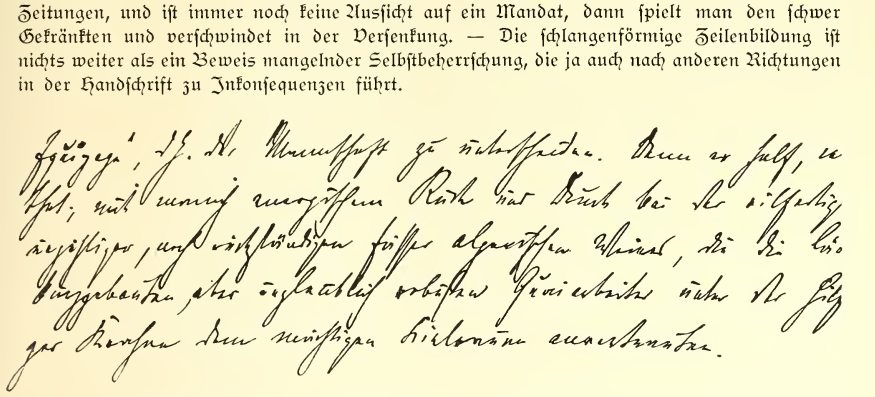


Fig. 195. Kleinerwerdende Wortenden: Schlauheit, Finesse.

Eine gleichfalls verkannte Erscheinung haben wir in dem gestreckten Schlußzuge der sogenannten aristokratischen Handschriften. Obgleich die Schrift Omptedas, des so beliebten Schriftstellers, Fig. 196, eine stilisierte darstellt, so sind dennoch die horizontalen Ausläufer am Ende der Wörter darin zum Durchbruch gelangt. Dieses Zeichen soll Gerechtigkeitssinn anzeigen. Demnach müßte also die berüchtigte Tarnowska, Fig. 196 a, die Heldin des sensationellen Mordprozesses, der die ganze Welt wochenlang in Spannung erhielt, von einem sehr starken Gefühl für Gerechtigkeit beseelt sein! Man sieht an diesem Beispiel, wohin man gelangt, wenn man system- und kritiklos der Jagd nach dem Zeichen huldigt. Nach unsern bisherigen Ausführungen muß der Leser schon selbst darauf schließen können, daß die horizontalen Schlußstriche das Streben nach Ausdauer, nach Beharrung in der einmal errungenen oder ererbten Position anzeigen. So erklärt sich ihr so häufiges Vorkommen in der Aristokratie. Sie sind wesentlich der Ausdruck des Konservativismus. Sind solche Striche keulenförmig geschlossen, dann tritt jenes Streben verstärkt in Erscheinung. — Nachdem wir die Bekanntschaft der schönen und interessanten Tarnowska gemacht haben, wollen wir sie jetzt verlassen, um ihre Bekanntschaft später in wesentlich anderer Umgebung, zu der sie ungleich besser paßt, zu erneuern.

Einen ähnlichen Schlußzug, jedoch erheblich anderen Charakters, sehen wir in der Probe Fig. 197. Sie rührt von einem General aus der Zeit der französischen Revolution her. Daraus erklärt sich vielleicht das massenhafte Auftreten der gedachten Endstriche. Sie besagen nämlich unglaubliches Mißtrauen. Hier haben die Striche nur den Sinn, den Raum zwischen den einzelnen Wörtern und am Ende der Zeilen so auszufüllen, daß ein unberechtigtes Hineinschreiben unmöglich gemacht wird. Natürlich geschieht dies unbewußt unter der Herrschaft des Mißtrauens. So stark ausgeprägt wie hier wird man diese Eigenart kaum jemals wiedersehen. Wer nicht

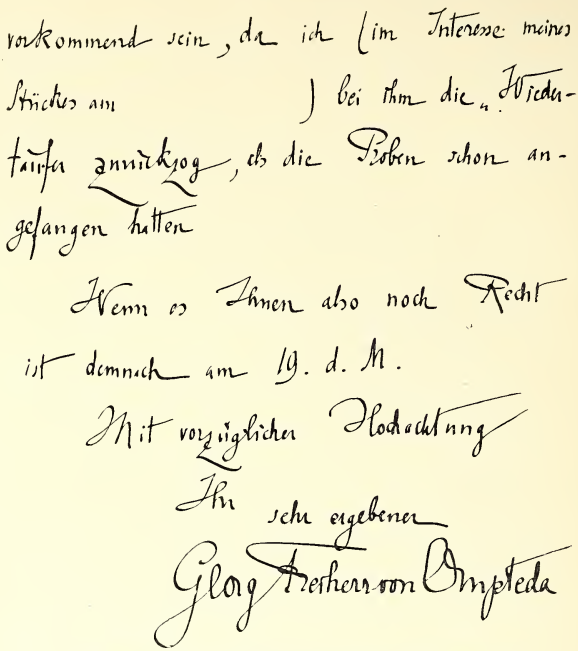


Fig. 196. Strichförmige, horizontale Schlußzüge:
Streben nach Beharrung, Behauptung der Position.

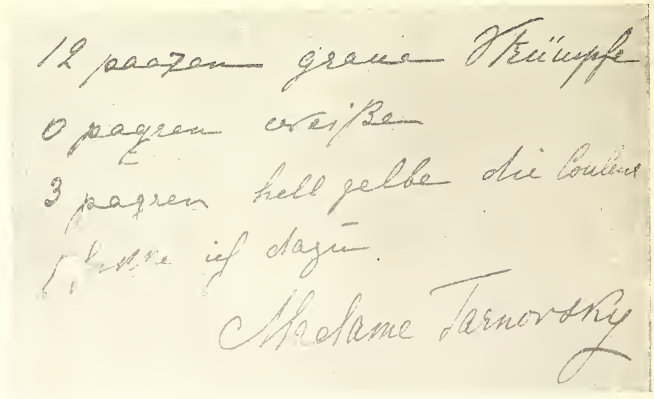


Fig. 196 a. Strichförmige, horizontale Schlußzüge:
Streben nach Beharrung, Behauptung der Position.

um seinen Kopf zu fürchten hat, begnügt sich damit, die ausfüllenden Striche nur am Ende einer Zeile, vielleicht auch noch hinter der Unterschrift zu schreiben und dahinter wohl noch einen Punkt (so schrieb Mirabeau).

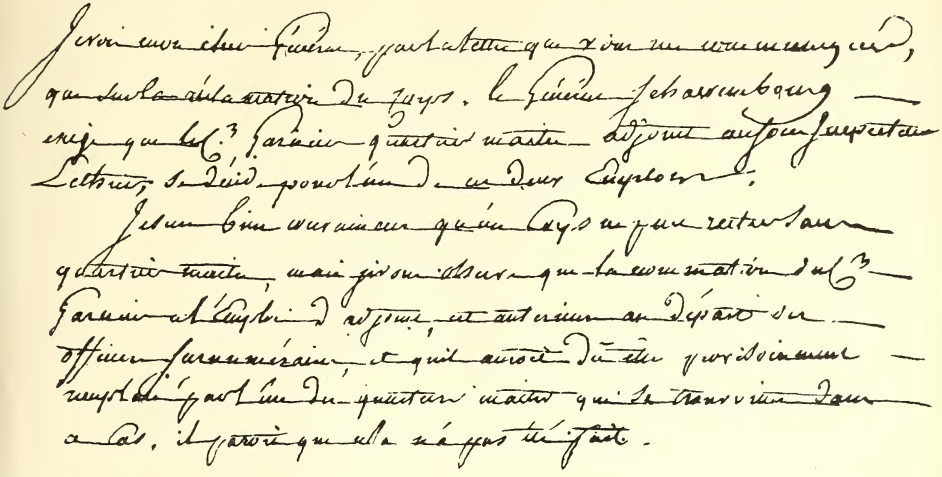


Fig. 197. Strichförmige, horizontale Schlußzüge an den Zeilenenden und von einem Wort zum andern: Starkes Mißtrauen

Ein Schlußzug, der sehr häufig auftritt, auch in Form von Akzenten, t-Strichen usw., ist der spitze, dolchförmige horizontale Strich, wie in Fig. 198 zu sehen. Solche Striche treten häufig als u-Zeichen auf, auch als t-Striche usw. Sind sie schräg nach oben gestellt, so gesellt sich das Lustgefühl hinzu. Wir haben dann die Spottlust und in Begleitung niedriger Eigenschaften

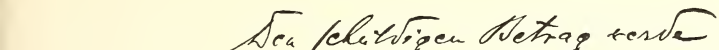


Fig. 198. Keilförmige Endstriche:
Tendenz der Abwehr, Wortschärfe, Bissigkeit.

die Bosheit. Fig. 199. Zeigen die Striche eine absteigende Richtung, dann bezeugen sie entsprechend der Beigesellung des Unlustgefühls, Verbissenheit, Obstination, Galligkeit. Fig. 200.

Schließlich muß noch einer Kategorie von Schlußzügen gedacht werden, die in großer Zahl auftreten. Es sind die sogenannten Fähigkeitshaken. Doch ist man auch in der Fixierung dieses Zuges zu allgemein und ungenau vorgegangen. Betrachten wir das kleine Beispiel Fig. 201, so sehen wir an der zweiten römischen Zahl rechts am oberen Querstrich einen Haken. Dieser kurze Haken ist genau ebenso infolge veränderten Schreibtempos entstanden, wie dies der Leser bereits auf S. 14 kennen gelernt hat. Die erste römische Zahl gibt den Weg deutlich an. Wäre nur diese eine Zahl vorhanden, so würde kein Beurteiler auf den Gedanken kommen, daß ihr

Urheber ein zäher Mensch sein könne. Und doch ist die Bewegungstendenz genau die gleiche! Nur hat der Schreiber in dem einen Fall die Feder abgesetzt, im andern nicht. Logisch wäre es, anzunehmen, Zähigkeit müsse dort herrschen, wo eine Unterbrechung n i c h t stattfand. Denn

Fig. 199. Spitze Endstriche oder Akzente in aufsteigender Richtung: Spottlust, Bosheit.

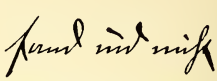


Fig. 200. Spitze Endstriche oder Akzente in absteigender Richtung: Verbissenheit, Galligkeit.

das Nichtunterbrechen ist ja das Wesen der Zähigkeit. Das will also besagen: Man sehe sich die Entstehung solcher Haken genau an, verfolge die Richtung des Federzuges, ob sie nicht auf einen Punkt oder auf ein anderes Zeichen gerichtet ist. Erst wenn das nicht der Fall, ist man berechtigt, auf Zähigkeit zu schließen. Übrigens ist dieses Beispiel für den Verfasser von ganz besonderer Bedeutung gewesen. Als er vor nunmehr fast dreißig Jahren anfing, sich für die Schriftkunde zu interessieren, war es eben dieses Beispiel, das er einem Nachfolger und Anhänger Michons entgegenhielt, um die Oberflächlichkeit der Zeichendeuterei zu beweisen. Wenn er trotzdem dieser „Methode" eine Zeitlang verfiel, so ist das bei einem jungen Menschen, der noch dazu ein Deutscher ist, wohl zu verstehen. Denn wir Deutsche sollen ja die geborenen Autoritätenanbeter sein. — Die Probe Fig. 202 ist von einem Mann geschrieben, der seine sehr bedeutenden Erfolge in erster Linie seiner Zähigkeit verdankt. Zufällig treten darin echte und unechte Haken auf. Am ersten Wort weist die Richtung des Hakens

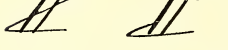


Fig. 201. Wie ein „Zeichen" entsteht.

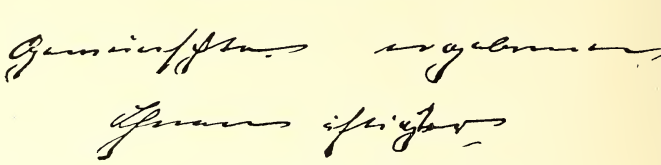


Fig. 202. Hakenförmige Schlußzüge: Z ä h i g k e i t.

auf den Punkt. Der Schreiber formte also den Zug so, um auf dem schnellsten Wege zum Punkt zu gelangen. Daher muß man diesen Haken als belanglos ansprechen. Die anderen dagegen sind vollkommene, echte Zähigkeitshaken. Es kommt hinzu, daß die Schrift auch den Eckenductus aufweist. Wären die Haken nicht vorhanden, so wären wir dennoch nach unseren Prinzipien gezwungen, auf Zähigkeit zu schließen. Der Zähigkeitshaken ist im Grunde nichts anderes als der Schlußteil eines n und somit eine B e g l e i t e r s c h e i n u n g. Solche Haken in Form eines Säbels sind „Säbelstriche" getauft worden. Das ist billig und bequem. Der Säbel deutet auf Kampf, ergo: der sie schreibt, ist ein Kampfhahn. Punktum. Wahrlich, es ist wohl zu verstehen, daß ernste Köpfe mit einer so kindlich aufgebauten Lehre sich nicht befassen mochten. Viel schwerer aber ist es zu begreifen, daß ernst strebende Köpfe mit wissenschaftlichen Aspirationen so lange Zeit benötigten, um die gekennzeichnete Zeichendeuterei zu überwinden. — —

Doch zurück zu unsern Säbelstrichen. Fig. 203 zeigt sie in verschiedenartiger Ausführung. Sind die Urheber solcher „Zeichen" zugleich sehr sensibel, eindrucksfähig, geistesgewandt, dann

kann man allerdings von einem Kampfhahn sprechen. Im andern Falle bedeuten sie, wie die Haken, eben auch nur Zähigkeit; sofern sie jedoch im Curvenductus vorkommen, gelegentliches „Sichverbeißenkönnen". Aber es muß echt sein. Man muß also die Richtung verfolgen, um zu erkennen, wie es entstand. Es gibt Krakehler genug, die keine „Säbelstriche" schreiben. Insbesondere bei streitsüchtigen weiblichen Personen findet man sie nicht oder doch nur höchst selten. Die Knotenbildung am ersten t, verstärkt durch die Tendenz der Abwehrbewegung, die Streitlust.

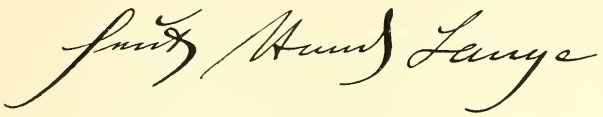


Fig. 203. Säbelförmige Schlußzüge: Zähigkeit, Verbissenheit.

Endzüge treten gleich den Einleitungszügen in zahlreichen Variationen auf. Ihre Deutung ist jedoch für den nicht schwierig, der sich stets unsere Grundprinzipien vor Augen hält. Zu beachten bleibt stets, ob die Bedeutung durch gleichzeitig auftretende, verwandte Eigenschaften verstärkt oder abgeschwächt wird. Ferner ob sie sich in einer vulgären oder höher stehenden Handschrift kundgeben. Bildung macht nicht bloß frei, sie bindet auch, bindet und erstrebt die Bekämpfung niedriger Instinkte, so weit die Selbsterkenntnis und die Willenskraft ausreichen.

Schrifteigenheiten und ihre Bedeutung.

Der Leser hat bereits im vorigen Kapitel einige Schrifteigenheiten kennen gelernt, die weder als spezifische Einleitungs- noch als Schlußzüge betrachtet werden können, so z. B. die spitzen keilförmigen Striche (Fig. 198—200) und die sogenannten Säbelstriche. Doch treten sie mitunter als Schlußzüge auf. Es gibt jedoch auch andere Eigenheiten in der Schrift, und diese

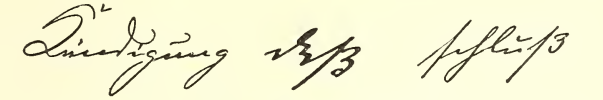


Fig. 204. Zahlenähnliche Buchstabenform.

beanspruchen eine besondere Behandlung. Dies sind in erster Linie die zahlenförmigen Buchstaben. Betrachten wir Fig. 204, so fällt uns im K die zahlenartige Form auf. Sie erinnert an die Zahl 5. Im Worte daß und schluß gewahren wir am ß eine deutliche 3. Derartige Formen sieht man sehr häufig in Handschriften. Die 5 in Kündigung hat mit der Zahl nichts zu tun. Hier handelt es sich lediglich um eine veraltete Buchstabenform der Kanzleischrift. Aber auch die 3 — obwohl sie in der Tat korrekte Zahlen vorstellen — kann man kaum als echte zahlenförmige Buchstaben ansprechen. Denn sie treten am ß fast immer ohne Begleitung anderer zahlenartiger Formen auf. — Anders aber verhält es sich mit den folgenden Proben Fig. 205. Hier

sieht man drei Zahlen in einer Schrift, nämlich 9, 11, 5. Diese Häufung erst gibt uns die Berechtigung, von wirklichen zahlenförmigen Buchstaben zu sprechen. Was bedeuten solche Formen? Diese Frage, so leicht gestellt, ist heute noch nicht sicher zu beantworten. Zwar ist man bisher überall schnell mit der Erklärung bei der Hand gewesen, daß Leute, die sich berufsmäßig viel mit Zahlen zu beschäftigen hätten, so Mathematiker, Astronomen, Kaufleute usw., zahlenförmige Buchstaben schrieben. Wir selbst haben früher auf diesem Standpunkt gestanden, ihn aber verlassen, nachdem wir erkannt hatten, daß das handwerksmäßige Beschäftigen, das anhaltende Niederschreiben von Zahlen die Handschrift nicht im obigen Sinne beeinflußt. Diese Erkenntnis

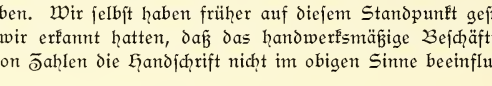


Fig. 205. Zahlenförmige Buchstaben.

ist wichtig, denn sie erklärt ohne weiteres — was wir schon kurz berührten — weshalb die handwerksmäßige Beschäftigung überhaupt die Formen der Handschrift nicht beeinflußt. Der Feinmechaniker muß also keineswegs eine exakte Handschrift haben, weil er sich mit feinen, exakten Einzelheiten beschäftigt, sondern schreibt er exakt, dann ist er eben überhaupt ein ordnungsliebender, mehr oder weniger kleinlicher, penibler Mensch. Aber auch die sich in höherem Sinne mit Zahlen beschäftigen, die Mathematiker, Astronomen, Konstrukteure usw., schreiben nicht alle zahlenförmige Buchstaben. Mit dem Grade ihrer fachlichen Tüchtigkeit kann das kaum zusammenhängen. Denkbar erscheint es, daß der Wunsch nach Deutlichkeit, vielleicht auch ästhetische Gründe, die Tendenz der Zahlenbildung mitunter verhindern.

Wir sind durch eine Reihe von Beobachtungen dahin gelangt anzunehmen, daß geschultes logisches Denken überhaupt — gleichviel in welcher Tätigkeit und in welchem Beruf — zahlenförmige Buchstabenformen zeitigt. Einen

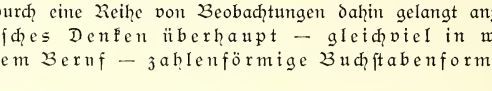


Fig. 206. Zahlenförmige Buchstaben in Frauenhandschriften: Logisches Denken(?)

Beweis dafür glauben wir darin erblicken zu müssen, daß jene Zahlenformen in allen Berufen und selbst in Handschriften weiblicher Personen angetroffen werden. (Lächle nicht, verehrter Leser. Frauen denken zuweilen genau so logisch, wie du selbst es in diesem Augenblicke tust!) Die Probe Fig. 206 rührt von zwei weiblichen Personen her.

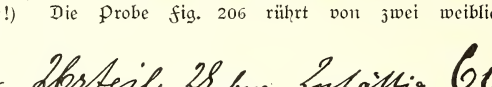


Fig. 207. Zahlenförmige Buchstaben in alltäglichen Schriften: Logisches Denken?

Das Wort Venel (es heißt Venel — Bonn gegenüber gelegen — und nicht 3 mal), ist von einer, das übrige von einer andern Frau geschrieben. Das C in Clara unterscheidet sich in nichts von der 6 in 6. Juli. Nun macht freilich eine Schwalbe noch keinen Sommer; hier sind es zwei. Jedoch der Abdruck Fig. 207 beweist, daß Zahlenbuchstaben auch bei Personen vorkommen, die keinen Anspruch erheben auf hohe Intelligenz und Bildung (was übrigens

auch von den beiden Frauen Geltung hat). Logisches Denken hat Intelligenz zur Voraussetzung; sie ist angeboren. Logik aber kann erworben werden durch Studium. Logik heißt ja bekanntlich die Lehre vom Denken, von den Denkformen. — Die nachfolgenden Klischees Fig. 208 bis 211

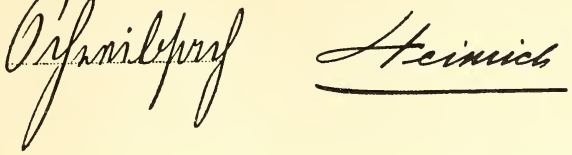


Fig. 208. Zahlenförmige Buchstaben in Beamten- und Kaufmannsschrift: Logisches Denken. (?)

veranschaulichen die Zahlenformen. In den beiden ersten (einer Beamten- und Kaufmannsschrift) fanden sich auch andere Zahlenarten nebeneinander. Eines der reichhaltigsten Beispiele dieser Art sehen wir in der Schriftprobe Fig. 209. Es ist geradezu merkwürdig, wie hier die Zahlen hervor-

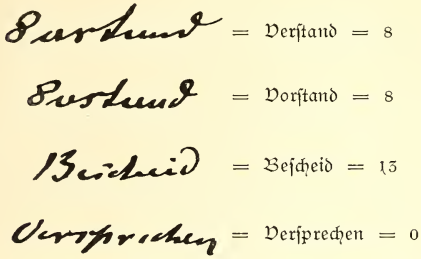


Fig. 209. Zahlenförmige Buchstaben in der Schrift eines Gelehrten: Logisches Denken (?)

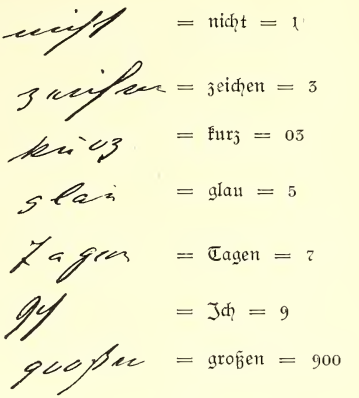


Fig. 210. Zahlenförmige Buchstaben in der Schrift eines Schachkünstlers: Logisches Denken (?)

treten. Es sind, wie man sieht besonders die 8, dann 0 und 13. Das ganze Schriftstück ist mit diesen Zahlen durchsetzt. Leider war nicht festzustellen, welchem gelehrten Beruf der Schreiber ursprünglich angehört hatte. Die Probe Fig. 210 ist in ihrer Art noch origineller und reichhaltiger. — In Fig. 211 finden sich die Zahlen 5 (Sonntag), 13 (Berlin), 7 (Tage), 2 (In), jedoch unbestimmt. Diese Probe sowie die vorhergehende rührt von einem Schachkünstler her. Die eine von Jean Dufresne, die andere von Emanuel Lasker. Kann man solchen Erscheinungen gegenüber von Zufälligkeiten sprechen? Der Schachspieler hat gewiß nicht viel mit dem Schreiben von Zahlen zu tun, jedenfalls viel weniger als der erste beste Kaufmannslehrling. Aber er muß ein geschultes Denken, einen ausgesprochenen Sinn für Methode besitzen. Gerade auch bei ihm muß die Logik aufs höchste entwickelt sein. Es wäre von Wichtigkeit festzustellen, ob nicht auch in den Handschriften unserer ersten Strategen Zahlen als Buchstaben auftreten. Von Moltke

und Verdy du Vernois wissen wir es bestimmt. Um aber diese Frage zu lösen, dazu bedarf es eines weit reicheren Materials, als es uns zur Verfügung steht. Jedenfalls wissen wir heute schon das eine, daß logisch geschulte Köpfe zahlenförmige Buchstaben lieben. Darunter fallen in erster Linie Mathematiker, Astronomen, Ingenieure, Strategen, Schachspieler, ferner eine große Anzahl von Personen, die mit der Mathematik nicht das mindeste zu schaffen haben. Ist auch die Frage noch keineswegs geklärt, so müssen wir uns doch heute schon der Ansicht zuneigen, daß die Vorliebe für Zahlenformen in der Handschrift logisches Denkvermögen überhaupt anzeigt. Was Michon und seine Schule in der Gebundenheit der Schrift suchten, das eben scheint uns in den zahlenförmigen Buchstaben zu liegen. Keineswegs bilden jene Formen einen Beweis für die Vielbeschäftigung mit Zahlen. Sie müssen eine höhere, umfassendere, allgemeinere Bedeutung haben.

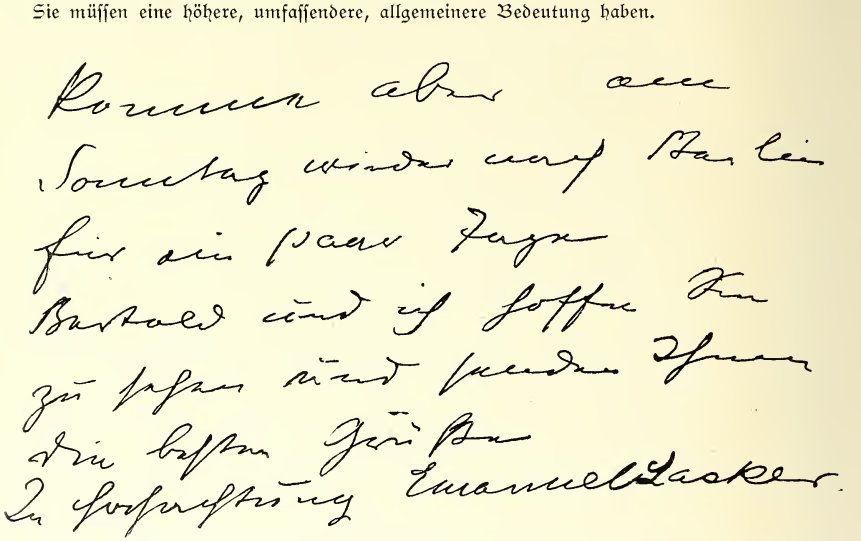


Fig. 211. Zahlenförmige Buchstaben in der Schrift eines Schachkünstlers: Logisches Denken (?)

Als weitere Schrifteigenheiten kommen in Betracht die sogenannten Musikzeichen. Schon im Jahre 1885 erschien eine Publikation über dahin zielende Beobachtungen, die ein Herr Salmon (Paris) in der Handschrift von Musikausübenden gemacht haben wollte. Um die selbe Zeit traten auch einige Beobachter in Deutschland hervor, (u. a. auch Verfasser), die insbesondere notenschlüsselartige Formen als Typen in Schriften musikalisch begabter Personen gefunden hatten. Man nahm jedoch die Entdeckungen damals nicht recht ernst, und so gerieten sie in Vergessenheit, bis zehn Jahre später V. Armhaus (Leipzig) in dem vom Verfasser herausgegebenen Fachblatt „Die Handschrift" wieder darauf aufmerksam machte und sie durch eigene Beobachtungen bereicherte. Wir lassen seine Arbeit hier im Auszuge folgen:

„..... In den Handschriften von Komponisten, aber auch in denjenigen von Virtuosen und Musikschriftstellern und selbst von Musikdilettanten findet sich die Note, das Merkmal der musikalischen Begabung. Bald nimmt der handschriftliche Buchstabe ganz die Notenform an, bald wird er von ihr nur modifiziert, bald erscheint die Note als (sonst unverständliche) Verzierung und im Namenszug. Das Musikzeichen erscheint in der lateinischen Handschrift dent-

licher und häufiger als in der deutschen, daher findet man es in der lateinischen Schrift eines und des selben Musikers leichter als in der deutschen. Das Musikzeichen wird unbewußt und ungewollt gemacht, was man am besten daraus ersieht, daß man ihm in flüchtiger Schrift, in flüchtiger Aufzeichnung eher begegnet als in der sorgfältigen Reinschrift. Im handschriftlichen Gesangstext (also im Lied und in der Oper zwischen den Liniensystemen) häufen sich die Musikzeichen dergestalt, daß die Buchstaben, selbst in langen Reihen von Worten, die Notenzeichenform annehmen, und das Wort eher einem Noten- als Buchstabenkomplex ähnlich wird. Die Musikzeichen sind so konstant, daß sie kaum in einer Musiker-, namentlich Komponistenschrift vermißt werden. Vergleichen wir die Handschrift mit der Notenschrift eines und des selben Komponisten, so bemerken wir, daß die Zeichen in den meisten Fällen identisch, oft nur analog sind. Das weitaus am häufigsten vorkommende Musikzeichen ist die Kurrentform der Viertelpause, so daß sie als das Musikzeichen par excellence bezeichnet werden kann. Man findet sie in den Buchstaben r, v, n, w, c, manchmal selbst im d und e. Sehr wichtig ist auch die Achtelpause, die in j, g, y, z, auch im Endstrich und in der Paraphe gefunden wird (so bei Liszt, Wagner, Auber, Halévy, — das Anfangs-M in Meyerbeers Namen besteht aus drei Achtelpausen. (Fig. 215 Seite 150.)

„Charakteristisch für die Musikerschriften ist die Vorliebe für gefüllte und ungefüllte Notenköpfe (wodurch g, o, a, c, p, q, selbst r, ſ modifiziert werden. Die Notenköpfe findet man außerdem im Querstrich von t, f, z, im i-Punkt, u-Häkchen, im Endstrich, sodann in allen Initialen (so bei Bach, Brambach usw.). Der Buchstabe d zeigt oft sämtliche Bestandteile einer Note (Kopf, Hals, Fahne). Die Notenfahne ist oft zu sehen im K, R, im i-Punkt, als Querstrich vom t, im Endstrich usw. Das Zeichen Be (♭) findet sich im Buchstaben b bei Rubinstein, Weber vor. Die verschiedenen Bogenarten, Fermate usw. findet man identisch in Querstrichen, im i-Punkt und in verschiedenen Buchstabenbögen (d, F usw.). Das Kreuz ist außerordentlich häufig, bald im H, bald im A (Mozart), F (Chopin) und in zahllosen Paraphen (David, Schubert, Marschner usw.) Der Violinschlüssel ist im ganzen nicht so häufig und ist im Abkürzungszeichen von „et", im J, L, H, F usw. und in der Paraphe (Verdi) zu sehen, — häufiger, auffälligerweise, ist der halbvergessene Diskantschlüssel zu bemerken (in B, ſ, z, bei Berlioz, Brahms und in Paraphen von Reinecke, Berlioz, Meyerbeer). Das g und q zeigt oft die Gestalt der halben Note. Auch andere Bestandteile der Notenschrift finden sich in Musikerhandschriften, selbst die fünf Linien des Systems. So sind z. B. an manchen Unterschriften Beethovens genau die fünf Linien des Systems in der Paraphe sichtbar. — Die berühmte Sängerin Malibran durchstrich ein Wort genau mit fünf Linien des Systems. Der Namenszug (Paraphe) erhält in Musikerunterschriften eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß man fast immer in ihr die Bestandteile der Notenschrift konstatieren kann. . . ."

Soweit Armhaus, dessen Ausführungen wir damals noch ziemlich skeptisch gegenüberstanden. Das gilt auch heute noch in gewisser Beziehung, nachdem darüber fünfzehn Jahre ins Land gegangen sind. Hier mag kurz der Haupteinwurf Platz finden, der als unsere Nachschrift dem abgedruckten Artikel angehängt war:

„Der Haupteinwurf, den man gegen die Bedeutung der Zeichen erheben kann, ist dieser: nicht alle musikalischen Naturen kennen die Notenschrift. Es gibt bekanntlich musikalische Leute — und dabei braucht man keineswegs bloß an Zigeuner und Slowaken zu denken —, die keine Note kennen, wie denn auch umgekehrt die genaueste Kenntnis der Notenschrift nichts beweist für den Besitz musikalischen Empfindens und Gehörs. Vielen wird es z. B. keine Frage sein, wer für Musik empfänglicher ist: ob der frühmorgens, wenn die Hähne krähen, Brötchen austragende Bäckerjunge, der ohne alle Instrumente und Noten den neuesten Gassenhauer mit Präzision und Verve zu Gehör bringt, oder Laura am Klavier, die nicht das einfachste Liedchen ohne Noten zu singen vermag, obwohl sie eine schöne Stimme ihr eigen nennt. Das führt übrigens zu einem anderen Gedanken. Die Empfindung für eine Kunst und die Anlage zur Ausübung

laufen nicht immer parallel. Es gibt bekanntlich Maler ohne Formensinn und solche ohne Farbensinn. Ähnlich in der Musik. Das Virtuosentum macht sich in der Technik breit; der ganze Künstler vereinigt in sich beides: Empfindung und technisches Können. Und beides wird angetroffen bei Leuten, die nie im Leben eine Note schrieben.

„Ich meine also: der nicht zunftmäßige Musiker, sozusagen der wildgewachsene Musikkünstler, dem die Notenkenntnis abgeht, oder der sie zum mindesten nicht als eine notwendige Brücke betrachtet und die Noten demzufolge seiner Phantasie nicht so einverleibt hat, daß sie sich unbewußt in die Handschrift einschmuggeln könnten, dieser „Musiker" kann in seiner Handschrift nicht an den mitgeteilten Notenbuchstaben erkannt werden, obwohl gerade er vielleicht ein unerwecktes musikalisches Genie ist.

„Die Musikzeichen in der Handschrift haben demnach einen sehr bedingten Wert. Wenn solche sich mehrfach finden, so beweisen sie nur, daß ihr Schreiber Noten kennt und zu schreiben versteht. Und das nicht einmal sicher. Die Schlüssel- und Notenzeichen täuschen sehr häufig. Das erklärt sich daraus, daß sie gar zu leicht mit anderen, auch zufälligen Gebilden verwechselt werden können. Gewiß kommen alle die Taktschlüssel- und Notenzeichen, die Armhaus beschreibt, in Musikerschriften vor. Das ist leicht zu konstatieren. Allein q, g, o, welche die Form einer Note haben, ſ in Form der Fahne, schräg gestellte Punkte usw., lassen sich in sehr vielen Schriften gänzlich unmusikalischer Personen nachweisen.

„Resümee: Die professionellen Zeichen sind Nebenzeichen; sie gleichen dem Zollstab, der so manchem aus der Brusttasche guckt: dem Stabeisenkommis und Baumaterialienhändler wie dem Tischler, Steinmetzen und Bauunternehmer. Anzeichen einer Begabung können sie niemals sein, und ein Gradmesser für die Begabung existiert überhaupt in der Handschrift nicht. Wer Musikliebe in der Schrift finden will, der muß nach wie vor die gesamte Individualität in Betracht ziehen, insbesondere die Phantasie und Empfindung. Doch können ihm die Musikzeichen in ihrer Häufung bei dieser Prüfung wichtige Dienste leisten." —

Um diesen Standpunkt zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß um jene Zeit auch über die zahlenförmigen Buchstaben noch die Meinung herrschte, daß jeder, der mit Zahlenschreiben zu tun habe, sie in seiner Handschrift zum Ausdruck bringe. Das war, wie der Leser im vorigen Kapitel erfahren hat, ein Irrtum. Ähnlich liegt es bei den Musikzeichen. Analog den Zahlenerscheinungen schloß man, der Notenabschreiber, weil er mit Notenschreiben fortwährend beschäftigt sei, schriebe auch Musikzeichen. Wohl war das beobachtet worden. Allein, es waren musikalisch empfindende Abschreiber. Später erst fanden wir, daß viele Abschreiber keine Musikzeichen in ihrer geläufigen Handschrift aufwiesen. Also auch hier die Erscheinung, daß das rein Handwerksmäßige die Schriftzüge nicht beeinflußt! Das aber erhöht den Wert der Musikzeichen ganz erheblich, und wir stehen nicht an zu erklären, daß auch wir uns geirrt hatten. Heute wissen wir ihren Wert besser einzuschätzen und sind auf Grund neuerer Erfahrungen überzeugt davon, daß die Musikzeichen zum mindesten Musiksinn anzeigen. Nicht aber den Grad der Begabung. Der ist, das gilt auch heute noch, aus der Handschrift nicht zu entnehmen. Und ob die „wildgewachsenen Notenkünstler", wie wir damals uns ausdrückten, notenförmige Buchstaben schreiben, da sie sie nicht kennen, muß nach wie vor bezweifelt werden. Doch fanden wir bei ungebildeten Personen mit starkem musikalischen Empfinden eigenartige Gebilde, die mindestens an notenschlüsselartige stark erinnerten. Sicherlich deuten sie auf ein originelles Vorstellungsvermögen. Also resümieren wir: Wer Musikzeichen in größerer Anzahl und so ausgeprägt schreibt, daß sie als zufällige Formungen nicht angesehen werden können, der besitzt Sinn für Musik. Doch darf man solche Sätze nicht umkehren, wie hier, so auch sonst nicht in der Wissenschaft. Es wird gewiß viele musikalisch empfindende Personen geben, die keine Musikzeichen schreiben. Wer sich aber aus innerem Drang musikalisch betätigt, der wird irgend welche Formen schreiben, die man in Schriften ganz Unmusikalischer nicht antrifft. — Wie sehen nun die Musikzeichen aus? Die Probe

Fig. 212 rührt von einem sehr musikalischen Komiker von geringer Bildung her. Wir sehen im S eine Form, die einem Violinschlüssel ziemlich ähnlich ist. In Fig. 213 ist die Ausprägung reiner und deutlicher (J, F). Der Urheber dieser Schrift ist nicht nur selbst sehr musikbegeistert und ein guter Sänger, auch seine Töchter sind musikalisch begabt. Einen unzweifelhaften Violinschlüssel zeigt die Unterschrift des Komponisten Richard Wintzer, Fig. 214.

Fig. 212. Buchstabe in Form eines Notenschlüssels: Sinn für Musik.

Der bessern Übersicht halber lassen wir eine Zusammenstellung nebst Erklärung folgen, Fig. 215, S. 150, mit dem Hinweis, daß alle diese Formen sehr häufig in den Schriften von Komponisten, Virtuosen und Dilettanten gefunden werden. Aus dieser Zusammenstellung ist zu ersehen, wie winzig zuweilen die gefüllten und offenen Notenköpfe geformt sind. Darin liegt eine große Fehlerquelle für den Be-

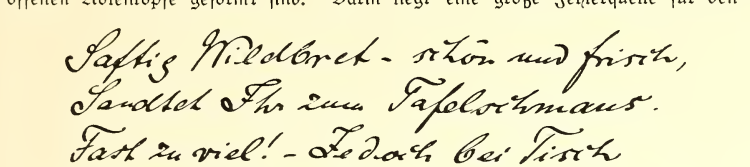


Fig. 213. Buchstaben in Form von Notenschlüsseln: Sinn für Musik.

urteiler verborgen. Denn gar zu leicht können ganz ähnliche Erscheinungen auch in Handschriften Unmusikalischer auftauchen. Ist jedoch der Blick für solche Elemente erst einmal geschärft, so verfällt man dem Irrtum nicht leicht, wenigstens dann nicht, wenn man selbst Noten kennt. Zudem aber kommen diese Gebilde stets in Begleitung mehr oder weniger origineller, größerer Formen vor, die sich von denen der nicht musikalisch Empfindenden wesentlich unterscheiden. —

Fig. 214. Violinschlüssel im Buchstaben: Musikalisches Empfinden.

Blicken wir zurück auf die Schrifteigenheiten der zahlenförmigen und musikzeichenähnlichen Formen, so werden wir uns sagen müssen, daß diese Erscheinungen einem Gebiet angehören, dessen Bearbeitung bisher kaum geahnte Aufschlüsse über Schrifteigenheiten bringen kann, die wir heute mit Bezeichnungen wie originell, extravagant, bizarr, absurd usw. kurzerhand abtun. Denn: Ist es möglich, daß graphische Zeichen, die der Buchstabenschrift nicht angehören, im Gehirn auf dem Wege des Vorstellungsvermögens so zwingend werden, daß sie unbewußt in die kurrente Handschrift gelangen, dann ist überhaupt nicht abzusehen, weshalb nicht andere Leitbilder, andere Symbole als Zahlen und Noten in der Handschrift zur Ausprägung gelangen sollen. Wir sprachen in einem früheren Kapitel scherzhaft von einem Sägenfabrikanten oder Ziehharmonikaspieler bei Betrachtung eines zackigen Einleitungszuges. Wer weiß denn, ob derlei nicht möglich ist?! Wer weiß denn, ob Henze nicht recht hatte, als er in einem Namenszuge den Geigenbogen und an ihm den Musiker erkannte? Der Phantasie wird bei solch' symbolischer Ausdeutung allerdings ein ungeheurer Spielraum belassen, fast so, wie der Wahrsagerin beim Bleigießen oder beim Prophezeien aus dem Kaffeesatz. Aber doch nur „fast so". Denn in der Schrift haben wir es zwar gelegentlich mit willkürlichen, nicht aber mit zufälligen Bildern

zu tun. In ihr hat jeder Zug seine bestimmte Ursache. Sie stets aufzuspüren, das eben vermögen wir heute noch nicht. Ob die Zukunft diese Möglichkeit bringen wird? Wir wollen es hoffen. — Hier beginnt vielleicht erst die eigentliche Kunst der Handschriftendeutung. Doch

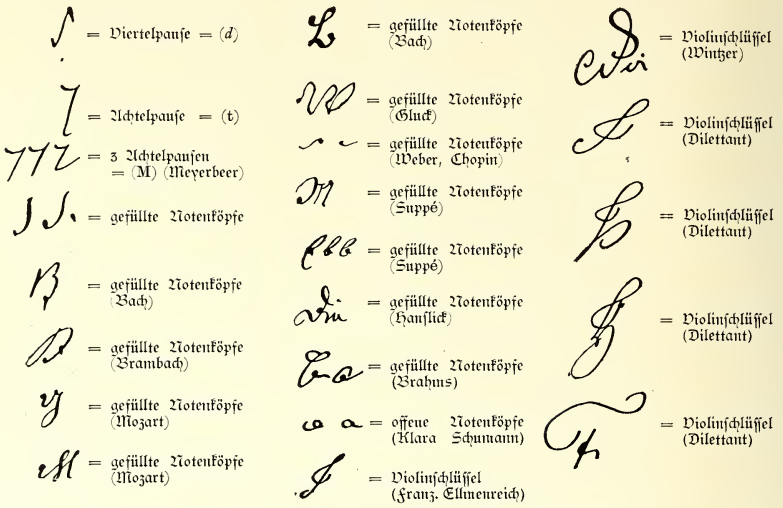


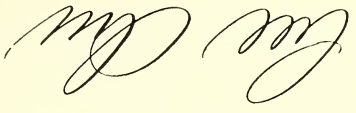
Fig. 215. Musikzeichen: Musikalisches Empfinden.

wie zu jeder wahren Kunstbetätigung, so gehört auch zu dieser — Intuition, Divinationsgabe oder wie man es sonst nennen mag. — Für die Entstehung der weitaus meisten Schrifteigenheiten bietet die Namensunterschrift mit Namenszug (Paraphe) die beste Gelegenheit. Im folgenden Kapitel soll davon gesprochen werden.

Der Namenszug.

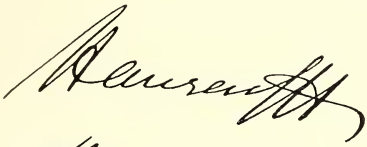
Es ist von den verschiedenen Autoren viel über die Bedeutung des Namenszuges oder der Paraphe gestritten worden; zu einer Klarheit über seine Entstehung und Bedeutung gelangte man noch nicht. Man weiß nicht einmal, ob nicht doch am Ende äußere Umstände mitgewirkt haben, den Namenszug überhaupt entstehen zu lassen. — Historisch ist darüber bisher so gut wie nichts bekannt geworden. — In früherer Zeit pflegte man die Echtheit der Handschrift noch besonders zu bestätigen, indem man „manu propria“ hinzufügte. Man kürzte dann, wie noch heute wohl in Österreich vielfach geschieht, in „m. p.“ ab, und so entstand zuweilen das nebenstehende Gebilde Fig. 216.

Hieraus nun kann sich im Laufe der Zeit sehr wohl ein Namenszug entwickelt haben. In den Nordländern, so in Norwegen und Schweden, pflegte man dem Namenszug ein Zeichen anzuhängen, aus dem der Empfänger der Unterschrift das genaue Alter des Schreibers entnehmen konnte. So bedeutet ein langer Grundstrich zehn Jahre, drei nebeneinander dreißig Jahre und ein Horizontalstrich dadurch fünf Jahre — also 35 Jahre. Die einzelnen Jahre werden durch Punkte kenntlich gemacht:



= M. p.

Fig. 216. „Manu propria“.



= Hansen 35 Jahre

= 36 Jahre

= 28 Jahre

Fig. 217. Namenszüge mit Altersangabe.

Solche Momente mögen, wie gesagt, mitgewirkt haben, den Namenszug überhaupt entstehen zu lassen; gewiß aber kann eine solche Entstehungsursache für unsere Zeit, der jene Tatsachen überhaupt fremd sind, nicht angenommen werden. Fast immer wird der eine oder der andere aus seiner Erfahrung sagen können, er habe sich diesen oder jenen Namenszug angewöhnt, weil er ihn einmal gesehen und Gefallen daran gefunden habe. — Nun liegt in der Angewöhnung eines Namenszuges schon ein Beweis, daß das betreffende Individuum eine Neigung zur Bildung eines Schnörkels hatte. Es gibt ungezählte andere, die Schnörkeleien unter dem Namen verabscheuen und niemals darauf kommen würden, eine Paraphe zu machen. Die Angewöhnung ist also schon charakteristisch.

Preyer legt dem Namenszuge nur eine akzessorische Bedeutung bei, d. h. er meint, die Hauptsache sei die Textschrift — der Namenszug habe keine besondere Bedeutung, sondern

nur eine „nebenherlaufende“. Lombroso will gefunden haben, daß gerade bei bedeutenden Genies mehr oder weniger komplizierte Namenszüge angetroffen werden. — Wir stehen nicht an, zu erklären, daß Lombroso, wie in seinen meisten Untersuchungen, so auch hier zu leicht verallgemeinert. Preyer hat mit Recht darauf hingewiesen, daß bedeutende und unbedeutende Leute Namenszüge schreiben. Für die Bedeutendheit der Persönlichkeit, für die geistige Kapazität kann der Namenszug niemals in Anspruch genommen werden. Andererseits aber muß man sagen, daß die Paraphe doch recht häufig als außerordentlich charakteristisch und daher wertvoll erscheint. Wir sind der Ansicht, daß nur deswegen ein Namenszug gemacht wird, weil der Schreibende instinktiv fühlt, sich in einer einfachen, bloßen Unterschrift nicht genügend charakterisiert zu haben. — Bevor wir nun auf die vielfach komplizierten Namenszüge eingehen, möchten wir auf solche Unterschriften hinweisen, die schon durch ihre Größe oder ihre Stellung recht bezeichnend sind. Wem wäre es nicht schon aufgefallen, daß unter einer kleinen Textschrift sich eine hohe Unterschrift befand? Oberflächliche Leute erklären das dadurch, daß wir Deutsche ja gewöhnlich unsere Unterschrift lateinisch zu schreiben pflegen, und daß die lateinische Schrift bekanntlich größer geschrieben zu werden pflege als die deutsche. An sich zutreffend, ist das doch nur eine oberflächliche Erklärung. Denn wäre sie richtig, so müßten auch die Namen der Orte, die wir ja auch gewöhnlich lateinisch schreiben, so geschrieben sein wie die Unterschrift. Das ist aber keineswegs der Fall. — Die Höhe der Unterschrift ist nicht nur davon abhängig, daß eben die lateinische Schrift gebraucht wurde, sondern sie hängt zweifellos mit dem Charakter, mit der Wesenheit des Schreibers zusammen. Wir haben gefunden, daß derjenige, der gewöhnlich eine kleine Schrift schreibt, seine Unterschrift aber sehr hoch gestaltet, ein starkes Selbstgefühl in seinem beruflichen Verkehr entwickelt. Beamte pflegen das vielfach zu tun. Ein solcher Beamter ist eben in der Ausübung seines Berufes häufig unnahbar und sehr von sich eingenommen, während er sonst, beim Bier, in der Gesellschaft, ein ganz angenehmer Mensch sein kann. Wir sind weiter der Ansicht, daß in einer zu hohen Unterschrift sich sehr wohl beginnender Größenwahn ausprägen kann; so z. B. in der Unterschrift Fig. 159.

Wenn, was auch vorkommt, die Textschrift größer ist als die Unterschrift, so hat man es mit einem gesellschaftlich außerordentlich einfachen und bescheidenen Menschen zu tun — jedenfalls aber mit einer Natur, die sich nicht vordrängt, sei es aus Klugheitsgründen (Streber, Opportunitätsmenschen), sei es, weil dem Schreiber starkes Selbstgefühl abgeht. Aber nicht bloß die Höhe der Unterschrift variiert sehr häufig, sondern — und das ist viel merkwürdiger — der Neigungswinkel. Es gibt Leute, die ihre Textschrift in der gewöhnlichen, üblichen Schräglage schreiben, während sie ihre Unterschrift steil stellen. Das Umgekehrte kommt ebenfalls vor. Das muß natürlich eine Bedeutung haben, und wenn uns nichts bewiese, daß die Persönlichkeit besonders in der Unterschrift ausgeprägt sei: dieser Umstand allein, die Divergenz der Schriftlagen in Text- und Unterschrift, beweist, daß die Unterschrift doch viel mehr mit der Persönlichkeit zu tun hat, als manche annehmen. Wer seine Textschrift in der üblichen Lage, d. h. schräg schreibt, seine Unterschrift aber steil stellt, ist in öffentlicher Gesellschaft dort, wo er sich nicht beruflich zu geben braucht, ein Poseur, ein Mensch, der sich hütet, sich leicht gehen zu lassen, während er in seinem Berufe, auch in seiner Häuslichkeit, in seiner Familie diese Eigenschaften nicht zeigt.

Schreibt jemand dagegen die Textschrift steil, seine Unterschrift aber schräg in der natürlichen Weise, so weiß man, daß er sich in seinem Berufe ein gewisses Air gibt, nicht kordial auftritt, sich in acht nimmt, überhaupt anders erscheinen möchte als er ist, während er sich tatsächlich bei näherem Umgange als ein natürlicher, angenehmer oder wenigstens nicht versteckter Mensch entpuppt. Das Natürliche ist selbstverständlich immer die Schräglage. — Schließt jemand seine Unterschrift mit einem Punkt ab, so beweist dies eine gewisse Selbstbeobachtung, die aber übrigens auch in der sonstigen Schrift durch korrekte Punktuation und Exaktheit zum Ausdruck gelangt. — Schließt sie mit einem oder mehreren Gedankenstrichen, so ist allerdings diese Selbstbeobachtung in Mißtrauen ausgewachsen. Unterstreicht jemand die Unterschrift mit einem

dicken Strich — und das geschieht gewöhnlich bei großen, hohen Unterschriften —, so haben wir nicht bloß einen selbstbewußten Menschen vor uns (wie es bei der hohen Schrift bereits angeführt wurde), sondern wir haben auch einen durchaus konsequent selbstbewußten, d. h. dominirenden Menschen, der überall seine Wichtigkeit zeigen, mit anderen Worten, herrschen möchte. Dieser horizontale dicke Strich unter dem Namen ist im Grunde nichts anderes als die starken Querstriche über dem lateinischen t oder die dicken keulenförmigen u-Zeichen und d-Schlüsse. Sie bezeugen Beharrungsvermögen und sie finden sich fast nie sehr niedrig, sondern immer recht hoch angebracht, wodurch zugleich viel Selbstgefühl dokumentiert wird. Herrschlust ist eben ohne viel Selbstgefühl nicht denkbar. — Ist die Unterschrift mit einer Wellenlinie unterzogen, was auch vorkommt, so hat man es mit einem selbstgefälligen, eitlen, zugleich selbstbewußten Menschen zu tun.

Bildet die Unterstreichung des Namens ein stark ausgeprägter Keulenstrich, womit gewöhnlich hohe Buchstabenformen vereint sind (Fig. 218), so ist nicht daran zu zweifeln, daß dessen Urheber ein selbstbewußter, herrschlustiger, mit großer Energie ausgestatteter Mensch ist. In dieser Unterschrift sieht man deutlich den „Mann der Tat". Aber er besitzt auch Sinn für höhere als nur materielle Interessen, sonst würden die vollen „Phantasiegebilde" nicht so zutage treten. Der Besitzer dieser Handschrift ließ einst durch einen Freund seine Schrift an den Verfasser zur Beurteilung einschicken. In dem Begleitbriefe war gesagt, es handele sich darum, ob der Herr mit dieser eigenartigen Schrift sich wohl als tüchtiger Fabrikbeamter erweise. Unser Urteil lautete kurz: „Angestellter Beamter? Der Mann kann nie Beamter, sondern nur Besitzer sein."

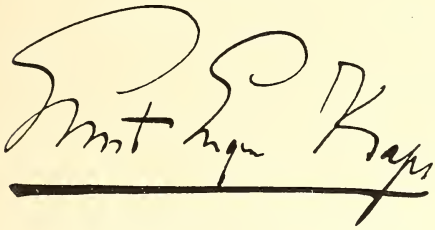


Fig. 218. Unterstreichung in Form eines Keulenstriches: Ausgeprägtes Selbstgefühl, Selbstherrlichkeit.

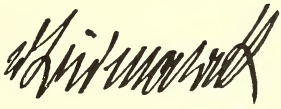


Fig. 219. Einfache Unterschrift ohne Paraphe: Natürliches, einfaches Wesen.

An Bismarcks Unterschrift, Fig. 219, erkennt man, daß jemand die gleichen Eigenschaften besitzen kann, ohne daß sie durch eine Unterstreichung zum Ausdruck gelangen. Die Schrift sieht aus wie aus Stahlbarren zusammengestellt; sie ist sehr einfach und vollkommen natürlich ohne alle Pose. In der Gedrängtheit zeigt sich Liebe zum Besitz. Die hohen, zugleich schmalen Kleinbuchstaben künden ein nicht zur Schau getragenes Selbstbewußtsein.

Ist der Strich unter dem Namen vollständig für sich getrennt und bogenförmig wie bei dem bekannten Lustspieldichter Oscar Blumenthal, Fig. 220, so muß man die Unterschrift natürlich der konvexen Zeilenrichtung gleich bewerten. Steigt die Unterschrift bergan und ist sie zugleich unterstrichen, wie man es im Beispiel Fig. 221 sieht, so besagt sie Eifer, Initiative und Selbstgefühl, das hier jedoch in Verbindung mit den Einringelungen am S auf Eitelkeit, Wichtigtuerei gedeutet werden muß. Sie rührt von dem „Hungerkünstler" Succi her. In der Unterschrift Lautenburgs, des bekannten Bühnenleiters, erkennt man gleichfalls die Tendenz der Unterstreichung, daneben aber auch Schnörkel und anderen Zierrat. In Verbindung mit den geschmeidigen, polierten Schriftzügen würde das eine gewisse heitere Grundstimmung

des Charakters, Selbstgefälligkeit, Zugänglichkeit usw. bedeuten (Fig. 222). Ähnlich verhält es sich mit der Unterschrift Angelo Neumanns, ebenfalls eines Theaterleiters, eines weit bekannten, hervorragenden (Fig. 223). Hier erkennt man jedoch in blitzartigen Zickzacklinien des Namenszuges große Rüstigkeit, Eifer, stürmisches Vorgehen. Daß die Buchstaben nach und nach bis zum Ende des Namens höher werden, kennzeichnet so recht den mitunter unbesonnenen Temperamentsmenschen.

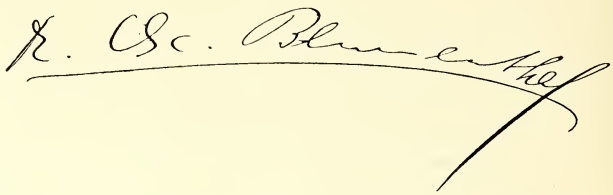


Fig. 220. Namenszug in Bogenform mit schwacher Unterstreichung: Stimmungsausdruck.

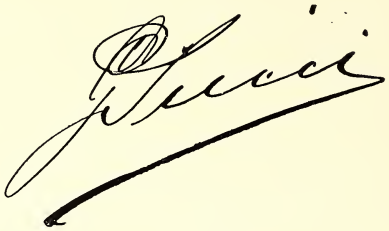


Fig. 221. Aufsteigende Unterschrift mit Unterstreichung und Einrollungen: Eifer, Initiative, Selbstgefühl, Wichtigtuerei.

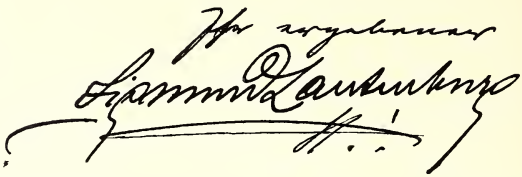


Fig. 222. Geschmeidige Unterschrift mit Unterstreichungen, Schnörkeln und „Zierrat": Selbstgefälligkeit, Zugänglichkeit, Gesprächigkeit.

Die Unterschrift Rosa Poppes, der beliebten Bühnenkünstlerin, Fig. 224, verrät, wie überhaupt die ganze Handschrift, Temperament, Impulsivität, Generosität. Die Unterstreichung in Form einer Schleife mit keulenförmigen Schlußstrich drückt deutlich die eigene Wertschätzung aus.

Eine gewisse Selbstgefälligkeit und Eitelkeit besagt auch die ziemlich komplizierte Unterschrift von Georg Ebers, Fig. 225, S. 156. Sie beginnt mit dem Schlußzuge des n und setzt

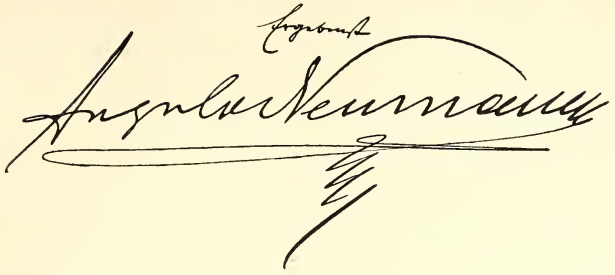


Fig. 225. Ansteigende Unterschrift mit schwacher Unterstreichung und zickzackartigem Schlußzug: Ursprünglichkeit, Eifer, Unbekümmertheit.

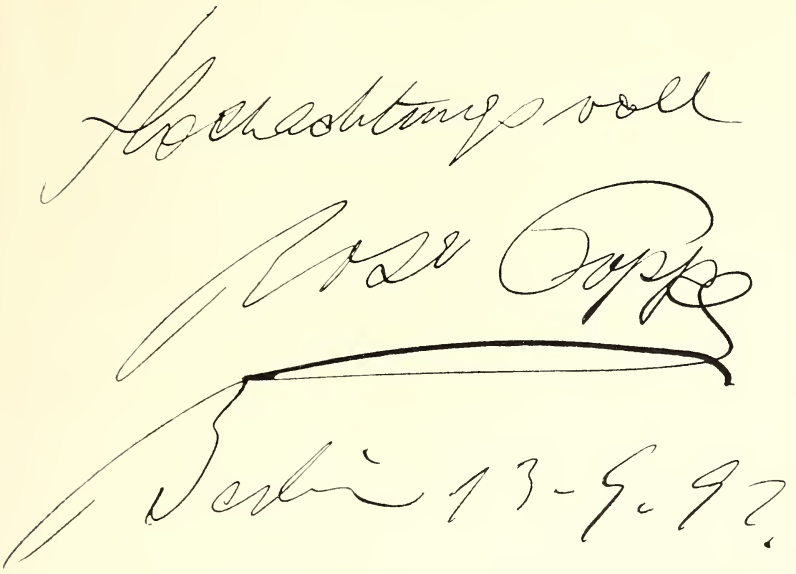


Fig. 224. Große, weite, liegende Unterschrift mit Schleife in unterstreichender Tendenz ausgeführt: Impulsivität, Generosität, starke Selbstschätzung.

in keiner Stelle ab. Hieraus spricht dekorativer Sinn, Liebe zur „schönen Linie". Fast gleiches muß man der schwungvollen Unterschrift Fig. 226 zuschreiben. Die vollen Schleifen des d und P wiederholen sich im Namenszuge, der übrigens zugleich die Tendenz zur Unterstreichung aufweist. Der Leser hat bereits erfahren, daß solch üppige Gebilde an sich Phantasie, Einbildungsvermögen kund tun und dort, wo sie spiralförmig auftreten, die „Richtung auf das Ich".

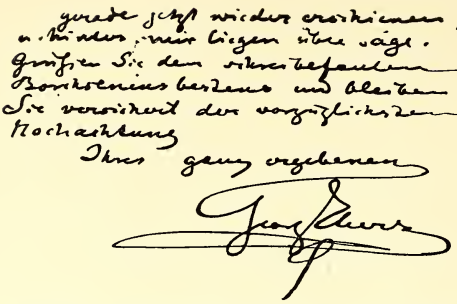


Fig. 225. Ziemlich komplizierter Namenszug mit Tendenz der Unterstreichung: Selbstgefälligkeit, Sinn für das Dekorative.

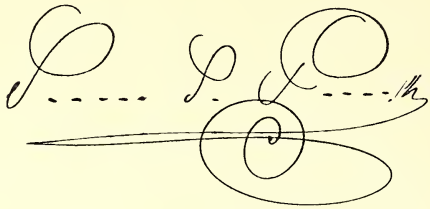


Fig. 226. Unterstreichung mit Spiralbildung: Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Sinn für Äußerlichkeiten.

Eine verwandte Form sehen wir in Fig. 227. Dieser Schnörkel zeigt deutlich das Vergnügen an schöner Toilette, an Äußerlichkeiten. Wer solche Gebilde liebt, ist eitel, doch muß sich seine Eitelkeit nicht notwendig nur auf den äußeren Menschen beziehen. Immerhin wird er auf Wirkung durch Äußerlichkeiten sehr bedacht sein. Das gilt selbst dann, wenn nur ein Buchstabe zur Schnörkelbildung benutzt wurde wie in Fig. 228. Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen zeigt auch die Unterschrift einer Fußkünstlerin, die mit großer Gewandtheit zu schreiben vermochte (Fig. 229). Wahrscheinlich war sie auf ihre Geschicklichkeit besonders stolz. Es gibt bei Unterschriften auch Überstreichungen. Während aber die Tendenz der Unterstreichung ein besonderes Hervorheben des Namens kennzeichnet und dadurch auf das eigene Ich hinweist, kann die Tendenz zur Überstreichung dafür nicht direkt in Frage kommen. Sie weist ferner nicht, wie manche meinen, auf Lust zum Protegieren hin, sondern, wie schon an anderer Stelle ausgeführt wurde

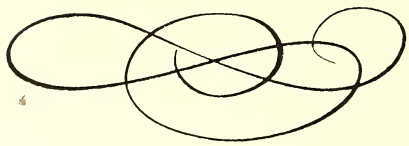


Fig. 227. Namenszug in Form von Schleifen: Sinn für Äußerlichkeiten, Eitelkeit.

Fig. 228. Übertriebene Basisschleife als Namenszug: Sicheres Auftreten, Sinn für Äußerlichkeiten.

auf Beharrlichkeit, auf energisches Streben, wenigstens, wo der Strich starke Willenskraft verrät. Wo er aber den ganzen Namen überdeckt, bezeugt er ein gewisses Schutzbestreben. Dies kann allerdings für die Interessen der eigenen Person gelten. Dann aber handelt es sich um solche geistiger Natur. Der Name eines Gelehrten, eines Künstlers usw. wird z. B. fortgesetzt totgeschwiegen, wiewohl er einst große Geltung hatte. Oder es wird jemand unaus-

gesetzt angegriffen, ohne daß er sich zu wehren vermag. Ähnliches kann auch zutreffen für den Leiter von Unternehmungen, Vereinigungen, Inhabern altbekannter Firmen usw. Besitzen solche Personen Willenskraft, so gelangen sie leicht dahin, selbstherrlich, unduldsam und eigenbrödlerisch zu werden und sich schließlich ganz dem Gebiet ihres Strebens abzuwenden. Die Beispiele Fig. 230 gehören hierher. — Sind die Überstreichungen schwach betont, so ist nicht genügend Kraft zur Abwehr und zum Schutze vorhanden. Die so schreiben, leben still für sich allein, haben kein Umgangsbedürfnis, pflegen keine Geselligkeit. Es sind zumeist sensible

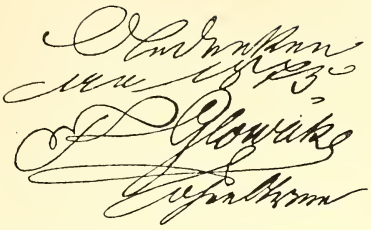


Fig. 229. Stark ausgeprägte Schnörkel in der Unterschrift: Selbstgefälligkeit, Eitelkeit.

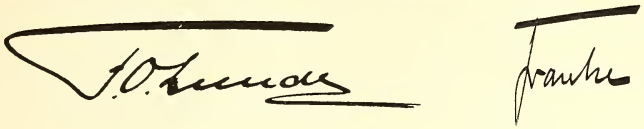


Fig. 230. Überstreichungen durch druckbetonte Striche: Selbstschutz, Unduldsamkeit, Eigenbrödelei.

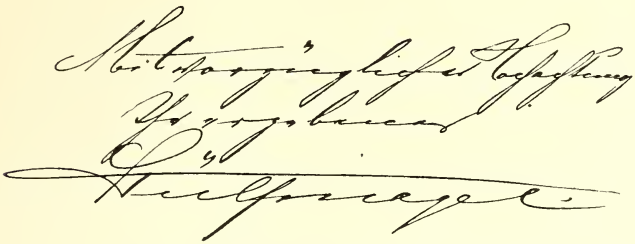


Fig. 231. Überstreichungen durch schwache Striche: Schutzbestreben, Hang zur Abgeschlossenheit.

Naturen; daher denn auch die ganze Schrift mehr oder weniger zart erscheint. Der Abdruck Fig. 231 bildet ein gutes Beispiel. Wie aus der Probe hervorgeht, zeigt sich die selbe Tendenz auch in den schwachen t-Strichen. In dem Klischee Fig. 232 sehen wir eine andere Form des Namenszuges oberhalb der Schreiblinie. Es handelt sich hier natürlich um einen sehr selbstbewußten, energischen Mann. Die Endspirale erinnert wieder an den Geschäftsgeist. Die ganze Schrift ist überdacht von einer voll entwickelten Schleife, während die Grundstriche deutlich das Bestreben zeigen, sich gewissermaßen unter dieses Dach zu drängen. Ob man es nicht auch hier mit einer Form des Schutzbestrebens, des Lebens für die Durchführung einer Idee zu tun hat, steht dahin. Diese Annahme findet aber eine gewisse Stütze durch die Unterschrift Egbert Müllers, des bekannten überzeugten Führers einer Spiritistengemeinde. Während jener eine Autorität auf dem Gebiete der Propaganda war, also durchaus im geschäftlichen Geiste wirkte, kann man von diesem nur das Gegenteil behaupten. Die

spitzen, dolchartigen Striche zeugen von einer Abwehr, die auch als Kritik in Erscheinung treten kann (Fig. 233).

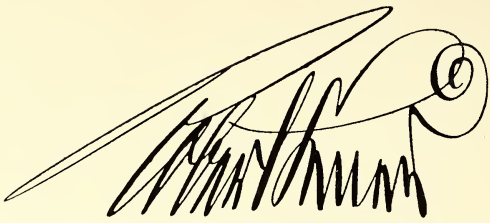


Fig. 232. Namenszug über der Unterschrift in Form von Schleifen und Spiralen: Geschäftsgeist, Gewandtheit, Eigenbrödelei.

Fig. 233. Sehr eng zusammengedrängte hohe Schrift: Einfachheit, Sparsamkeit, Bescheidenheit trotz ausgesprochener Selbstschätzung.

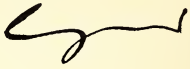


Fig. 234. Unleserliche, fadenförmige Unterschrift: Undurchdringlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Eile.

Unterschriften sind schließlich dazu da, um gelesen zu werden. Dies trifft jedoch leider für sehr viele nicht zu. Wer unleserlich unterschreibt, verrät Rücksichtslosigkeit gegen den Empfänger, die nur dadurch eine gewisse Abschwächung erfährt, daß z. B. Geschäftsleute häufig eine große Anzahl Schriftstücke in größter Eile zu unterschreiben haben. In der Eile nimmt man es nicht so genau; außerdem sagt schon der Briefbogen, von wem das Schriftstück ausgeht. Aber auch der pure Mangel an Rücksichtnahme kann unleserliche Unterschriften entstehen lassen. In diesem Falle spricht daraus zugleich Wertschätzung der eigenen Persönlichkeit. Ferner lieben die undurchdringlichen Charaktere, solche, die nicht an die Vergangenheit erinnert werden mögen, ihre Unterschrift „undurchdringlich" d. h. unleserlich zu schreiben. Gilt dies wie der Leser bereits weiß, überhaupt für die Handschrift, so gilt es noch mehr für die Unterschrift. Der Urheber läßt sich nicht in die Karten sehen, ist nie offen oder unvorsichtig. Ein Beispiel dieser Art bildet Fig. 234. Wer kann diese Unterschrift lesen? Wir nicht. Es ist auch nicht zu erraten, welchem Beruf ihr Urheber angehört. Wahrscheinlich dem der Geschäftsleute. Wer einfach seinen Namen ohne allen Zierat und überflüssige Zutaten hinsetzt, hat nicht den Drang, in seinem Auftreten und Benehmen aufzufallen und hervorzutreten, sofern sie nicht die Textschrift in Höhe und Weite erheblich übertrifft. Ist das der Fall, so spricht selten hervortretendes Selbstgefühl daraus. — Wir lassen, Fig. 235, eine Reihe einfacher Unterschriften folgen und wollen einige Bemerkungen daran knüpfen.

Klaus Groth formt einfache, man möchte sagen bäuerliche Buchstaben. Jeder Zug ist ruhig und ungezwungen. Wenig Temperament. — J. Trojan schreibt so still bescheiden, wie er sich im Leben gibt. Anspruchslos, selbstgenügsam. — Julius Stinde formt ausgesprochen rundliche Buchstaben, die sich satt vom Papier abheben. Wohlwollen, Gemütlichkeit, Lebensfreude. — M. Maeterlinck, der hervorragende niederländische Dichter, schreibt schon ein wenig polierter. Auch seine Schrift ist rund und dabei wenig bewegt. Die breite Strichführung ist eine Folge der breiten Feder, die von Baukünstlern, Technikern bevorzugt wird. Auch aus dieser Unterschrift spricht Einfachheit und gesunder Materialismus. Ihr Urheber drängt sich

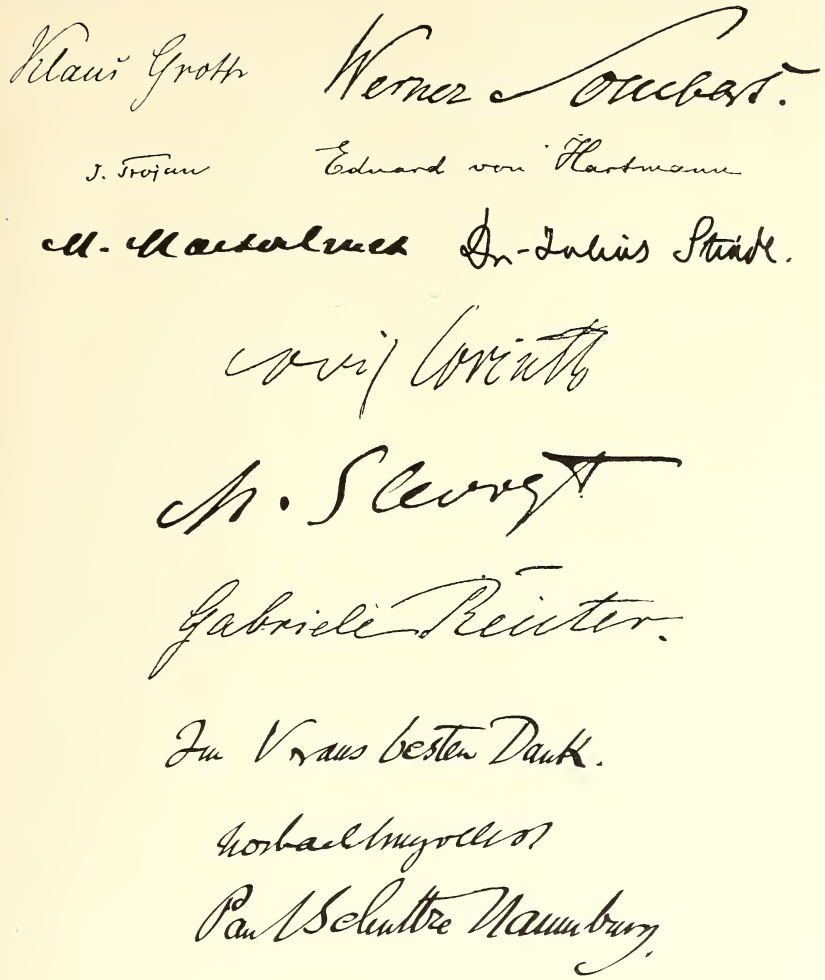


Fig. 235. Unterschriften ohne Namenszug (Paraphen):
Einfachheit, anspruchsloses Auftreten.

nicht unbescheiden vor. — Lovis Corinth, der kühne, naturalistische Maler, verschmäht alle Konvention, auch in seiner Schrift. Vollkommene Gleichgültigkeit gegen das, „was die Leute sagen". — Werner Sombart, der geistvolle Nationalökonom, formt kühne, weit ausgreifende Buchstaben, in denen die Tendenz der Umbiegung nach rechts obwaltet. Erkenntnisdrang. Die Spitzen am S und der Punkt verraten die Beachtung auch der Nebensachen. — Wie

ganz anders präsentiert sich die Unterschrift Eduard von Hartmanns, des großen Gelehrten. Verrät sie nicht die Klarheit und Bestimmtheit seiner Philosophie? Außerdem Ruhe, Einfachheit, Bescheidenheit. — Und Max Slevogt, der Geistesverwandte von Corinth? Seine Handschrift ist ebenso urwüchsig, ebenso gleichgültig gegen die Überlieferung. Es liegt überdies Kraft und Energie darin, auch etwas Stürmendes, Draufgängerisches spricht aus der rapiden Federführung. Wenn dieser Künstler Schriftsteller wäre, so müßte er einen großen Bedarf an Stahlfedern haben! — Gabriele Reuter. Weich, sensitiv, fein, schmiegsam. Dabei einfache Vornehmheit. — Zum Schluß eine Handschrift, die ein wenig zum Stilisieren neigt, was man bei Formkünstlern gewöhnlich antrifft. Paul Schultze-Naumburg, ist Maler und Baukünstler mit geläutertem Geschmack. Für die moderne Formensprache in der Architektur hat er Bedeutendes geleistet. Seine Handschrift verkörpert die „schöne Linie". Doch zeugt sie zugleich von besonnenem Temperament und von Selbstschätzung. —

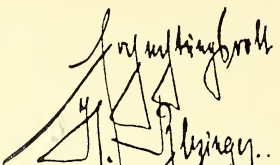


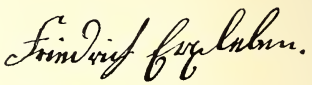
Fig. 236. Bestandteile der Textschrift in der Unterschrift konzentriert.

Unterschriften an sich beanspruchen zwar keine Sonderbedeutung. Sie bilden jedoch gewissermaßen das Gefäß, in dem die Charaktereigenschaften in konzentrierter Form ruhen. Etwas bizarr, aber um so deutlicher ausgeprägt beweist das der Abdruck Fig. 236. Weil es sich so verhält, so können sie für die Zwecke der Schriftdeutung sehr wertvoll sein. Nie sollte man eine Handschrift als genügendes Material betrachten, der die Unterschrift fehlt. Die Unterschrift zeigt den Menschen in erster Linie, wie er sich nach außen hin gibt, oder wie er auf die Umgebung wirken möchte. Aber auch den Stimmungszustand gibt sie kund. Als sehr instruktives Beispiel bringen wir hier das „Stimmungsbild" eines wegen Mordes verurteilten Verbrechers:

Unterschrift vor der Verhaftung: Selbstbewußt und frech.

Unterschrift aus der Untersuchungshaft: Mutlos, verzagt, ängstlich.

Unterschrift nach einer resultatlos verlaufenen Konfontration. Keck bergauf, hoffnungsfreudig.



Unterschrift nach der Begnadigung. Gleichmütig und unverzagt.

Leider war die Unterschrift aus der Zeit nach der Verurteilung zum Tode nicht zu erlangen.

Fig. 237. „Ein Stimmungsbild." Unterschriften eines Mörders und Brandstifters.

Beruf und Handschrift.

Gibt es wirklich Berufsschriften? Ja und nein. Wie der Kaufmann schreibt, weiß jeder; wie der Beamte, fast jeder; wie der Gelehrte, Künstler und Techniker — das will mancher wissen. In Wahrheit ist die Unterscheidung in vielen Fällen unmöglich, in vielen unsicher. Wir wissen, daß wir nur wenig wissen, wenig mehr als der Laie. Warum? Weil der Beruf als solcher sich nicht klar in der Handschrift ausprägen kann, da es kaum jemand gibt, der nur seinem Beruf lebt und keinerlei Nebeninteressen besitzt. Der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, wollen wir erst gar nicht gedenken. Auch derer nicht, die für mehrere Berufe gleich tauglich sind. Neben dem Kaufmann und Beamten kann man höchstens noch den Lehrer nennen, der eine Berufshandschrift besitzt, einfach deshalb, weil er sich gewissermaßen verpflichtet fühlt, möglichst schulgerecht zu schreiben. Doch auch bei den Vertretern dieser drei Kategorien gibt es viele, sehr viele Ausnahmen. Kaufleute, die nicht kaufmännisch schreiben, Beamte, die wie Kaufleute, und Lehrer, die wie Beamte schreiben — ihre Zahl ist groß! Unser Wissen ist Stückwerk. Nur reicht es beim Fachmann weiter als beim Laien infolge reicherer Erfahrung auf allen Gebieten der Schreibtätigkeit. Er wird sich weniger leicht irren, sehr häufig auch den Gelehrten, Künstler und Techniker mit Sicherheit aus der Handschrift erkennen, mitunter aber auch total verkennen.

Es wurde schon früher hervorgehoben, daß die handwerksmäßige Betätigung in einem Beruf die Schrift nicht beeinflusse, so beim Uhrmacher, Feinmechaniker, Lithographen usw. Zwar sind manche der Meinung, daß jemand, der exakt und mehr oder weniger kalligraphisch schreibt, auch Talent zum Zeichnen haben müsse. Es fragt sich aber, was man unter Zeichnen versteht. Technisches Zeichnen kann jeder erlernen, der fähig ist, Lineal, Reißfeder und Zirkel zu führen. Figürliches Zeichnen der, dessen Hand seiner *richtigen* Beobachtung willig folgt. Weil nun eine schwere oder plumpe und teigige Schrift nicht den Eindruck der Schmiegsamkeit erweckt, so entstand die Ansicht, der so schreibe, besäße keine Anlage zum Zeichnen, ja nicht einmal zum Schönschreiben. Wie falsch diese Annahme ist, beweist die Probe Fig. 237a auf folgender Seite.

Eine derartige Schreibtätigkeit verlangt natürlich die Beherrschung der Formen und der Hand, d. h. eigene Selbstbeherrschung. Wie in diesem Falle, so ist die Selbstbeherrschung überall dort die notwendige Voraussetzung, wo mit großer Akkuratesse irgendwelche technische Handleistungen ausgeführt werden müssen. Mit allgemeiner Selbstbeherrschung hat das nichts zu tun. Wer würde wohl in der so lebendigen, impulsiven Schrift *Martin Hönemanns*, des hervorragendsten deutschen Kunst-Holzschneiders der Gegenwart (Fig. 238, Seite 163), die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, zur Konzentration vermuten, die gerade diese Kunst erfordert! Es gibt unseres Wissens keine andere menschliche Betätigung, von der ein gleicher Grad der eigenen, längere Zeit währenden Beherrschung verlangt wird.

Anders liegt es bei technischen Leistungen, die sich rein graphisch ohne Rücksicht auf Selbstbeherrschung vollziehen. Es ist bekannt, daß die lateinische Schrift mit der deutschen desselben Schreibers eine unverkennbare Verwandtschaft zeigt, daß beide den gleichen „Charakter" haben, obgleich die Typen verschieden sind. Die Proben Fig. 239, Seite 164, bestätigen, daß von der Stenographie das selbe gilt.

Wenn man die Systeme selbst beherrscht, dann vermag man auch aus der stenographischen Schrift das Wesen des Schreibers zu erkennen, natürlich bei weitem nicht so vollständig und klar wie aus der gewöhnlichen Kurrentschrift. Denn jene duldet nicht wie diese irgendwelche Zutaten und Veränderungen. Ob jemand in hebräischer, russischer, persischer, japanischer Schrift usw. schreibt, ist im Grunde gleichgültig für den Beurteiler, sobald dieser die Schriftzeichen genügend kennt. Die Japaner, das sei hier angeführt, haben selbst eine Methode der Deutung ihrer Pinselschrift, und, wie es scheint, viel länger schon als wir. Für die Beurteilung ausländischer Schriftprodukte gilt als notwendigste Bedingung, daß man über den Nationalcharakter der ver-

schiedenen Völker eine richtige Vorstellung habe. Sonst gelangt man dahin, daß man z. B. einen Franzosen als sehr lebhaft bezeichnet, während er in Wahrheit nicht lebhafter ist als der Franzose es überhaupt zu sein pflegt. Die Kenntnis der Nationalcharaktere, über die wir ein besonderes Kapitel bringen, soll uns also in den Stand setzen, den Grad der Ausprägung von Charakter-

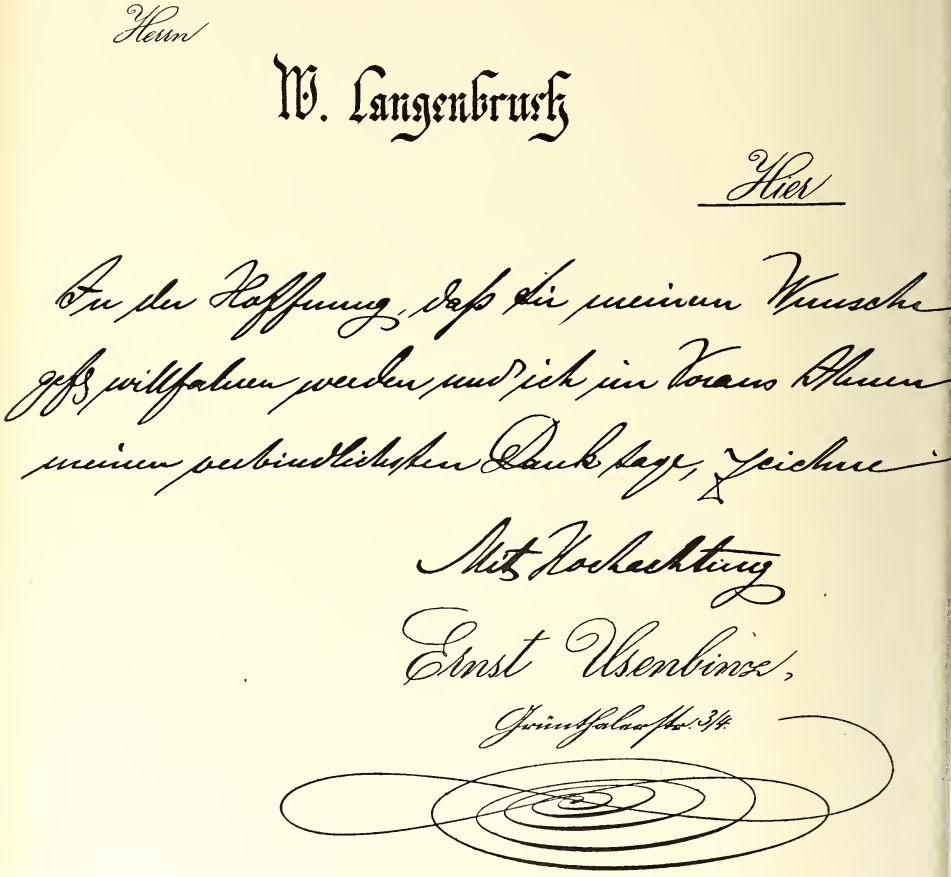


Fig. 237a. Kurrent- und Schönschrift des gleichen Schreibers.

eigenschaften richtig zu werten. Das führt uns übrigens zu folgendem Grundsatz, den der praktische Beurteiler zu beachten hat: Jede Schriftdiagnose muß auf die Bildung, auf das Wesen des Bestellers Rücksicht nehmen. Geschieht das nicht, dann läuft man Gefahr, nicht oder nicht in allen Punkten verstanden zu werden. Was nützt dem Durchschnittskaufmann

z. B. eine Beurteilung, die mit wissenschaftlichen Fachausdrücken und Begriffen durchsetzt ist? Dieses Einleben des Beurteilers in die Persönlichkeit des zu Beurteilenden oder des Bestellers setzt allerdings voraus, daß der Schriftbeurteiler ein Mann sein muß, der möglichst selbst innige Fühlung mit den verschiedensten Klassen der Bevölkerung gehabt hat. Sonst wird er nicht fähig sein, in ihrer Sprache zu reden. — —

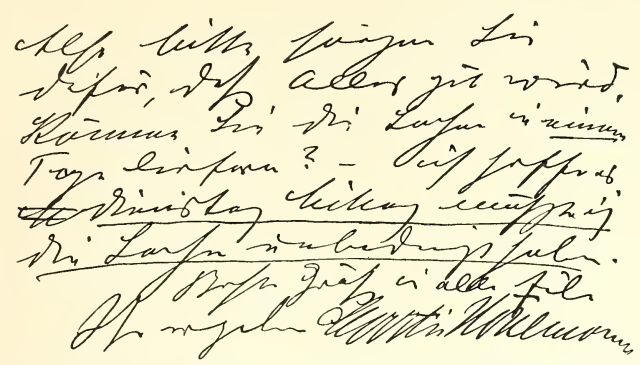


Fig. 238. Schrift eines Meisters der Holzschneidekunst.

Wenn der Beruf in der Handschrift deutlich zum Ausdruck gelangte, dann müßten die eigenartigsten, originellsten Berufe auch originelle Handschriften zeitigen. Das ist nicht der Fall, wenngleich Henze gelegentlich die Bemerkung macht, originelle Leute hätten auch originelle Schrift. Das trifft für eine originelle Persönlichkeit zu, keineswegs für den Beruf. Wer Gelegenheit hatte, Handschriften von Artisten, z. B. Schlangenmenschen, Verwandlungskünstlern, Luftturnern, Exzentriks, Jongleuren usw. zu sehen, der wird in ihnen nichts Auffälliges bemerkt haben. Höchstens wird man sich gewundert haben über den relativ niedrigen Bildungsgrad der Urheber. Und auch die Opfer der Naturlaunen, die Mißgeburten, dann die Riesen und Zwerge haben eine Schrift, die sich von alltäglicher in nichts unterscheidet. Die nachfolgende Probe ist von einer der zusammengewachsenen Geschwister Blazek geschrieben (Fig. 240), von Rosa, der Mutter. Sie dürfte zur Illustration des Gesagten sehr geeignet sein. Leider waren beide Schriften nicht zu erhalten. Es wäre jedenfalls interessant zu untersuchen, ob die Handschriften gleich sind, oder, wenn nicht, wodurch sie sich unterscheiden.

Auch die Schrift des sogenannten „Bärenweibes" birgt nichts Außergewöhnliches. Fig. 241.

Daß wir jemals so weit gelangen könnten, die verschiedenen Berufsarten stets mit Sicherheit aus der Handschrift zu erkennen, ist sehr unwahrscheinlich. Das schließt aber nicht aus, daß man, wie angedeutet, durch viele Jahre währendes Beobachten ein geschärftes Auge dafür erlangt, so daß man im allgemeinen den Gelehrten, den Techniker, den Künstler aus seiner Handschrift zu diagnostizieren vermag. Wer hierfür Sinn und Gelegenheit hat, der kann nichts besseres tun, als sich ein Archiv anzulegen, das die Berufszweige möglichst vollzählig enthält. Zu beachten wäre aber dabei die Einteilung in männliche und weibliche Personen, dann in Herkunft (Landsmannschaft) und Wohnort. Denn wir haben in Deutschland sehr verschiedene Schulschreibvorlagen, und wo man sich längere Jahre betätigt oder sein Leben verbringt, dort übernimmt man leicht die Typenformen des Landes. Früher schon wurde darauf hingewiesen (Fig. 134, Seite 102), daß manche Personen, die sich einige Zeit im Auslande aufhalten, mehr oder weniger ausgeprägt ausländische

a

b

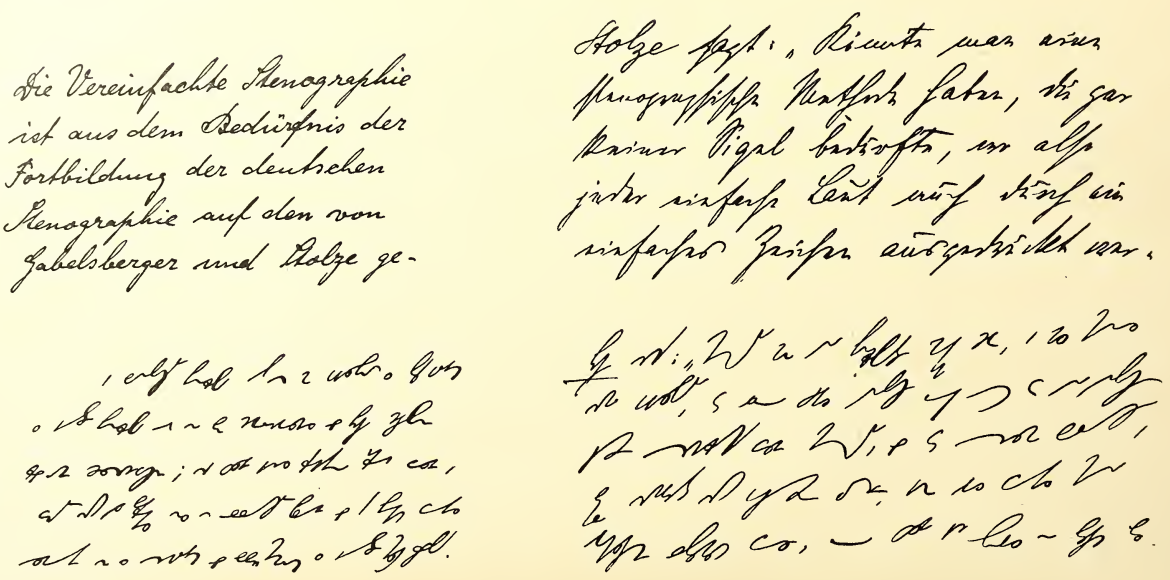


Fig. 239. Kurrent- und stenographische Schrift der gleichen Personen.

Kwěchow den 4. ten August 1908.

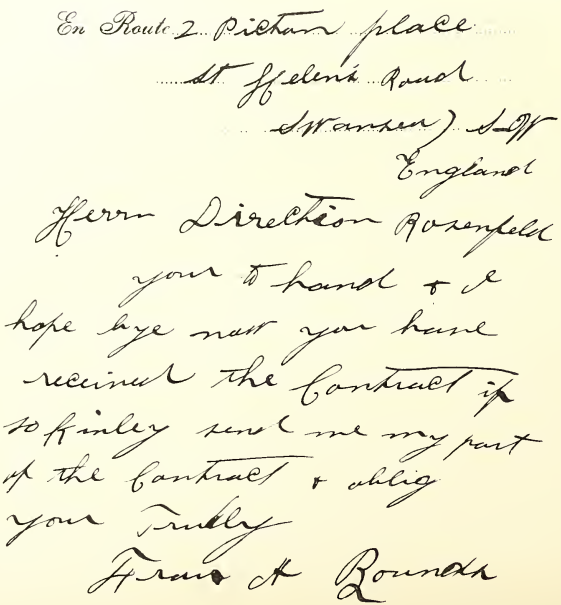
Herr Rosenfeld
Dir: des Passage Theater
Berlin.

Werther Herr!

Wir haben Ihre Brief erhalten und geben wier Ihnen antworth das das wier leider eine nicht gut auf posten sind deshalbt haben wier der Vertrag nicht unterschreiben ~~wi~~ weil wier woln Ihnen Reine unkosten machen erst schpäter wenn uns besser geht dann werden wier Ihnen wieder schreiben

Hochachtungswoll
Besten Grüss
von uns alle
Rosa Josefa u Familie Blažek

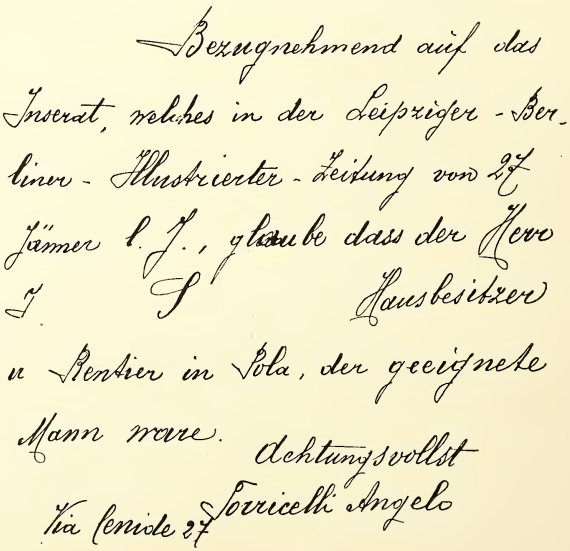
Fig. 240. Schrift einer der zusammengewachsenen Geschwister Blazek.



En Route 2 Picton place
St Helens Road
Swansea) S-W
England

Herrn Direction Rosenfeld
your to hand & I
hope bye now you have
received the Contract if
so kinley send me my part
of the Contract & oblig
your Truly
Frau A Rounds

Fig. 241. Schrift des sogen. „Bärenweibes".



Bezugnehmend auf das
Inserat, welches in der Leipziger-Ber-
liner-Illustrierter-Zeitung von 27
Jänner l. J., glaube dass der Herr
J. S Hausbesitzer
u Rentier in Pola, der geeignete
Mann ware. Achtungsvollst
Torricelli Angelo
Via Cenide 27

Fig. 242. Schrift eines in Deutschland lebenden Italieners.

Schriftformen annehmen. Das gilt namentlich für uns Deutsche, weniger für Engländer, Holländer, noch weniger für die lateinische Rasse. Die Probe Fig. 242 rührt von einem Italiener her, der sich lange Jahre in Deutschland aufhielt. Seine Handschrift ist italienisch geblieben. Nichts darin berechtigt uns zu sagen, daß unsere „deutsche Lateinschrift" sie beeinflußt habe. Italienisch sind vor allem die B, R, P, T. Blut ist ein ganz besonderer Saft. Das, scheint uns, erklärt auch das gefällige, graziöse Aussehen der Handschrift Th. Fontanes, des feingeistigen Poeten der Mark. Fontane stammt von französischen Emigranten ab. Man glaubt in der Tat französischen Geist in seiner Schriftform zu erkennen. (Fig. 243.) Das F seiner Unterschrift hat genau die Form des französischen T. —

Stattet man nach den hier entwickelten Gesichtspunkten sein Schriftenarchiv, seine Autographensammlung aus, so wird man es in der Unterscheidung der Berufsarten sehr weit bringen — vorausgesetzt, daß man ein mehr als durchschnittliches Gedächtnis für Formen besitzt. Denn selbstverständlich ist die Einprägung von Beobachtungen nur so möglich. Weil wir gerade vom Gedächtnis sprechen, so sei daran erinnert, daß es kein allgemein gutes Gedächtnis gibt. Entweder hat man ein gutes „Augengedächtnis" (Gedächtnis für gesehene Gegenstände) oder ein gutes „Ohrengedächtnis" (Gedächtnis für Gehörtes) oder ein gutes „Nasengedächtnis" (Gedächtnis für Gerüche, mit dem das für den Geschmack parallel geht). Selten sind alle drei Formen vereint in gleicher Entwicklung zu finden. Von den feinen individuellen Nüancierungen sehen wir ab. (Es kommt vor, daß z. B. die Nase nur auf bestimmte Gerüche sozusagen eingestellt ist, während sie solche anderer Art, selbst wenn sie stark sind, kaum wahrnimmt. Übrigens ist das Nasengedächtnis von einer außerordentlich starken Erinnerungskraft.) —

Wir können — um es noch einmal kurz zu sagen — nicht schlechthin von Berufshandschriften sprechen. Was wir dafür halten, ist der Niederschlag aus vielfältigen Erinnerungsbildern. Die ausgeprägtesten „Berufsschriften" haben die Kaufleute und Beamten. Sie sind ursprünglich entstanden aus der Forderung des Berufs nach Deutlichkeit, Ordentlichkeit und gefälligem Aussehen (bei Kaufleuten). In großen Handelszentren gibt es noch heute Schreiblehrer, die die kaufmännische Schrift pflegen. Im allgemeinen aber übt der Lehrling nach dem Vorbilde des Kontoristen, der angehende Beamte nach dem des Kanzlisten oder Sekretärs. Insoweit es dem Lehrling und Beamten gelingt, seine ursprüngliche Schrift nach dem Vorbilde zu modeln, insoweit spricht kaufmännischer Geist oder der Geist des Beamten daraus. Sehr, sehr vielen gelingt es nicht, oder sie neigen überhaupt nicht zur Nachahmung; diese behalten und entwickeln ihre Eigenschrift. Das sind dann die selbständigeren Naturen, die auch andere als die bloßen Berufsinteressen besitzen. Diese vermögen wir als Kaufleute oder Beamte aus ihren Schriftzügen nicht sicher zu erkennen. Wenn so häufig von Gelehrten- und Künstlerschriften die Rede ist, so als ob sie ein bestimmtes Resultat der Forschung darstellten, so vergißt man ganz, Neigung und Beruf auseinander zu halten. Man kann eine ausgesprochen künstlerische Individualität sein und ist — Kaufmann. Man ist vielleicht Beamter und leidet sein Leben lang unter der Vorstellung, daß man hätte studieren und Gelehrter werden sollen, wozu von Jugend an Neigung vorhanden war. Ist von diesen Personen zu erwarten, daß sie „reine Berufshandschriften" besitzen? Wo sich der jeweilige Beruf mit den Neigungen, Liebhabereien, Anlagen usw. nicht deckt, da kann man eine ausgeprägte Berufsschrift nicht voraussetzen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet erklärt es sich, daß manche Gelehrte wie Künstler, manche Künstler wie — Kaufleute die Feder führen. Wir kennen Maler, die absolut wie Kaufleute schreiben — aber auch ebenso „handeln". Wir kennen einen Büchsenmacher, der darüber nicht hinweg kommt, daß er nicht studieren durfte, und: der Mann schreibt durchaus kaufmännisch. *In jedem Falle den Beruf des Menschen sicher aus seiner Schrift zu erkennen, das vermag niemand.*

Um nun dem Leser doch einen ungefähren Anhalt zu geben, wollen wir eine kurze Charakterisierung der Berufsschriften folgen lassen.

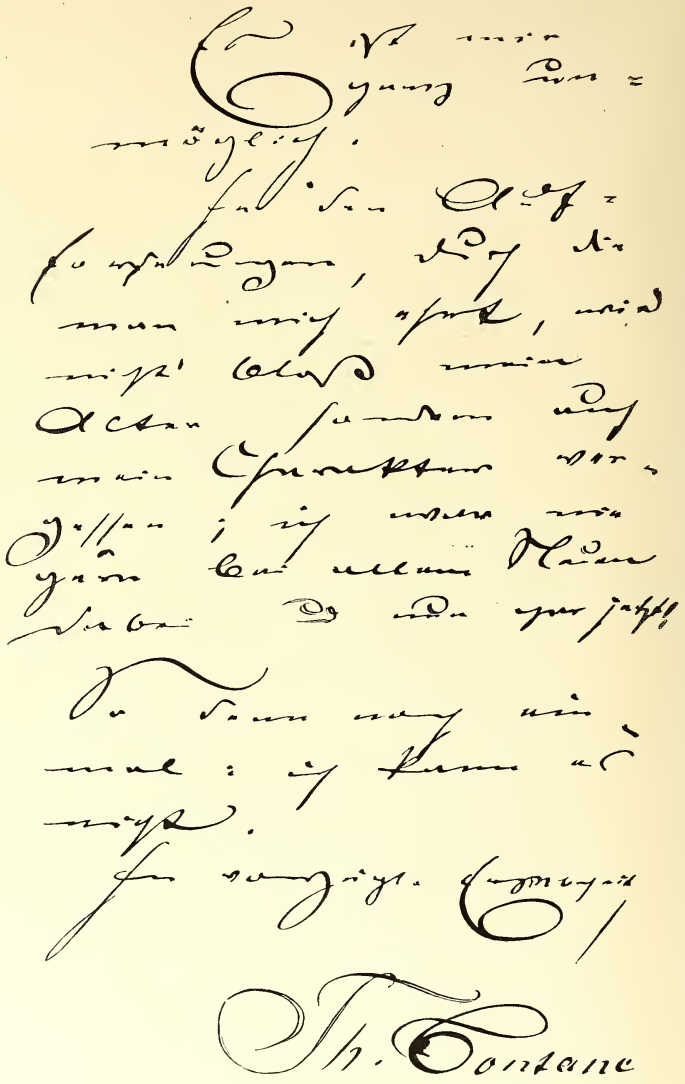


Fig. 243. Französisches Blut in deutscher Schrift.

Der Kaufmannsberuf zeitigt im allgemeinen schrägliegende, flüssige, bewegte Schriftzüge mit starker Neigung zu Schnörkel- und Schleifenbildung. In deutscher Schrift treten vielfach vereinzelte lateinische Buchstaben auf. Sie ist zumeist gut leserlich, zeigt Ordnung und Gleichmäßigkeit. Der erste Buchstabe der Adresse, insbesondere das H in Herrn ist gewöhnlich hoch und schwungvoll. Unterschrift mit verschnörkeltem Namenszug.

Die Handschrift des Beamten ist in erster Linie deutlich, klar, regelmäßig, ordentlich und leserlich. Der erste Buchstabe der Anrede ist groß ausgeführt und verschnörkelt, ebenso der erste Buchstabe der ersten Zeile. Zumeist hohe Unterschrift ohne Vornamen.

Die Handschrift der Volksschullehrer neigt zur Schönschrift und Deutlichkeit. Selten findet man darin kaufmännische Formen. Sie ist meist wenig bewegt und vielfach ziemlich steil infolge von Selbstbeherrschung. Einfache Namensunterschrift. — Die Schrift der Lehrer höherer Schulen kann kaum charakterisiert werden, so sehr verschieden sind sie. Am nächsten stehen sie den Gelehrtenschriften. Einfache Namensunterschrift.

Die Handschrift der Geistlichen zeigt den Typus der Gelehrten, doch in ruhigerer, gemessener Ausprägung gemäß dem Streben nach Selbstzucht und Selbstbeobachtung. Sie sind gewöhnlich deutlich, leserlich, einfach und klein mit Neigung zur Steilschrift.

Die militärischen Handschriften unterscheiden sich kaum von denjenigen höherer Beamten. In beiden Kategorien findet man vielfach Zuchtschrift in großer, hoher Formengestaltung. Hohe Unterschriften mit Schnörkeln.

Die Gelehrten-Schriften sind außerordentlich mannigfaltig, doch wollen wir eine Charakterisierung versuchen. Sie machen natürlich den Eindruck höherer Bildung. Große schwungvolle Anfangsbuchstaben fehlen. Sind eher klein, mittelgroß und ruhig als groß und bewegt. Starke Neigung zur Anwendung der Lateinschrift. Vielfach wenig leserlich. Verzicht auf gefällige Formen und Anbringung von Schnörkeln, Bevorzugung der kleinen Papierformate. Häufig unverbundene und zahlenförmige Buchstaben, weit mehr als beim Künstler. Vernachlässigung der Unterlängen, insbesondere der Schleifen an den Langbuchstaben g, h, die nicht rückläufig sind, sondern in einer Kurve zum nächsten Buchstaben führen. Vereinfachung der Großbuchstaben und der Schrift überhaupt. Einfache Namensunterschrift ohne Schnörkel (Paraphe).

Die Handschrift der Ärzte ist die der Gelehrten, nur im allgemeinen eiliger, bewegter und rücksichtsloser gegen die Formen und die Leserlichkeit. Selten Zuchtschrift.

Die Juristen schreiben so unendlich verschieden, daß man eine Charakterisierung kaum wagen kann. Sie sind meist so flüchtig, eilig und variabel, daß in ihnen der Typus des Gelehrten selten hervortritt, entsprechend der einseitigen Ausbildung und geringeren Allgemeinbildung im Vergleich zu den Theologen, Philologen und den Gelehrten überhaupt. Die letzten Buchstaben des Wortes zu einem Faden ausgezogen. Schwer leserlich. Relativ wenig steil. Häufig lange Anstriche zu Beginn der Zeile. Selten Zuchtschrift. Selten Unterschriften mit Namenszug, aber häufig in übertrieben großer Ausprägung bei Juristen höheren Grades, auch bei Staatsanwälten und Richtern. Keine Vornamen. (Ellenlange Satzbildungen und großer Mangel an Sprachgefühl; Juristendeutsch!)

Künstlerhandschriften. In ihnen herrscht die denkbar größte Verschiedenheit. Charakterisierung daher kaum möglich. Soweit sie nicht stilisiert sind — was ziemlich häufig bei Malern vorkommt —, großer Formenreichtum, starke Bewegtheit. Selten zahlenförmige Buchstaben. Neigung zur Vereinfachung und doch zugleich gefälliges Beiwerk namentlich in den Schluß- und Namenszügen. Neigung zu großer Schrift. Selten Zuchtschrift. — Bei Architekten und Bildhauern hingegen häufig. Daher auch häufig Steilschrift. Insbesondere Druckbetonung in der Basis der Kurvenzüge. Vorliebe für breite Federn. — Bei Musikern naturgemäß „Musikzeichen". Auch hier große Bewegtheit. Große „Phantasieschleifen". Selten Zuchtschrift. Bei Virtuosen und Schauspielern ebenfalls große Bewegtheit. Starke Neigung zu Schnörkelbildung

auch in den Namenszügen. Mit Vorliebe Unterstreichungen, Ausrufungszeichen. Bevorzugung großer Papierformate (wie überhaupt bei Künstlern). Selten Zuchtschrift.

Die Handschrift der Dichter und Schriftsteller läßt sich nicht charakterisieren. Man kann von ihnen auch nicht als von eigentlichen Berufsschriften sprechen.

Die Schrift der Techniker, Ingenieure, Fabrikleiter ist zumeist klar, deutlich und vielfach Zuchtschrift. Neigung zur Druckverlegung in die Haarstriche und zur Anwendung breiter Federn. Häufig zahlenförmige Buchstaben. Bei Technikern im höheren Sinne Tendenz zur Gelehrtenschrift, doch mit besserer Formenausprägung und höherer Deutlichkeit.

Handwerker, Krämer, Bauern, Arbeiter sind am wenigsten aus ihrer Handschrift zu erkennen, da sie sehr häufig den unausgebildeten Typus zeigen.

Bildung, Anlagen, Fähigkeiten in der Handschrift.

Ob man die Schrift eines Gebildeten oder Ungebildeten vor sich hat, erkennt auch der Laie meist auf den ersten Blick. Vielfach aber erstaunt man über den Widerspruch zwischen Schrift und Orthographie. Man glaubt die Handschrift eines Gebildeten vor sich zu haben und erkennt dann beim zufälligen Lesen, daß seine Orthographie auf sehr schwachen Füßen steht. Auch das Umgekehrte kommt vor. Das folgende Beispiel, Fig. 244, zeigt nicht gerade Unbildung, aber man hat auch nicht den Eindruck besonderer Bildung. Offensichtlich wirkte bereits das Alter des Urhebers einigermaßen auf die Formung der Schriftzüge ein (vide B, a, h). Und doch rührt diese Probe

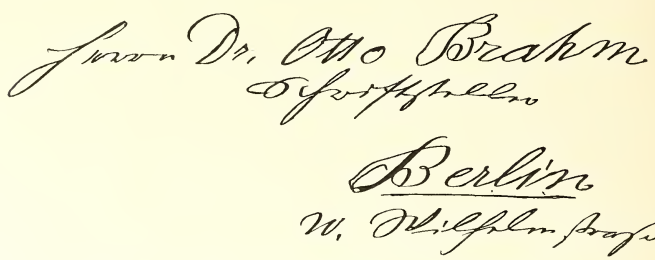


Fig. 244. Einfache, schmucklose Schrift eines Höchstgebildeten.

von Gottfried Keller her, der den Völkern deutscher Sprache so wunderbare Dichterwerke geschenkt hat. Wie erklärt sich nun das Aussehen seiner einfachen, ziemlich ungelenken Schrift? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns erst über den Begriff Bildung unterhalten. Was ist Bildung? „Bildung", sagt Karl Hildebrand, „ist keineswegs Vielwissen; recht im Gegenteil fordert sie reiche Beschränkung ... Gebildet sein ist Können, nicht Wissen. Zweck der Bildung, der bescheidensten wie der höchsten, ist Harmonie, d. h. Zusammenhang des Einzelnen in sich und mit der Menschheit. Gebildet sein heißt überall seiner Standes- und Handlungssphäre gewachsen sein." „Bildung ist die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem

Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und die Gedanken ergießt." So H. v. Treitschke. „Ein gebildeter Mensch ist der, der die Gaben, die er hat, gütig, weise und richtig auf die hochsinnigste Weise gebraucht", sagt Rahel. Ein einfacher Mann aus dem Volke kann ein gebildeter Mensch sein, auch wenn er nicht den neuesten Roman oder die modernste Kragenform kennt. Auch nicht weiß, was man unter Gyrowagen, Radium usw. zu verstehen habe. Man ist im allgemeinen geneigt, Vielwissen, hohe Schulbildung schlechthin als Bildung zu bezeichnen. Aber selbst die beste humanistische Bildung verhindert nicht, daß aus dem Schüler ein Rüpel wird, ein brutaler Egoist und gewissenloser Streber. Denn die Schule vermag nur weiter zu entwickeln, was im Menschen ruht; die angeborenen Instinkte kann sie nicht unterdrücken, höchstens dämpfen. Überschauen wir von der Warte jener Denker aus den Begriff der Bildung, so werden wir mit Bezeichnungen wie Bildung und Unbildung sehr sparsam umgehen müssen. Gottfried Keller war gewiß ein hochgebildeter Geist, aber ein sehr einfacher Mensch, bescheiden und mit geringen Ansprüchen ans Leben. Er hat gewiß vieles von dem nicht gekannt, was ein moderner Mensch von einem Gebildeten glaubt unbedingt fordern zu müssen. Diese Forderungen richten sich einseitig auf Wissen und Kennen, sei es auf dem Gebiete der Kunst, Literatur, Naturwissenschaften, Technik, sei es auf dem der Beherrschung konventioneller Formen. Es kann aber jemand auf diesen Gebieten durchaus bewandert sein: ein gebildeter Mensch ist er darum nicht; er ist nur ein Vielwissender. Versteht er es nicht, sein Wissen in Können umzusetzen, in ein Verwenden, aus dem hohe Sinnesart und sittliches Streben spricht, dann ist er dennoch kein gebildeter Mensch. Bildung ist also kurz gesagt, die Wertschätzung des idealen Lebensgehalts. Die kann auch der einfache Mann besitzen, der nicht orthographisch zu schreiben versteht.

Im allgemeinen verstehen wir unter Bildung den Grad der formalen Ausbildung. Wir denken bei dem Wort gleich an die Schule. Einen hohen Grad formaler Bildung vermögen wir uns ohne Ableistung vieler Schreibarbeit nicht vorzustellen. Und mit Recht. Die Schule, namentlich die Hochschule, zwingt dazu. Gewöhnlich hört man von Hochschulgebildeten, ihre Handschrift hätten sie sich auf der Universität „verdorben" infolge des schnellen, eiligen Nachschreibens. Darin liegt gewiß ein Körnchen Wahrheit. Wer jedoch ästhetisches Verlangen hat, wird die Handschrift nicht als bloßes Gedankenvehikel betrachten, sondern er wird dieses Vehikel seinem Geschmack entsprechend ausstatten. So entsteht dann die „gebildete" Handschrift, eine Schrift, aus Typen bestehend, wie sie in ungebildeten Handschriften nicht vorkommen. Die nachfolgenden drei Proben veranschaulichen drei verschiedene Grade formaler Bildung. (Fig. 245, 246, 247.)

Es gibt vielfach Handschriften, die ungleich tiefer stehen als Fig. 245. Zum Beispiel sei auf Seite 25 verwiesen, die Schrift eines Kleinbauern. Als Beispiel der mittleren formalen Bildung wurde eine Lateinschrift gewählt, die von einem Franzosen herrührt, der als Manager von Variété-Künstlern alle Großstädte des Kontinents besucht, so daß man von ihm wohl als „international gebildet" sprechen kann. Der Franzose verleugnet sich allerdings keineswegs in den Schriftzügen. — Als Beispiel für die akademische Bildung wurde die Handschrift Dr. Hans Hopfens, des bekannten Schriftstellers, herangezogen, weil man ihn weder den eigentlichen Gelehrten- noch den ausgesprochenen Künstlernaturen zuzählen kann.

Der Begriff „akademische Bildung" soll keineswegs so verstanden werden, als ob nur auf dem Bildungswege über die Hochschule jene typischen Schriftformen erworben werden könnten. Auch Autodidakten besitzen sie mitunter, wozu auch manche Schriftsteller und Dichter zu rechnen sind. Umgekehrt trifft man jene Formen nicht immer in den Handschriften akademisch Gebildeter. Relativ am wenigsten bei Juristen und Chemikern. —

Zu den Anlagen und Fähigkeiten übergehend, so sei von vornherein betont, daß wir überhaupt nicht imstande sind, sie aus den Schriftzügen zu diagnostizieren. Sinn und Anlage für etwas haben, ist nicht das selbe. Die Schriftdeutungskunst ist nicht so weit entwickelt — und ob es jemals dazu kommt, muß dahingestellt bleiben — daß sie ein Genie in der Handschrift zu erkennen gestattete.

Bedingungen aussprechen 1stens freie
Reise und für 3 Personen Zimmer
oben im Panoptikum und 1000 M
Monatlich Gage. Bitte ein Telegramm
zu senden ob ja oder nein. Bin bis
jetzt noch nicht in Berlin gewesen
zu arbeiten das erste Engagement
wäre bei Ihnen.

Meine Adresse ist beifolgende

Herrn Direktor M. Irani

Fig. 245. Sogenannte elementare Schrift: Geringe formale Bildung.

et nous ferions la réclame de l'
qui serait je crois une très bonn
je vous envoie deux cartes pour
donner une idée

En attendant une répo
Monsieur mes bien sincères salutat

[illegible]

Fig. 246. Schreibgewandtheit infolge geschäftlicher Betätigung: Gute formale Bildung.

Was ist Genie, was ist Begabung? Etwas Angeborenes natürlich. Genie kann man nicht werden durch Ausbildung und Fleiß. Der göttliche Funke muß im Menschen stecken, dann kann sich das Genie vielleicht entwickeln. Nichts oberflächlicher als die Ansicht, Genie sei im wesentlichen Fleiß. Fleiß ist Quantität, Genie nur Qualität. Fleiß hat sicher im Gefolge nur das eine, daß alles Handwerksmäßige und alle sich wiederholenden Denkprozesse glatter vonstatten gehen. Fleiß ist nie Erzeuger des Genies, sondern nur Leiter und Führer auf dem Wege zu ihm. Der größte Fleiß erzeugt keinen neuen Gedanken. Dazu eben bedarf es eines Fünkchens Genie. Paul A. Pfitzer trifft wohl das Richtige, indem er sagt: „Ich halte das Genie nicht für den Superlativ des Talents, sondern Talent und Genie für zwei verschiedene Weltanschauungsweisen: Das Genie ist schaffendes, intuitives, das Talent diskursives, analytisches Erkennen ... Beide, Genie und Talent, sind aber nicht nur voneinander ganz verschieden, sondern auch in sich sehr verschiedener Grade und Abstufungen fähig ...“ Das Talent weiß, wie und auf welchem Wege es zu seinen Schlüssen gelangt, das Genie nicht immer und ist dann selbst überrascht von dem, was es unbewußt schuf. Genie heißt unbewußt und original schaffen. Schopenhauer meint, das Genie sei für das praktische Leben so brauchbar wie ein astronomisches Fernrohr im Theater. Von der Menge wird das Genie nicht verstanden, und es selbst fühlt sich unverstanden in der Welt. Daher der Trieb zur Einsamkeit, der den meisten genialen Menschen eigentümlich ist. Daher aber auch der große Fleiß der Genies. Fleiß ist nie Ursache, sondern Folge der genialen Veranlagung.

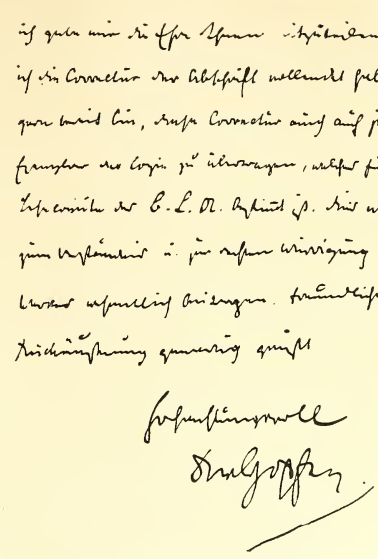


Fig. 247. Sehr vereinfachte Formen ohne rückläufige Bewegungsrichtung: Hohe formale Bildung („akademische Bildung“).

Geniale Veranlagung hat mit der formalen Ausbildung durch Studium nichts zu tun. Es ist bekannt, wie häufig selbst gute Pädagogen die Anlagen ihrer Schüler vollkommen falsch beurteilten. Aus der großen Zahl bedeutender Persönlichkeiten, die solcher Verkennung anheimfielen, seien folgende genannt: A. v. Humboldt. „Er galt“, sagt ein Berufener, „in seinen Knabenjahren für „sehr mäßig“ begabt, was in der Schulsprache bekanntlich nicht gerade viel besagen will. Er war zugleich körperlich so schwach und kränklich, daß er sich nach eigenem Geständnis eigentlich nur nach einer glücklich überstandenen Krankheit so recht wohl fühlte. Trotzdem ist er nicht nur der größte Gelehrte seiner Zeit, sondern auch ein steinalter Mann geworden. — Auch in Fritz Reuters Schulleben waren gute Zensuren eine so seltene Erscheinung, daß der erfreute Vater seinem Sprößlinge bei ihrem erstmaligen Auftauchen die Mittel zu einer Ferienreise nach Rügen gewährte, auf der Fritzing, beiläufig bemerkt, sein erstes, später allerdings wieder verloren gegangenes Gedicht schrieb. — Ludwig Windthorst, der geistreiche Zentrumsführer, war als Schüler so talentlos, daß der Vater vom Lehrer den Rat erhielt, den Knaben doch das Schusterhandwerk erlernen zu lassen. Die Mitteilung dieser Episode aus dem Schulleben der „kleinen Exzellenz“ durch den eigenen Neffen bereitete am 11. März 1873 dem preußischen Abgeordnetenhause — und nicht zuletzt der Perle von Meppen selber — viel Ver-

gnügen. — Von Walter Scott behauptete sein Lehrer kategorisch: „Dunce he is, and dunce he will remain!“ (Ein Dummkopf ist er, und ein Dummkopf wird er bleiben!) — Charles Darwin ließ so wenig den großen Gelehrten ahnen, der in ihm steckte, daß er dem Unterrichte in den alten Sprachen „passiven Widerstand“ entgegensetzte. Auf gut Deutsch (und im Englischen wird es ja wohl nicht viel anders sein) heißt das also, daß er auf diesem Gebiete standhaft faul war. Er lernte übrigens auch keine der neueren Sprachen ordentlich, so daß er kein Buch lesen konnte, das nicht in englischer Sprache geschrieben war. — Selbst Napoleon Bonaparte war, abgesehen von Mathematik, Geographie und Geschichte, ein höchst mittelmäßiger Schüler. — Isaak Newton zierte als Schüler den letzten Platz, bis er zufällig einmal mit seinem Vordermann in eine Balgerei geriet und ihn bezwang. Da reifte in ihm der Entschluß, ihn wie soeben körperlich, demnächst auch geistig zu überwinden. Er fing also an zu arbeiten, und bald hatte er nicht nur diesen Vordermann, sondern die ganze Klasse unter sich. Man sieht, es gibt eine ganze Reihe gewichtiger Ausnahmen von dem Sprichwort: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten!“

Wenn der Zweifel an der Begabung eines Schülers selbst bei fortgesetzter Beobachtung durch gebildete, berufene Personen so stark Wurzel fassen kann, dann liegt die Vermutung nahe, daß auch die Handschrift genialer Menschen uns keinen Aufschluß über ihre Bedeutung zu geben vermag. Ist, wie ausgeführt wurde, im wesentlichen nur der Grad der formalen Schulbildung aus der Schrift zu diagnostizieren, so muß man allerdings darauf verzichten, das Genie in seinen Schriftzügen zu erkennen, denn bei manchen hapert es gerade in dieser Beziehung. Andererseits, wenn man davon ausgeht, daß Genialität Unmittelbarkeit, Unbewußtheit, ausgeprägteste Intuitivität, geistiges Urteilen und Schaffen im höchsten Sinne zur Voraussetzung hat, so wird man daraus folgern dürfen, daß alle jene Handschriften, die nicht einen hohen Grad von Eigenart, von Natürlichkeit, ja Urwüchsigkeit offenbaren, von genial veranlagten Menschen nicht herrühren können. Demnach würden also im großen und ganzen die stilisierten, die Zucht- und unausgebildeten Schriften die Träger der Genialität nicht sein. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus die Schriftzüge genialer Persönlichkeiten, so kommt uns in der Tat eine Ahnung davon, daß es wohl so sein könnte.

Sie charakterisieren sich nämlich durch Eigenart, nicht durch sogenannte originelle, seltene Einzelheiten, sondern durch Eigenart des Gesamtausdrucks. Auch wenn sie nicht lebhaft und bewegt sind, zeigen sie dennoch eine Üppigkeit und Fülle der Formen, die dem Betrachter auffällt und ihn auch wohl zu der Annahme verleitet, die Schrift sei die eines wenig gebildeten Menschen oder auch — eines konfusen Querkopfes. (Hier liegt vielleicht der Berührungspunkt von Genie und Irrsinn, den Lombroso suchte.) Versetzen wir uns in die freie Natur. Wir wandern über Weg und Steg, über Wiesen und Moor. Bald befinden wir uns im Walde, in einem von Menschenhand bisher kaum berührten Urwald. Welch ein Reichtum, welche Üppigkeit, welche Mannigfaltigkeit der Formen, und doch welche starke Geschlossenheit des Ganzen! Schon die Wegnahme eines Baumes, eines Strauches würde uns stören, würde die Einheitlichkeit verderben. Alles ist hier Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit: hier waltet und schaltet einzig Mutter Natur. Der Urwald gleicht dem Schriftbild der starken Persönlichkeit. Ein Park hingegen mit seinen abgezirkelten, gepflegten Wegen, zurechtgestutzten Bäumen und seinen mit Berechnung angelegten Rasenplätzen: der gleicht den stilisierten oder Zuchtschriften. Hier ist alles Kunst, Überlegung, Befolgung von Vorbildern, zum mindesten aber absichtlich gestörte Natürlichkeit. — —

Wenden wir uns nunmehr den Handschriften zu. Wir greifen die Handschrift Menzels, Fig. 30, Seite 26 aus der kleinen Zahl derer heraus, die als Beispiel einer starken Persönlichkeit dienen können. In seiner Schrift herrscht die vollkommene Ungezwungenheit und Natürlichkeit. Vor allem aber — und das erscheint gleich wichtig — sehen wir darin einen großen Reichtum von Formen. Da gibt es keinen größeren Buchstaben, der an die Starrheit der Konvention, an

„Studiertheit", an Überlegung und Willkür erinnerte. Alles in ihr ist ur- und naturwüchsig. Man mag demgegenüber einwenden, bei einem Maler sei das nicht eben auffällig. Das ist auch bis zu einem gewissen Grade richtig. Künstler der Form und Farbe schreiben allerdings zumeist in der gekennzeichneten Weise — sofern sie Persönlichkeiten sind. Die Beobachtung lehrt jedoch, daß auch hervorragende Geister anderer „Fakultäten" in jener Art ihre Buchstaben formen. Erinnern wir uns z. B. der Handschrift Gottfried Kellers, Fig. 244, Seite 170. Ist sie nicht auch vollkommen natürlich, ungezwungen und frei von aller Konvention? Ist sie nicht ein unmittelbares Naturprodukt? Kein Zug darin gemahnt an die mit mehr oder weniger alltäglichen Elementen durchsetzte Hand des Durchschnitts-Schriftstellers. Und wie steht es mit der Handschrift Bismarcks? (Fig. 219, Seite 153.) Wer sieht darin den „studierten Mann", wer den Beamten oder Diplomaten? Auch das kennzeichnet die Schreibprodukte höheren Menschentums, daß sie keinen Hauch von irgendetwas Beruflichem an sich tragen. So war es bei Goethe, den beiden Humboldts, Friedrich dem Großen, Beethoven, Kant, Schopenhauer usw. Nicht wollen wir damit sagen, daß sie alle die gleiche Stufe im Reiche des Geistes einnähmen. Aber daß sie alle mehr oder weniger geniale Persönlichkeiten waren, das wird wohl niemand bezweifeln. *Vermögen wir also die geniale Veranlagung aus den Schriftzügen zu erkennen? Nein, höchstens zu vermuten. Aber die mehr oder minder starke Persönlichkeit, den Persönlichkeitsausdruck, den verrät uns die Handschrift sicherlich.*

Prüfen wir nach dieser Erkenntnis die Handschriften einer Reihe von Personen, so werden wir — namentlich an den Künstlerschriften — noch klarer erkennen, wie die verschiedenen Grade der Persönlichkeit sich graphisch äußern.

Es sei zunächst auf Max Klinger (Fig. 79, Seite 64), ferner auf Walter Leistikow (Fig. 68, Seite 61) und Franz Skarbina (Fig. 54, Seite 112) verwiesen. In den Schriftzügen dieser Künstler kommt der Formenreichtum, die Fülle, die Bewegtheit und Natürlichkeit unzweideutig zum Ausdruck. Zwar nicht die Unmittelbarkeit und Urwüchsigkeit. Denn in ihren Proben ist der *Wille* zur Form klar erkennbar, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger. Mancher wird Max Liebermann vermissen, den die allermeisten Kunstkenner als den größten deutschen Maler der Gegenwart preisen. Auch Arnold Böcklin. Ihr Fehlen hat seine Gründe. Von Liebermann ist uns leider nur die eine, allerdings ziemlich umfangreiche Schriftprobe, Fig. 111, Seite 87, zugänglich. Wollten wir nach dieser einen Probe auf die Stärke seiner Persönlichkeit schließen, so würden wir oberflächlich verfahren. Denn die Schriftausprägung in jenem Brief ist offenbar durch das kleine Format des Schreibpapiers erheblich beeinflußt worden. Von Böcklin besitzen wir keine Handschrift. Aus der Erinnerung aber glauben wir sagen zu können, daß sie allerdings einen hohen Persönlichkeitswert kundgibt. Die Schriftprobe Arthur Kampfs (auf einer Visitenkarte, Fig. 156, Seite 114) kann ebenfalls für seine Persönlichkeit nicht maßgebend sein. Von Max Slevogt und Lovis Corinth stehen uns nur die Unterschriften Fig. 235, Seite 159, zur Verfügung.

Wir lassen nunmehr eine Anzahl Handschriften von Künstlern folgen, die den verschiedenen Gebieten angehören. — *Hans Thoma*, der eigenartige Künstler, der so gut über seine Kunst zu schreiben versteht, hat eine bewegte, formenreiche Schrift. Fig. 244, Seite 248, deren Natürlichkeit jedoch einigermaßen durch die steile Lage beeinträchtigt wird. Dennoch ist sie voller Leben und Eigenart. Die Unterschrift verrät das Streben nach Form. Dadurch wird der Persönlichkeitswert etwas herabgedrückt.

Von *Robert Schumann*, dem tiefempfindenden Meister, gilt ungefähr das gleiche. Seine Schrift ist jedoch einheitlicher und natürlicher, auch formenreicher. Fig. 249.

Robert Franz schreibt eine Hand, die an Ursprünglichkeit der Formen wenig zu wünschen übrig läßt Fig. 250. Insbesondere gilt dies von den Wörtern Tonkünstler, Absender, Königsstr., Blumenthalstr. Die Eigenart prägt sich in den Schriftzeichen H, R, B besonders aus.

Die Handschrift Joseph Joachims, des hervorragenden Geigenkünstlers und Komponisten, ist bewegt, lebendig, natürlich. Als urwüchsig kann man sie jedoch nicht bezeichnen. Das Formvermögen erscheint nicht sehr stark. Fig. 250a. Manches in der Schrift erinnert an Technik, Handfertigkeit. (Die Verschiebung der Druckstellen.)

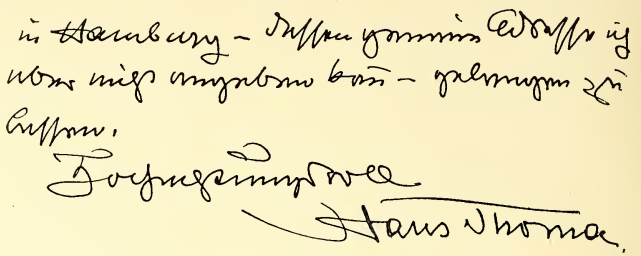


Fig. 244. Eigenart, Formenreichtum: Persönlichkeit.

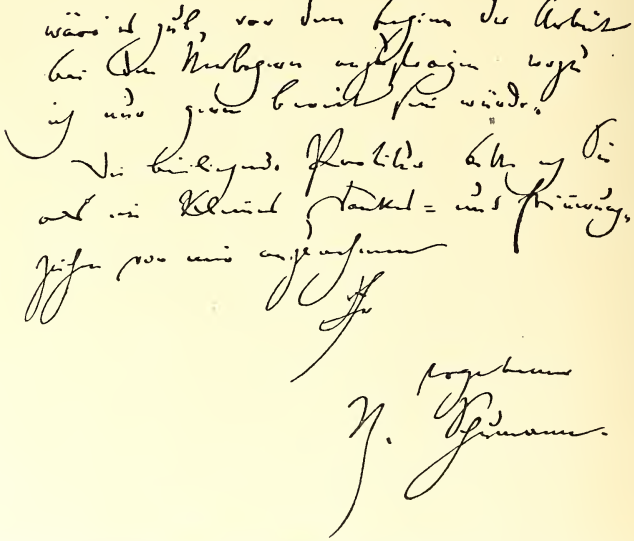


Fig. 249. Natürlichkeit, Eigenart, lebhafte Formenbildung: Persönlichkeit.

Einen starken Gegensatz hierzu bildet die Handschrift des bekannten Komponisten Goldmark. Fig. 251. Hier ist alles Leben, Bewegung, Absichtslosigkeit, Ursprünglichkeit.

Ähnliches muß man von dem hervorragenden Dirigenten Felix Mottl sagen. Seine Schriftzüge zeugen von Temperament, Ungezwungenheit und Formenreichtum. Fig. 251a.

Die schlingenförmigen e erinnern an Notenköpfe. Wem es übrigens Vergnügen macht, nach „Musikzeichen“ zu suchen, der findet in den Schriftproben der angeführten und noch folgenden Tonkünstler reichlich Gelegenheit dazu. — So ist z. B. bezeichnend in Fig. 246 der Punkt in dem Einleitungszuge am H in Herrn, ferner die Tendenz zur Ringelbildung in Form

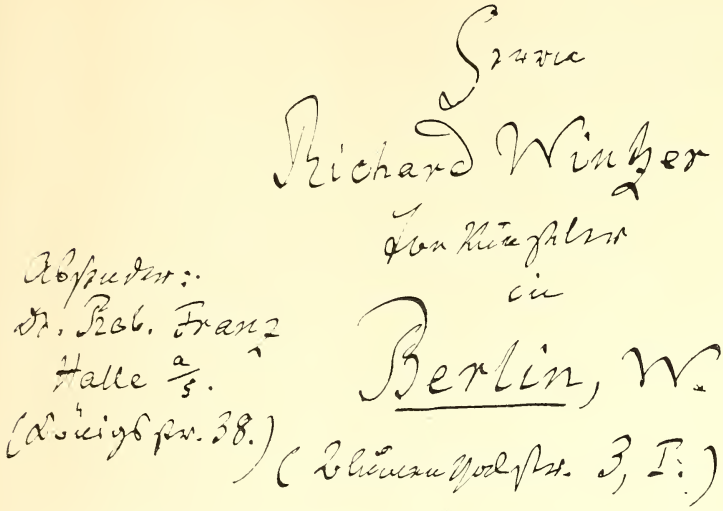


Fig. 250. Eigenart, Natürlichkeit, Formenreichtum: Persönlichkeit.

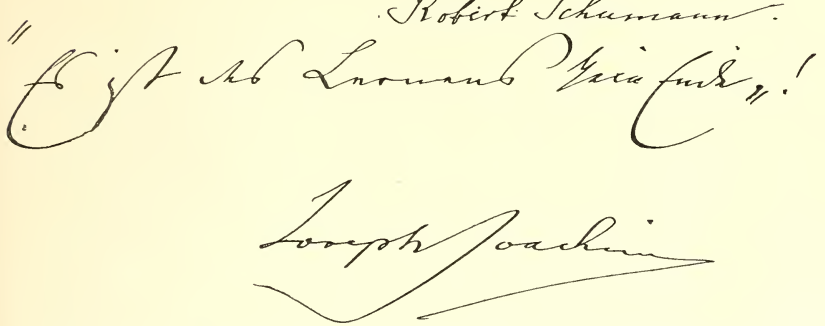


Fig. 250a. Lebendigkeit, Bewegtheit, Natürlichkeit: Persönlichkeit.

von Notenköpfen (im d, am T, b usw.). In der Handschrift Hermann Jumpes, Fig. 252, bemerkt man den Trieb zur schönen Form. Von Ursprünglichkeit kann man daher weniger

sprechen. Dennoch sind die Schriftzüge keineswegs ohne Eigenart. — In der Probe von der Hand Richard Wintzers, des beliebten Komponisten, Fig. 252a, sehen wir eine Fülle von Formen, daneben Bewegtheit trotz der steilen Lage. Außerdem durch die Verschiebung der Druckstellen in die Haarstriche technische Triebe. Diese Erscheinung wird vielleicht dadurch mit erklärt, daß Wintzer zugleich Maler und ein Zeichner von großer Handfertigkeit ist. Ursprünglichkeit kennzeichnet seine Handschrift weniger. Persönlichkeit spricht dennoch aus diesen zum Teil recht eigenartigen Zügen.

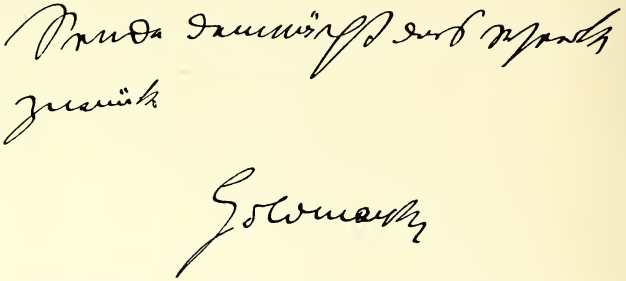


Fig. 251. Absichtslosigkeit, Ursprünglichkeit, Formenreichtum: Starke Persönlichkeit.

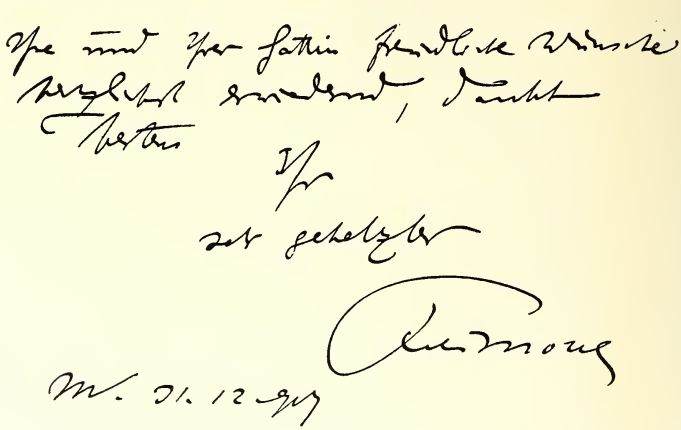


Fig. 251a. Temperament, Ungezwungenheit, Formenreichtum: Starke Persönlichkeit.

Die Schriftprobe Fig. 253, Seite 180, deren Ursprung nicht festzustellen war, die aber sicherlich von einer künstlerischen Natur geschrieben ist, verrät ebenfalls Ursprünglichkeit und mittleren Formenreichtum, trotzdem darin die Neigung zur Vereinfachung der Großbuchstaben hervortritt.

Verwandt mit dieser Schrift, doch aber weniger urwüchsig ist die von Paul Meyerheim, Fig. 253a, dem hervorragenden Tiermaler. Auch hier trotz der Vereinfachung lebhafte Formenbildung eigener Prägung.

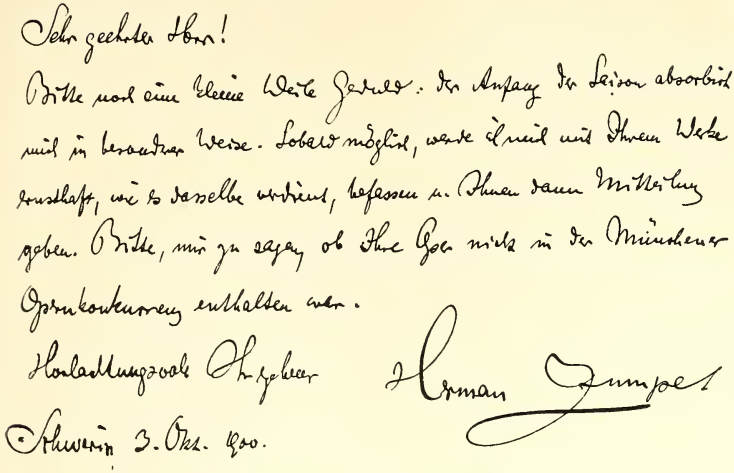


Fig. 252. Mittlerer Formenreichtum, Lebendigkeit: Persönlichkeit

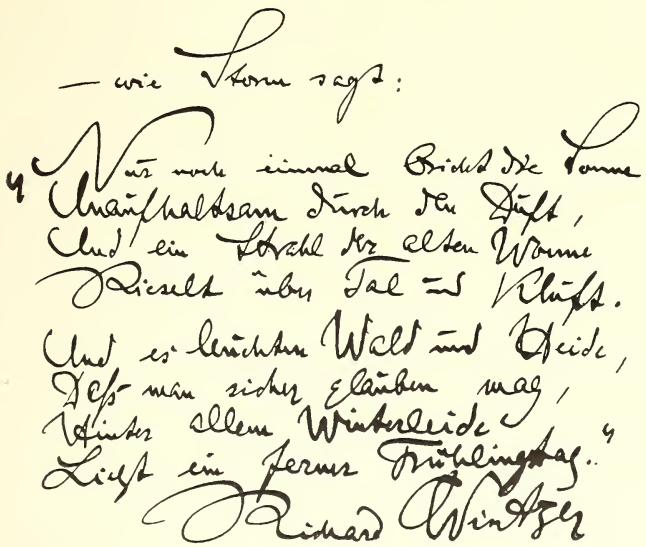


Fig. 252a. Großer Formenreichtum, Bewegtheit: Persönlichkeit.

Große Natürlichkeit, Gleichgültigkeit gegen die Konvention drückt die Handschrift Hugo Vogels, des bekannten Porträtisten, aus (Fig. 254). Seine Formstufe gleicht etwa der Meyerheims, nur liegt mehr Temperament in seinen Schriftzügen, auch mehr Ursprünglichkeit.

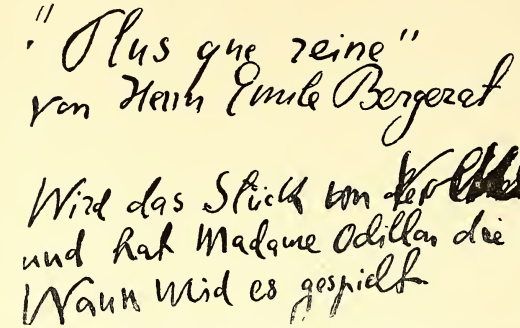


Fig. 253. Ursprünglichkeit, mittlerer Formenreichtum: Persönlichkeit.

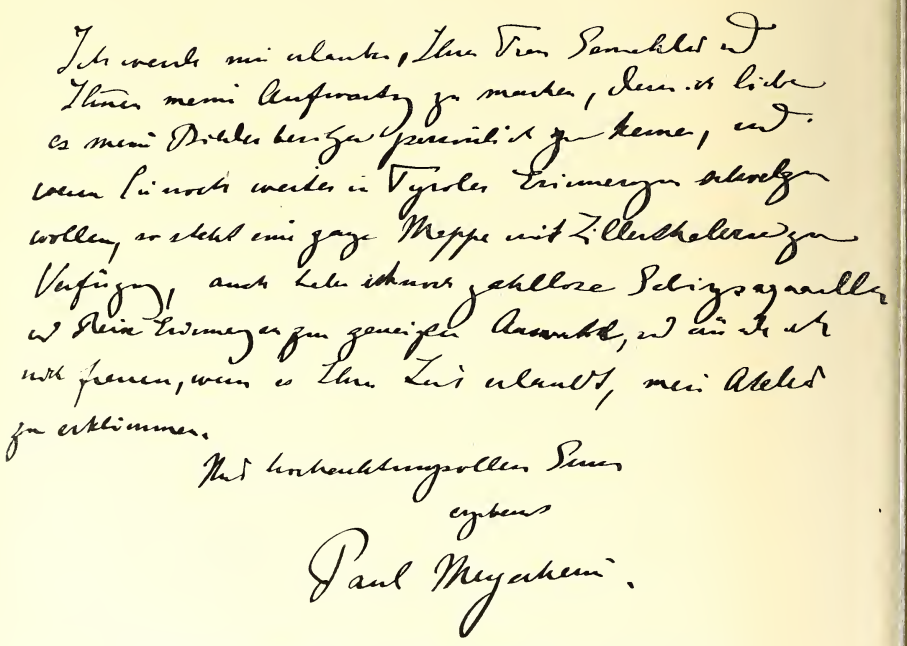


Fig. 253a. Natürlichkeit, mittlere Formenbildung: Persönlichkeit.

Mit der Schriftprobe von Emil Doepler d. J. gelangen wir zu den Künstlern, denen zwar Formenreichtum eigen, die aber Ursprünglichkeit vermissen lassen. Hier erkennt man deutlich den Willen zur „schönen Linie", was sicher mit der Art seiner Kunstbetätigung zusammenhängt. Es spricht Temperament und Sensibilität aus den bewegten, dünnen Zügen. Fig. 255.

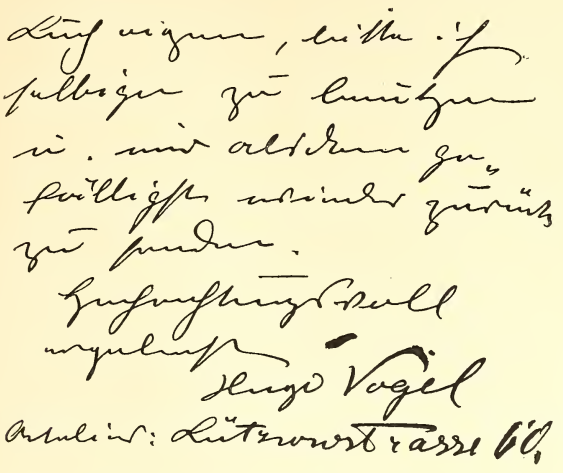


Fig. 254. Ursprünglichkeit, Bewegtheit, mittlere Formenbildung: Persönlichkeit.

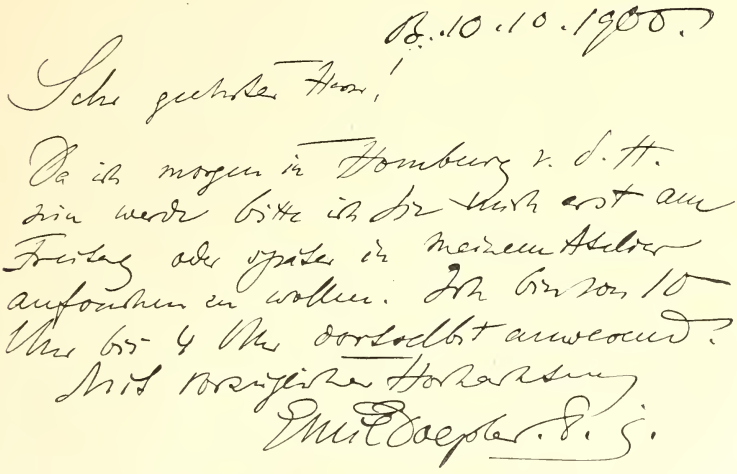


Fig. 255. Formenreichtum, Temperament, Sensibilität: Persönlichkeit.

Wenn bisher fast nur Beispiele von Tonkünstlern und Malern herangezogen wurden und nicht von Dichtern und Schriftstellern, so hat das seinen Grund. Die Ursprünglichkeit, der Formenreichtum, der Verzicht auf konventionelle Schriftformen ist bei den letzteren ungleich weniger anzutreffen als bei den Meistern des Tons und der Farbe. Vielleicht erklärt sich das durch die fortgesetzte manuelle Tätigkeit des Schreibens. Eine derart fortgesetzte Schreibbetätigung, wie sie der Mann der Feder und jeder, dessen Handwerkszeug die Schreibfeder bildet, auszuüben gezwungen ist, verleiht dem „Produkt" Handschrift anscheinend eine große Gleichmäßigkeit und Glätte. Denn je öfter und länger man ein „Handwerk" ausübt, um so sicherer und schneller schafft man darin. Sicherheit heißt aber nichts anderes, als Manipulationen gewohnheitsmäßig ausführen. Möglich, daß es sich so verhält. Trotzdem aber gibt es im Reiche des Geistes starke Persönlichkeiten

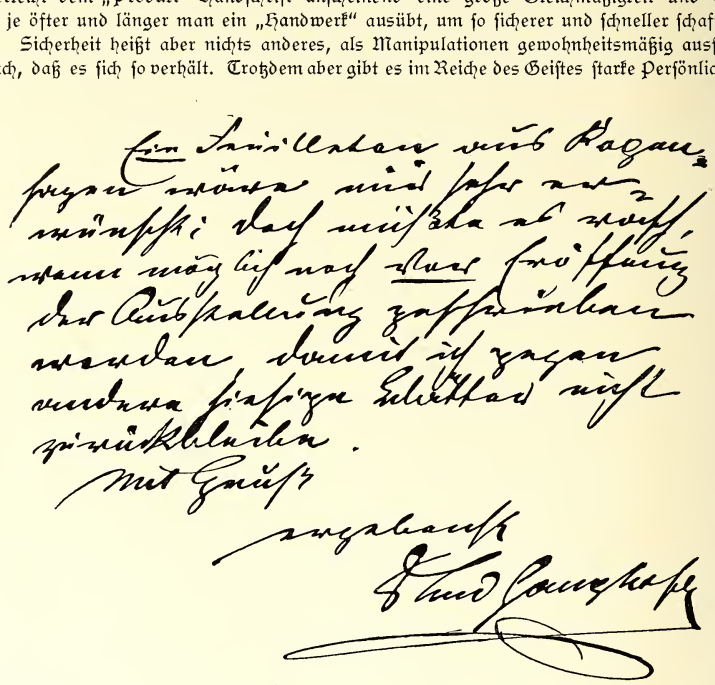


Fig. 256. Natürlichkeit, Temperament, gesunder Materialismus.

und entsprechende Handschriften, nur relativ weniger als in der Musik und Malerei. Gottfried Keller wurde bereits genannt. Auch Wilhelm Raabe, Gustav Frenssen, Gerhart Hauptmann, dann auch Wilhelm Bölsche, Ernst Häckel könnten wir anführen. Es gibt natürlich erheblich mehr. Nur sind uns die Handschriften nicht alle zugänglich und gegenwärtig.

Damit der Leser einen Eindruck davon gewinne, wie Dichter und Schriftsteller schreiben, lassen wir hier die Handschriften von Ludwig Ganghofer, Ludwig Fulda, Else von Schabelsky und Ludwig Jacobowski folgen.

Diese Schriftproben sind ohne jede Absichtlichkeit ausgewählt, wie sie gerade vorlagen. Es ist gewiß auffällig, wie wenig reich die Formenbildung hier in Erscheinung tritt. Die eigenartigste ist ohne Frage die Ganghofers: einfach, bewegt und dennoch beherrscht. E. v. Schabelsky

schreibt zwar auch formlos, gleichgültig, doch in alltäglichen Typen ohne alle Originalität, zudem mit mangelnder Konzentration. Im Weiteren sei auf Mauthner (S. 63), Bierbaum (S. 120), Liliencron (S. 121) und Kirchbach (S. 127) verwiesen.

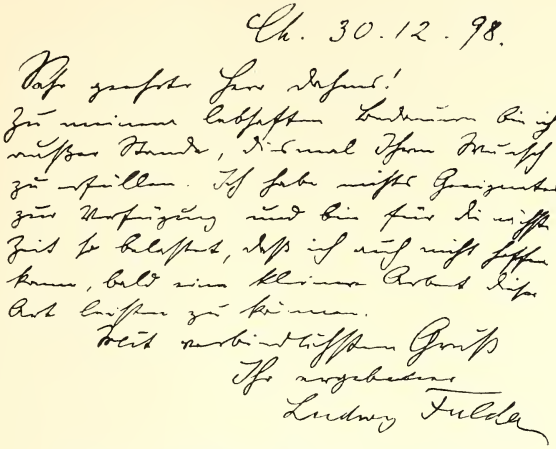


Fig. 257. Sensibilität, Zartsinn, Bescheidenheit.

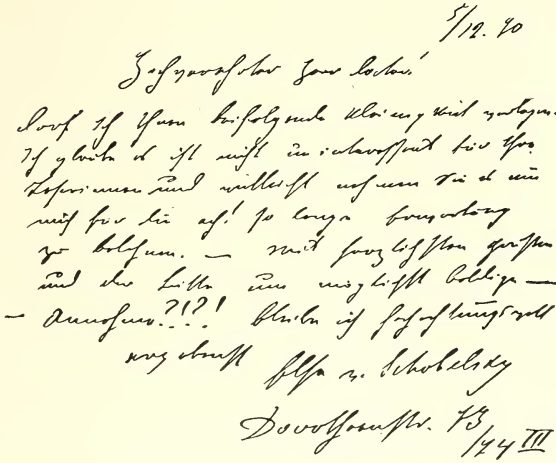


Fig. 258. Sensibilität, Empfindungsfähigkeit, Mangel an Willenskraft, Formlosigkeit.

Die Proben Fig. 260 gehören Bühnenkünstlern an, Ludwig Barnay und Friedrich Haase.

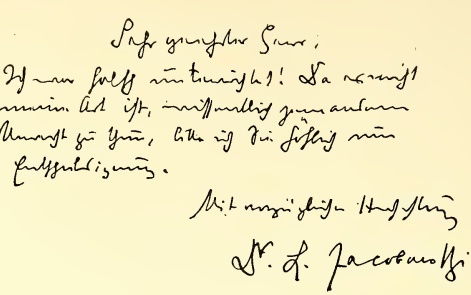


Fig. 259. Streben nach Selbstbeherrschung und Eindruck, Sensibilität, Undurchdringlichkeit.

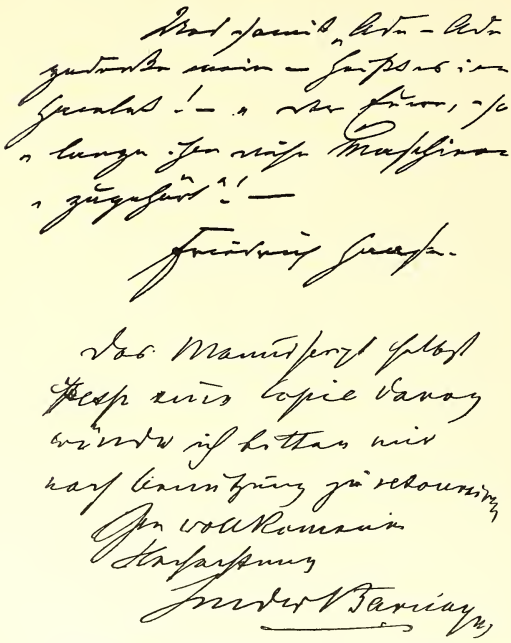


Fig. 260. Bühnenkünstler: Geringe Formenbildung, wenig Eigenart.

Wenn man in ihnen Ursprünglichkeit und Formenreichtum vermißt, so muß man sich daran erinnern, daß die Schauspielkunst nicht eigentlich eine produktive Kunst darstellt. Besonderes ist über die beiden Handschriften nicht zu sagen.

Die Überschrift dieses Kapitels mußte beim Leser die Hoffnung erwecken, die Kennzeichen der Anlagen, Begabung und Fähigkeiten zu erfahren. Diese Hoffnung mußte zuschanden werden, denn — solche Zeichen kennt man nicht. Weder vermögen wir die Anlagen für die Künste noch für die wissenschaftliche Befähigung in der Handschrift zu erkennen. Ist es so, dann können wir noch weniger die Begabung und ihren Stärkegrad aus den Schriftzügen diagnostizieren. Und die Fähigkeit zu irgendeiner technisch-handwerksmäßigen Tätigkeit sind wir erst recht nicht imstande, der Handschrift abzusehen. Besitzt jemand eine starke künstlerische Ader, dann hängt die Richtung der Betätigung vielfach von äußeren Umständen ab. Ein künstlerisch starkes Temperament ist schließlich befähigt, sich in Tönen, Farben oder Worten gleich gut auszusprechen. Wie definiert Gottfried Keller im „Grünen Heinrich" die Kunst? „Denn wie es scheint, geht alles wichtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben, das Notwendige und Einfache mit Kunst und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst; darum unterscheiden sich die Künstler nur dadurch von den anderen Menschen, daß sie das Wesentliche gleich sehen und es mit Fülle darzustellen wissen, während die anderen dies

wieder erkennen müssen und darüber erstaunen, und darum sind auch alle die keine Meister, zu deren Verständnis es einer besonderen Geschmacksrichtung oder einer künstlichen Schule bedarf."

Kommen wir zum Schluß auf den Ausgangspunkt zurück, indem wir das Dargestellte wie folgt resümieren: Jede Leistung im höchsten Sinne verlangt die unbedingt selbstlose Hingabe der ganzen Persönlichkeit. Je stärker diese, um so eigener, individueller und mit um so größerer Fülle an Formen und Ursprünglichkeit prägt sie das Bild der Handschrift. Ein genialer Mensch wird darin wohl den höchsten Grad erreichen. Eine stilisierte oder Zuchtschrift oder eine Schrift in den obligaten Typen hoher formaler Ausbildung (Hochschul- oder Selbststudium ist gleich) wird im Allgemeinen nicht die graphische Kundgebung einer genialen Veranlagung sein. Der Sinn für Musik ist bei Gebildeten an den Musikzeichen zu erkennen, der Sinn für bewußtes logisches Denken sehr wahrscheinlich an den zahlenförmigen Buchstaben. Fügen wir noch hinzu, daß der Sinn für Technik, Baukunst, allem Anschein nach aus der Vereinfachung der Buchstaben in Verbindung mit der Druckbetonung (Verschiebung) in den Haarstrichen zu entnehmen ist, so dürfte die Summe dessen gezogen sein, was den Praktikern auf unserem Gebiete zu erkennen bis heute möglich erscheint.

Erkrankungen in der Handschrift.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Leser dahin zu bringen, aus den Schriftzügen allerlei Krankheiten zu diagnostizieren, zu welchem Tun die eigene Familie und der Kreis von Freunden und Bekannten gar zu bald verleiten könnte. Wir veröffentlichen die pathologischen Schriftproben lediglich, um den Leser auf Schriftstörungen aufmerksam zu machen, die ihn eventuell bestimmen sollen, einen tüchtigen Arzt aufzusuchen, um diesem die eigenen Beobachtungen mitzuteilen. Es gibt gewisse Eigentümlichkeiten in der Handschrift, die eine beginnende Erkrankung weit früher anzeigen, als das Benehmen und Aussehen des Kranken. Ist es uns doch selbst mehrfach begegnet, daß uns zufällig vor Augen kommende Schriften von Schulkindern konstant schwache Zitterformen enthielten, obgleich die Kinder als durchaus gesund bezeichnet wurden. Erst die ärztliche Untersuchung, die auf unsere Veranlassung geschah, brachte die Wahrheit an den Tag und damit die Bestätigung unserer Schlußfolgerungen. Auch gewisse Geisteskrankheiten melden ihren Einzug schon sehr zeitig. Ein vor einer Reihe von Jahren bekannt gewordene Fall, der großes Aufsehen erregte, beweist schlagend, wie wichtig gerade die Handschrift für die ärztliche Diagnostik werden kann. Ein Richter war als wahnsinnig erkannt und aus seinem Amt entfernt worden. Verfasser hatte mehrere Jahre vorher zufällig dessen Unterschrift gesehen und damals sofort erklärt, der Mann müsse gehirnkrank sein, was aber bestritten wurde. Erst als die Bestätigung nach Jahren erfolgt war, erinnerte man sich verwundert der fast vergessenen Schriftdiagnose. Solche Fälle sind nicht selten. Der bekannte Irrenarzt Dr. Scholz berichtete ebenfalls über einige Tatsachen ähnlicher Art.

Also die nachfolgenden Ausführungen und Schriftproben sollen dazu dienen, rechtzeitig vorzubeugen, und dazu Veranlassung geben, einen erfahrenen Arzt zu konsultieren. Zwar wissen unsere heutigen Mediziner vom Wesen der Handschrift kaum mehr als nichts, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen. Das ist aber in dem gedachten Falle gleichgültig. Wenn der konsultierte Arzt nur ein guter Diagnostiker ist; das genügt zunächst.

Die am häufigsten auftretende Schriftstörung besteht in Unterbrechungen im Federzuge. Sie sind zuweilen kaum mit dem bloßen Auge zu erkennen. Aus dem Grunde können diese ver-

steckten Störungen nicht reproduziert werden. Die nachfolgenden Proben veranschaulichen die gedachten Erscheinungen in stärkerer Ausprägung. Dies besagen nach unseren Erfahrungen Anzeichen von Entwicklungsstörungen. Weitaus am häufigsten finden sie sich in den Schriften junger weiblicher blutarmer Personen. Auch konstatierten wir sie vielfach in den Handschriften von Magen- und Unterleibsleidenden, insbesondere, wenn die Zeichen stark ausgeprägt waren, wie z. B. in der folgenden Probe Fig. 261. Es ist Sache der medizinischen Wissenschaft, die Ursachen genauer zu präzisieren, zumal solche Erscheinungen auch schwerere Erkrankungen ankünden können. So in den letzten Schriftäußerungen des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer, Fig. 264, S. 188. So viel uns bekannt, ist an dem Tode des viel verehrten Lyrikers mit eine Ursache die schwere Erkrankung der Verdauungsorgane gewesen. Eine zweite Probe seiner Hand aus früherer Zeit, Fig. 265, ist noch frei von den charakteristischen Störungen, und außerdem hat die Schrift noch die natürliche schräge Lage. Jedoch sieht man hier bereits die Anschwellungen in den Grundstrichen, die wir noch in anderer Begleitung antreffen werden. Sie sind ohne Frage ebenfalls pathologischen Ursprungs und nach unserer Ansicht mit der geschlechtlichen Erregbarkeit in Beziehung zu bringen. Fig. 128, S. 98 veranschaulichte ein Beispiel starker Sinnlichkeit; auch darin sieht man diese Druckstellen. Am häufigsten aber trifft man sie in den Handschriften junger Mädchen während der Entwicklungsjahre an, zumeist in schleifenartigen, „eitlen" Gebilden, weshalb man diese „Zeichen" als Ausdruck der Affektation bezeichnet hat — und nicht mit Unrecht. Denn gerade die erwachende, lechzende Sinnlichkeit bildet den Untergrund des weiblichen affektierten Wesens. Der Abdruck Fig. 267, S. 190 enthält ähnliche Formen im B und Z. Bei Berücksichtigung der getrennt geschriebenen, „zerrissenen" Buchstaben muß man auch diese Schrift als eine pathologische bezeichnen.

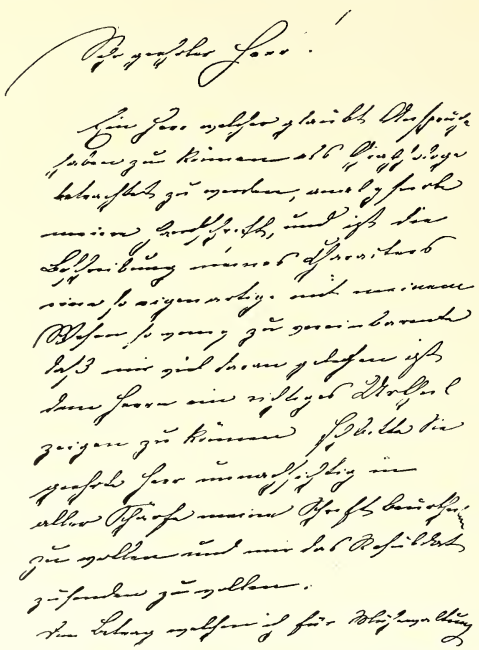


Fig. 261. Unterbrechungen im Federzuge: Pathologische Erscheinungen.

In Fig. 266 finden sich große Unterbrechungen in geringerer Zahl. Solche Schrifteigenheiten müssen ebenfalls als pathologische angesprochen werden. Im Klischee Fig. 268, S. 190, kommen Knickungen in den Unterschleifen vor, denn auch die scheinbaren Bogenformen der letzteren sind durch Einknickung entstanden. Welche Ursachen solchen „Zeichen" zugrunde liegen, ist noch nicht aufgeklärt. Sicher aber müssen sie in irgend welchen physischen Störungen zu suchen sein. In erhöhtem Grade gilt das von den kombinierten Symptomen, wie man sie in der Probe Fig. 269 antrifft. In der Schriftprobe Fig. 270 sind die Störungen von auffälligerer Art. Mit wenigen Ausnahmen ist kein Schriftzeichen ganz frei von pathologischer Beein-

flussung, obwohl nur die Knickungen und Druckbetonungen darin auftreten. Erlenmeyer, einer der ersten, der sich mit der Pathologie erfolgreich beschäftigt hat, nennt diesen Schriftcharakter in allerdings stärkerer, regelloserer Ausprägung den ataktischen und beschreibt die auf-

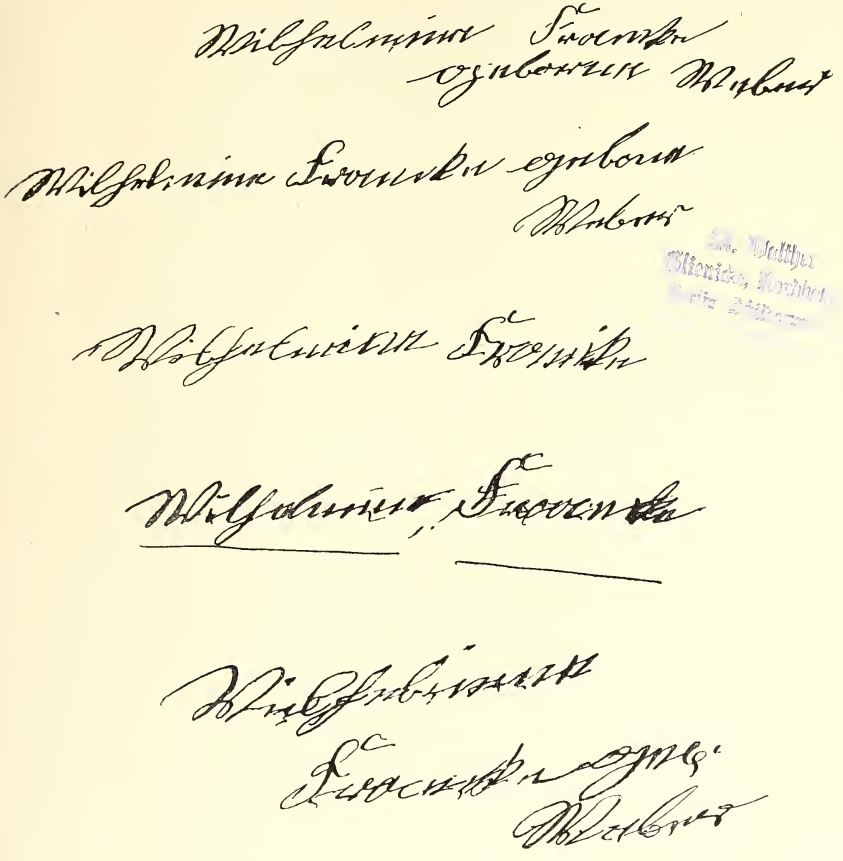


Fig. 262. Ataktische Schrift: Pathologische Störungen.

fälligen, wichtigen Schreibstörungen wiefolgt: „In wildem, ausfahrendem Zuge wird der Haarstrich gezogen (Fig. 262); der Grundstrich wird dicker, fester, länger als normal; die Windungen und Biegungen verlieren ihre Rundung, werden eckig, zu groß . . . ." In unserer Probe Fig. 270 hat man es mit einer Ataxie geringeren Grades zu tun. Ungewöhnlich darin ist jedoch die Tatsache, daß die Unterschrift, die leider nicht mit veröffentlicht werden durfte, ohne jene Störungen geschrieben ist. Der Namenszug zeigt sogar vollkommen „gesunde" Striche, wie auch das erste

u-Zeichen in der vierten Textzeile vollkommen normalen Federzug aufweist. Man sollte meinen, daß, wenn schon eine so stark hervortretende mechanische Schreibstörung vorhanden ist, sie jede Schreibäußerung beeinflussen müsse. Es scheint aber, daß der Wille, die Willkür, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit, Herr über den Defekt zu werden vermag.

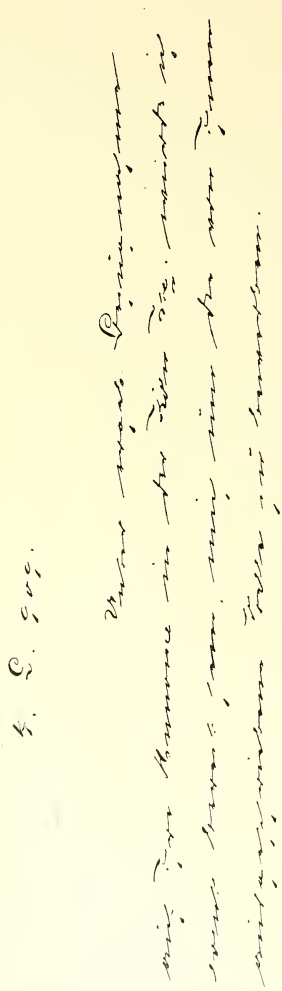


Fig. 263. Große Unterbrechungen im Federzuge: Störungen des Blutumlaufs; Blutarmut; Unterleibsleiden; Magenleiden(?).

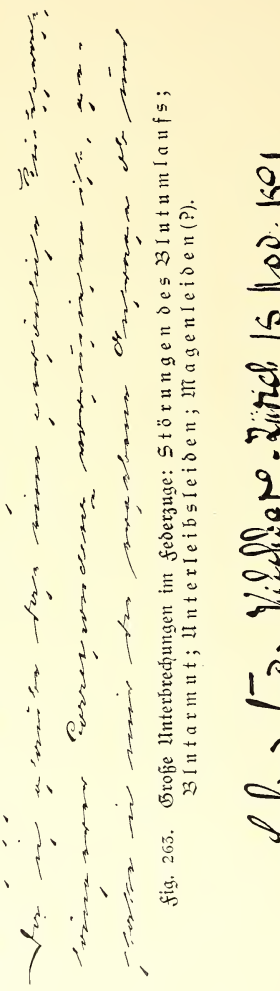


Fig. 264. Große Unterbrechungen in schwankender Schrift mit plötzlichen Druckstellen: Schwere Erkrankung der Verdauungsorgane(?).

In den Handschriften Rückenmarksleidender begegnet man den verschiedenen Graden der Ataxie. Während Probe Fig. 271, S. 192, im wesentlichen sich durch die Unregelmäßig-

keit und Schwankungen kennzeichnet, ist die Probe Fig. 272 ungleich ataktischer. Als charakteristisch für diese Krankheit in fortgeschrittenem Stadium haben wir stets außer den Schwankungen die störungsfreien, glatten Schlußzüge gefunden, wie sie der Abdruck Fig. 272 deutlich zur Anschauung bringt. — Die eigentümlichen Knickungen, von denen die Rede war, kommen selbst in

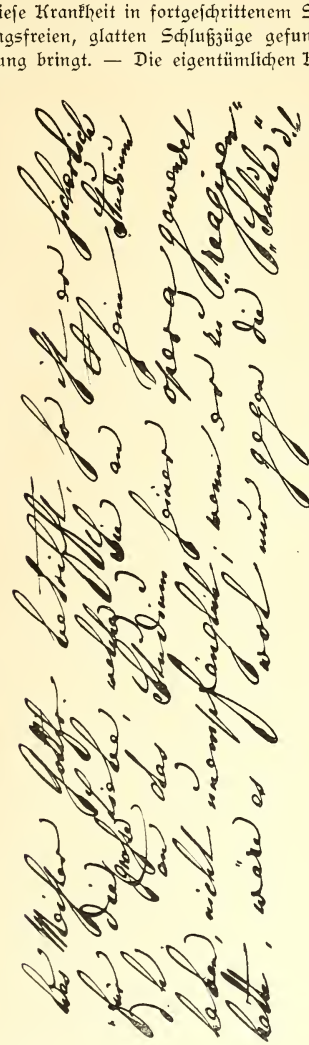


Fig. 265. Starke, plötzliche Druckstellen: Große sinnliche Erregbarkeit mit pathologischer Färbung.

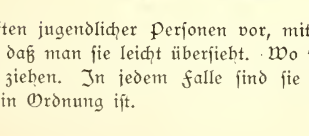


Fig. 266. Sporadisch auftretende große Unterbrechungen: Pathologische Erscheinungen.

Schriften jugendlicher Personen vor, mitunter in so minimaler Ausprägung und so geringer Zahl, daß man sie leicht übersieht. Wo sie sich fortgesetzt zeigen, sollte man stets den Arzt zu Rate ziehen. In jedem Falle sind sie Anzeichen dafür, daß irgend etwas im Organismus nicht in Ordnung ist.

Eine andere, wichtige Störung veranschaulicht die sogenannte Zitterschrift. Diese Schriftart findet man als Alterserscheinung sehr häufig. Sie kann harmloser Natur, durch Kältegefühl, durch angestrengtes körperliches Arbeiten als Gelegenheitserscheinung hervorgerufen sein. Ferner findet sie sich bei Alkoholikern und Sklaven anderer Narkotika im Stadium der Abstinenz, im Hunger nach neuen Rauschmitteln. Andererseits aber können sie auch die Künder einer nahenden Gehirnerkrankung sein. — Wenn sich die Zitterformen in den Schriftzügen Jugendlicher — und sei es auch nur in kaum ohne Lupe erkennbarer Stärke — konstant finden, dann sollten sie wohl beachtet werden. Fig. 273, S. 193 veranschaulicht die pathologische Zitterschrift eines Trinkers.

Fig. 267. Plötzliche Druckstellen in getrennter Schrift: Pathologische Störungen.

Ob die Probe Fig. 274 als reine Zitterschrift anzusprechen ist, erscheint sehr fraglich. Auf keinen Fall kann diese als ein Produkt des Alterns gelten. Die Zitterformen bestehen hier aus aneinander gereihten kleinen Bogen, die sämtlich die gleiche Bewegungstendenz aufweisen. Ist das schon eine ungewöhnliche Art, so wird diese Schrift zu einer besonderen Erscheinung durch die glatten, unbehinderten Schlußzüge der Schleifen an den h, g, z. Unseres Wissens ist dieser Typus noch nicht untersucht und beschrieben worden. Wir haben jedoch Ursache, ihm eine durchaus pathologische Bedeutung beizulegen. Die Probe 274a nahe verwandt, doch fehlen die glatten Schlußzüge an den h, g, z. Fig. 274b, S. 195, endlich veranschaulicht die senile Zitterschrift, wie man sie so häufig in den Schriftäußerungen älterer Personen antrifft.

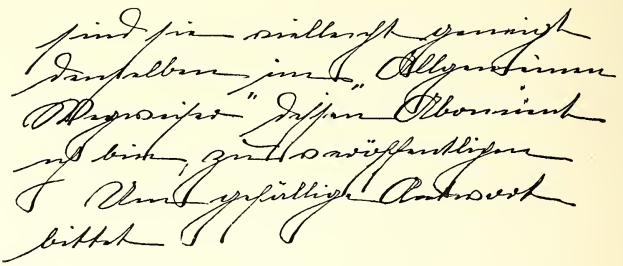


Fig. 268. Knickungen in den Ober- und Unterschleifen in Begleitung von Druckstellen: Pathologische Erscheinungen.

Einen weiteren pathologischen Schrifttypus bietet Fig. 275 dem Auge dar (Seite 195). Auf den ersten Blick wird man nichts bemerken als eine ungelenkte, steife, ein wenig unsichere Federführung. Wer aber genauer zusieht, gewahrt vereinzelte kleine Punkte an Stellen, wo sie nicht hingehören, so über dem letzten e in vorseitige, dann unter dem e in November, im weiteren zu Beginn des d und unter dem m in Präsidium. Die Pünktchen sind Stützpunkte im wahren Sinne des Wortes. Der Schreibende stützt die Feder in der gleichen Weise, wie ein Asthmatiker beim Gehen sich mit dem Stock stützt oder beim Treppensteigen auf jeder Stufe pausiert. Tatsächlich findet man diese Pünktchen in den Schriften von Asthmatikern und Kranken, deren Herztätigkeit gestört ist. Einen sehr merkwürdigen, eklatanten Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung erhielt Verfasser vor einer Reihe von

Jahren gelegentlich eines Strafprozesses. Jemand war beschuldigt, eine Wechselunterschrift fälschlich angefertigt zu haben. Die Prüfung ergab nichts, was auf eine Fälschung hindeutete, nur war sie offensichtlich langsam und etwas unsicher geschrieben. Sie zeigte aber die oben

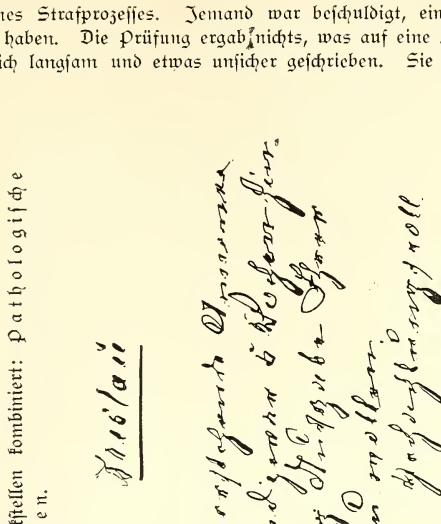


Fig. 269. Unterbrechungen, Knickungen und Druckstellen kombiniert: Pathologische Erscheinungen.

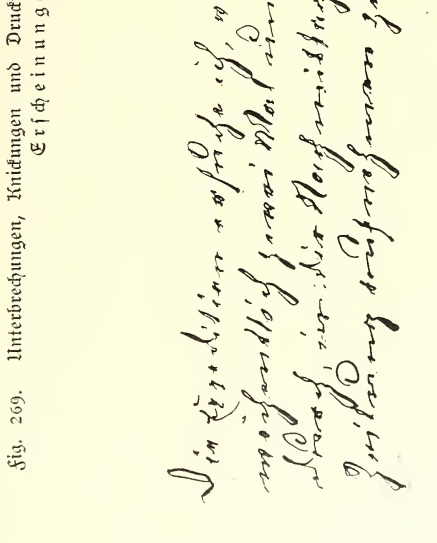


Fig. 270. Ataxie mittleren Grades: Pathologische Störung.

beschriebenen Pünktchen, deren Bedeutung damals noch nicht bekannt war, in größerer Anzahl. Ein Fälscher würde natürlich diese kaum sichtbaren Punkte nicht nachgeahmt haben, da er sie sicherlich als Zufallserscheinungen angesehen hätte. Das Prüfungsresultat lautete: Die Unterschrift ist echt. Und was stellte sich heraus? Die Echtheit wurde zugegeben. Sie sei zwar von

ihm, dem Zeugen, geschrieben — aber, so sagte er, der Gläubiger habe sie ihm mit dem Revolver in der Hand abgezwungen! Das entsprach laut gerichtlicher Feststellung vollkommen der Wahrheit. Dieses Ereignis gab uns den Anstoß zur genaueren Beobachtung jener Pünktchen, und so

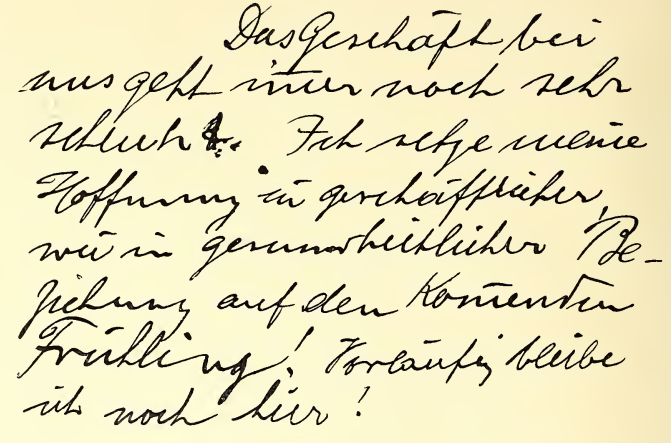


Fig. 271. Schrift eines Rückenmarksleidenden.

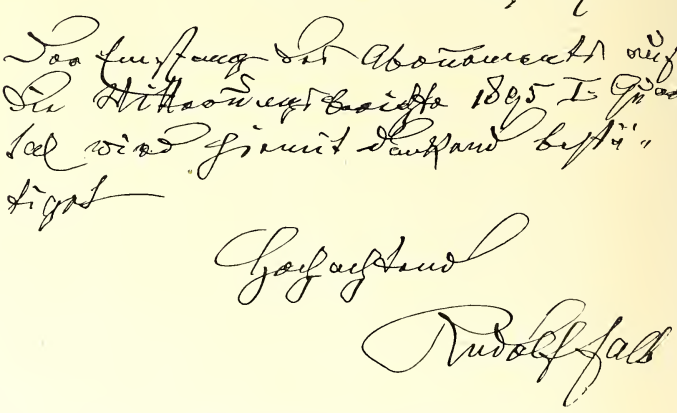


Fig. 272. Rückenmarksleiden in fortgeschrittenem Stadium.

wurden sie als „graphische Ausdrucksform" des Asthmas erkannt. In Frankreich machte man später dieselben Beobachtungen.

Die Punkte kommen jedoch auch in bewegten, lebhaften Schriften vor. Hier aber nur gelegentlich zu Beginn eines Wortes. Es scheint, als ob der Schreibende sich auf das besinne, was er

berichten will. Ob sie aber gleichwohl in solchen, selteneren Fällen nicht auch als Erscheinungen pathologischen Ursprungs betrachtet werden müssen, ist noch nicht ergründet. Wir haben die Pünktchen seit jener Zeit sehr häufig gefunden, wo sie der Art der Erkrankung nach zu erwarten waren, jedoch nicht immer. Von einem medizinisch nicht Gebildeten sind solche Fragen naturgemäß nicht ohne Beihilfe zu lösen. —

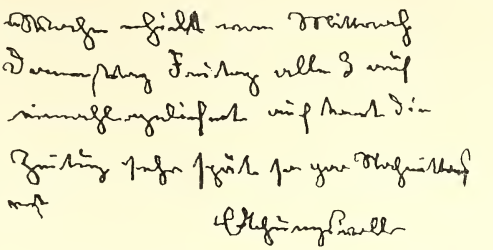


Fig. 273. Zitterschrift eines Trinkers.

Damit wäre die Aufzählung der wesentlichsten Schrifteigenheiten beendet, die der Laie zu beachten hätte, sofern er um die Gesundheit seiner Angehörigen besorgt ist.

Der Leser wird vielleicht die Beschreibungen der Anzeichen vermissen, die die Krankheit unserer Zeit, die Nervosität, etwa in der Handschrift hervorbringt. Nun, einfache, leicht erkennbare Eigenheiten im Sinne der besprochenen produziert die Nervosität nicht. Die bewegte, zarte, geneigte Handschrift bildet den Untergrund der nervösen Erscheinungen. Mitunter findet man in solchen Schriften leichte Zitterformen, auch kaum erkennbare Knickungen. Sie müssen aber in den Schriftzügen der Nervösen nicht vorhanden sein. — Die reizbare Nervenschwäche, Neurasthenie — auch ein Zeichen unserer Zeit — zeitigt eine sehr wechselnde Handschrift. Der selbe Mensch schreibt bald eng, bald weit, entsprechend dem Wechsel der Stimmungen, der beim Neurastheniker charakteristisch ist. Im Verlaufe eines Tages zeigt die Schrift auf- und absteigende Zeilenführung; am Morgen beginnt der Kranke gleichmäßig und normal zu schreiben; bald tritt Erschöpfung ein. Die Schriftzüge werden schlaffer, leichter, unregelmäßiger, und so geht's im fortwährenden Wechsel den Tag hindurch. Vielfach findet man bei Neurasthenikern die getrennte Schrift.

Wie die Hysterie die Handschrift beeinflußt, sah der Leser bereits in den Klischees Fig. 19, 25, 66 u. 100. Die Art der Äußerung aber ist unendlich verschieden. Charakteristisch für die Hysteriker ist die Übertreibung in jeder Form, dann die Lügenhaftigkeit, Schlauheit und Verstecktheit, die zusammengefaßt auf die ihnen eigene Schauspielerei hinweisen. Mitunter ist den Kranken ihr Lügen nicht bewußt; sie glauben an die Wahrheit ihrer Hirngespinste und Phantasien. Aber ebenso häufig lügen sie mit raffinierter Überlegung, gewöhnlich zu dem Zweck, ihre Person in ein helles Licht zu rücken oder den Nimbus ihrer geistigen Überlegenheit zu wahren. Sie haben von ihrer Bedeutung eine außerordentlich hohe Meinung, haben alles vorher gewußt, vorher gesagt und zum Beweise dessen verdrehen sie sehr geschickt die Tatsachen. Keine Gelegenheit lassen sie vorbeigehen, um auf sich aufmerksam zu machen; sie wollen auffallen, über ihre Umgebung hervorragen um jeden Preis. — Mechanische Schreibstörungen braucht die Handschrift der Hysterischen nicht zu enthalten. Was sie charakterisiert, ist die Neigung zum fadenförmigen Ductus, zu übertriebenen Schleifenbildungen und Umbildung von Spitzen zu Schleifen. Dabei kann die Schrift sehr regelmäßig sein, zumeist jedoch ist sie das Gegenteil. Aber fast in jedem Falle enthält sie etwas Auffälliges, Außergewöhnliches, entweder die regellose, weite Formung der kreisförmigen Elemente, der Oberlängenschleifen usw. oder plötzlich hervortretende, unmotivierte Druckstellen oder auch verschnörkelte, groteske Buchstaben. Das Beispiel, Fig. 276 auf Seite 196, mag einen Begriff davon geben, wie sich die Hysterie ausprägen kann, wo es sich um exzeptionell schwere Fälle handelt.

Hinzufügen wollen wir noch auf Grund von Erfahrungen aus unserer Gerichtspraxis als Schriftsachverständiger, daß der anonymen Briefschreiberei, die zumeist von weiblichen Personen ausgeht, dort, wo sie fortgesetzt geübt wird, gewöhnlich Hysterie zu Grunde liegt.

Wir gelangen nun in das Gebiet der Geisteskrankheiten, auf dem es noch viele Fragen in bezug auf die Handschrift zu lösen gibt. Für den nicht medizinisch gebildeten Laien können die bisher gefundenen wissenschaftlichen Resultate kein weitgehendes Interesse beanspruchen. Aus diesem Grunde

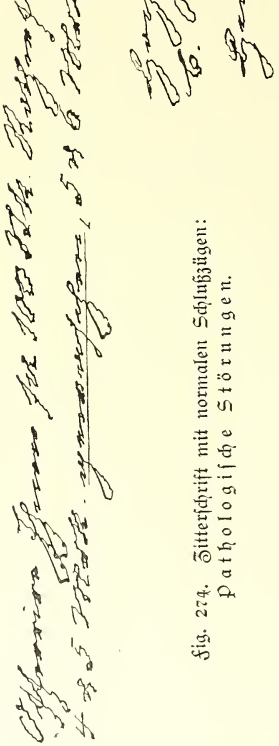


Fig. 274. Zitterschrift mit normalen Schlußzügen: Pathologische Störungen.

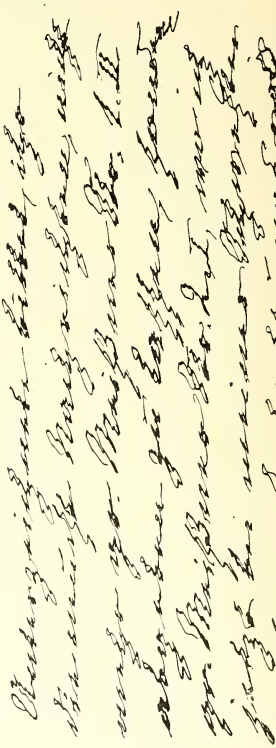


Fig. 274a. Ausgeprägte Zitterschrift: Pathologische Störungen.

wollen wir nur kurz darauf eingehen und geben Lombroso das Wort, der sich eingehend mit der Materie befaßt und — seiner Schreibart entsprechend — eine kurze, gemeinverständliche Abhandlung niedergeschrieben hat.

„Wenn wir", so führt er aus, „die Handschrift der Geisteskranken untersuchen, ergibt sich daraus ein klarer diagnostischer Beweis betreffs der Trübung der geistigen Fähigkeiten. So geschieht es häufig bei den Paralytikern und Alkoholikern, daß der Geisteskranke beim Niederschreiben langer, konsonantenreicher Wörter irgend einen Buchstaben, insbesondere das p oder r ausläßt. Diejenigen Konsonanten, die ihnen bei der Aussprache Schwierigkeiten machen, lassen sie entweder aus oder verändern sie dementsprechend. Einige gehen plötzlich der Fähigkeit verlustig, überhaupt die Buchstaben zu schreiben (Agraphie), indes sie sie noch aussprechen können, oder sie werfen einige sinnlose Buchstaben aufs Papier, die nur zum Scheine aneinandergereiht sind; wieder andere sind nur mehr imstande, Fragmente von Buchstaben zu schreiben. In anderen Fällen nimmt die Schrift eine beinahe elementare Form an, indem sie die am schwierigsten zu schreibenden Buchstaben ausläßt oder alles auf ein Aneinanderreihen unsicherer oder unverständlicher Zeilen beschränkt, just wie es bei Kindern zu sein pflegt, wenn sie schreiben wollen, ohne es gehörig erlernt zu haben. Dies pflegt ein Charakteristikum der ataktischen Formen zu sein (Dysgraphie)".

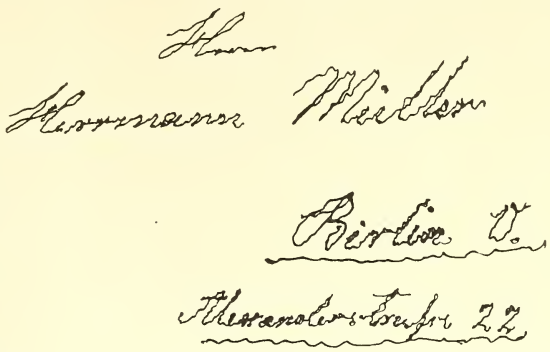


Fig. 274b. Reine Zitterschrift: Alterserscheinungen.

Bastian berichtet von einem partiell Wahnsinnigen, der viel schrieb. Anfangs waren die Schriftstücke ziemlich verständlich, darauf setzte er „fff" an Stelle der letzten Buchstaben eines jeden Wortes; später ward das ganze Wort entstellt, und die Verdoppelung vieler Konsonanten zusamt dem Anhängsel „n d c n d d" oder zum mindesten „c n dd" wurde das Auffälligste an diesen Manuskripten, die trotz ihres Umfanges vollkommen unverständlich waren.

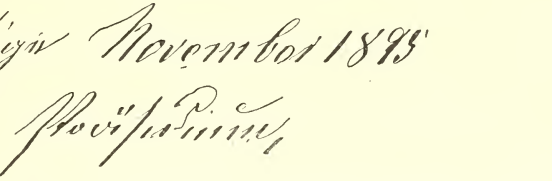


Fig. 275. Kleine überflüssige Punkte an falscher Stelle in unbeholfener Schrift: Asthma, Störung der Herztätigkeit.

Ein sehr wichtiges, bisweilen beobachtetes Zeichen bildet das Zittern der Schrift. Personen, die aus Anlaß von Säuferwahnsinn oder Epilepsie wechselnden Anfällen unterworfen sind, weisen zwei oder drei Tage vor dem Anfalle die ersten Anzeichen der Dysgraphie auf, die nun bis zur Stunde des Anfalles ständig zunimmt. Die Schrift wird immer verworrener, ferner durch Kleckse entstellt, die Konsonanten, insbesondere die schwierigsten, ausgelassen und durch Vokale ersetzt, genau so wie es beim Aussprechen der Fall ist. So schrieb z. B. ein Friedens-

richter, der an Gehirnerweichung infolge von Alkoholismus litt, vor den apoplektischen Anfällen ganz normal. Zwei oder drei Tage vor dem Anfalle gestaltete die Schrift sich zittriger und minder scharf; wenige Minuten vor dem Anfalle endlich steigerten sich die orthographischen Fehler, die Verbesserungen, das Zittern; auffälligerweise trat sogar Dysgraphie auf: statt „rocca petrocca" fand sich „roa pelnoca". Bei einigen Geisteskranken und Paralytikern sind zuweilen ungeheure, das Geschriebene bespritzende Tintenflecke (ähnlich der Kinderschrift) ein besonderes Kennzeichen der Dysgraphie (Fig. 277).

Die den Wahnsinnigen wie den Paralytikern gemeinsamen Züge sind folgende: die Verwirrung, Kleckse, Flecken; sehr häufig Großbuchstaben, Ziffern und Buchstaben übermäßig klein oder übermäßig groß, immer ungleich; einige leisten sich mit Vorliebe Punkte über oder zwischen allen Buchstaben, die man zu Anfang jedes Wortes noch so ziemlich entziffern kann, indes sie gegen das Ende zu vollkommen unverständlich werden.

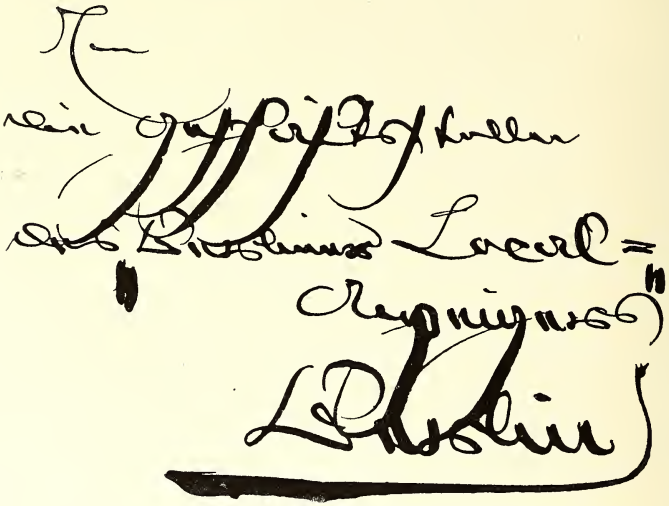


Fig. 276. Schwerer Fall von Hysterie.

Viele, die an Monomanie oder an Verrücktheit leiden, setzen für jeden Buchstaben ein eigenes Zeichen; andere Verrückte hingegen, den Ordnungssinn übertreibend, schreiben mit ausnehmender Klarheit und übertriebener Regelmäßigkeit (Fig. 278). Viele derselben haben sogar die Geduld, immer mit großen, die Druckschrift nachahmenden Buchstaben zu schreiben.

Andere Paranoiker, in wahnsinnigem Symbolismus befangen, suchen andere zu überzeugen, indem sie ihre Gedanken durch Symbole ausdrücken. Es scheint ihnen, als wenn die anderen ihren irrigen Vorstellungen eher Glauben schenkten, wenn diese anstatt durch Worte durch Zeichnungen ausgedrückt, gewissermaßen hierdurch besiegelt würden. So fanden sich z. B. im Nachlasse des Propheten Lazaretti lange Papierstreifen, auf denen Pferde mit 40 Beinen und 20 Flügeln abgebildet waren. Ein anderer, ebenfalls an Größenwahn Leidender, der sich hoch erhaben über die Menschheit deuchte, verschmähte es, sich beim Schreiben und Sprechen gemeiner Buchstaben und Worte zu bedienen: so hatte er eine ihm eigentümliche Sprache ersonnen; seine Schrift aber setzte sich aus vielen kleinen Medaillen zusammen, inmitten welcher eine durch ein

darunterstehendes Motto erläuterte symbolische Zeichnung prangte. Des Urhebers Irrsinn festzustellen, hielt nicht schwer.

Eine mit Größenwahn behaftete Persönlichkeit entwarf geographische Karten, indem sie die Flecke an ihrer Zimmerdecke sorgfältig abzeichnete und sie dann auf einer Karte genau wieder-

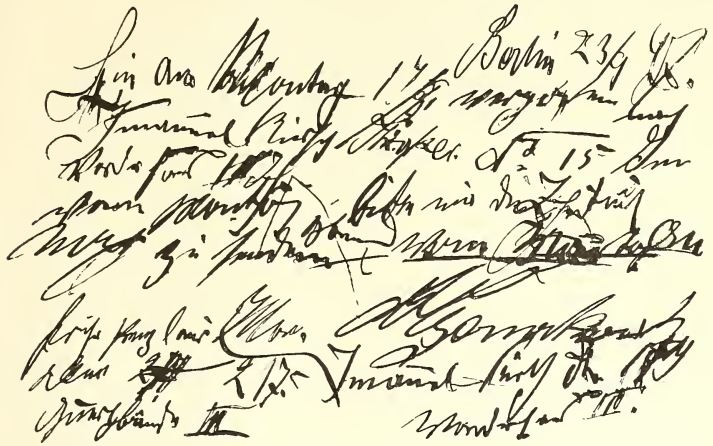


Fig. 277. Schrift eines Geisteskranken.

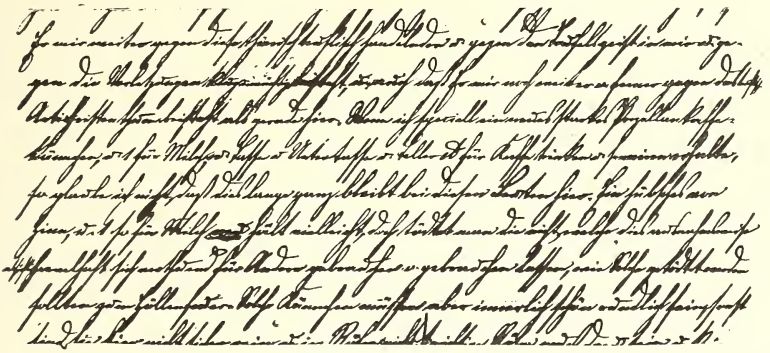


Fig. 278. Schrift eines Monomanen (religiöser Wahnsinn).

gab. Dergestalt glaubte dieser Kranke den topographischen Plan seiner Ländereien aufzunehmen und ließ der Zeichnung eine ebenso sorgsame Aufbewahrung angedeihen wie nur irgend ein Grundbesitzer den Vermessungen seiner Güter.

Wichtig und charakteristisch für die Monomanen ist die Gepflogenheit, ihr Geschreibsel mit erläuternden Zeichen zu durchsetzen, für jedes Wort sich eines besonderen Zeichens bedienend.

(Solches tun insbesondere diejenigen, die an Wahnsinn, und solche, die an systematischer Monomanie leiden.) In ihrer Vorstellung leben Bilder, die sie nicht in Worte kleiden können und alsdann durch Zeichnungen auszudrücken suchen.

Die Schrift ist bei den Monomanen von Wichtigkeit, weil viele sich nicht anders denn schriftlich ausdrücken können oder wollen. Fordert man sie auf, ihren Krankheitsfall zu erzählen oder ihre Gründe mündlich zu verfechten, so verharren sie schweigend oder entgegnen, daß sie schriftlich antworten würden. Und in der Tat trifft man später von ihnen ganze Stöße von Papier an, die mit ihren sinnlosen Schreibereien bedeckt sind. Andere wieder schreiben tagtäglich das selbe: so hatte beispielsweise ein Mädchen zu sprechen aufgehört, schickte aber täglich ganze Stöße von Briefen. Andere dieser aus freien Stücken Schweigenden brachten kaum, wenn man sie zum Schreiben aufforderte, ein paar unklare Worte und zwei bis drei schiefe sinnlose Zeilen zu Papier.

Die Graphomanen (zur Verzweiflung der Rechtsanwälte beständige Heimsucher der Gerichtssitzungen) haben gewöhnlich eine sehr gedrängte und gestreckte Schrift, meist klar, klein, verbunden; die Punkte auf dem i fehlen nicht, überhaupt interpunktieren sie sorgfältig und unterstreichen viel.

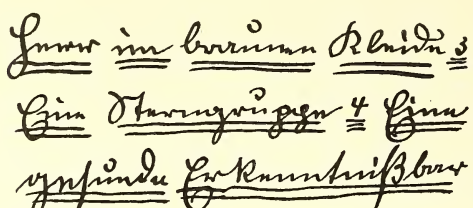


Fig. 279. Permanente Unterstreichungen: Irrsinn.

Die an allgemeiner Paralyse Leidenden werden immer beim letzten Wort, im r, t, m, zu Schanden. Ein andermal wiederholen sie, nach Art der Stotterer, die Anfangsbuchstaben der Wörter. Im letzten Stadium sind sie Dysgraphiker und irren sich beim Schreiben mancher Buchstaben unter dem Einflusse der ihnen vorangehenden Schriftzeichen. So wollte ein solcher z. B. Giuseppe Garibaldi schreiben und setzte Giuseppe Garigaldi unter dem Einflusse der beiden vorstehenden g.

In Verträgen oder Testamenten vergessen diese Paralytiker die wichtigsten Sätze oder Worte, so z. B. die Summe Geldes, um die es sich handelt, oder den Namen der zu bedenkenden Person. Sie lassen diese wichtigsten Worte aus, weil es ihnen so vorkommt, als müßten die anderen sie schon kennen. (Dies pflegt auch bei normalen Individuen vorzukommen, indes nur in besonderen Fällen, wo es sich um obszöne oder allgemein bekannte Dinge handelt.)

Bei Fällen von akuter Manie findet man meist verschiedene, ungeordnete und außer Verhältnis stehende Schriftarten; so z. B. lateinische Schrift mit Frakturbuchstaben untermischt, Drucktypen bei den großen und Kursivschrift bei den kleinen Buchstaben, ferner sehr große Lettern (Makrographie), sehr häufig ferner, wie sonst bei allen Irrsinnigen, Gedankenstriche, Parentheſen, unterstrichene Wörter (Fig. 279).

Die ungeheure, in den Gattungen der Epilepsie vorkommende Mannigfaltigkeit — sie erstrecken sich vom Genie bis zum Wahnsinn und zum Verbrechen — wird erwiesen und widergespiegelt im Umfange und der Mannigfaltigkeit der Unterschriften, die sich den verschiedenen Formen des individuellen Wesens anschmiegen. Insbesondere trifft man bei ihnen nach der Unterschrift so übertrieben verschlungene Schlußfederzüge (Paraphen), daß sie zuzeiten einer Arabeskenzeichnung ähnlich sehen. So Allovatti, der in normalem Zustande seinen Namen ganz einfach schrieb, während des Anfalls aber immer einen Federzug hinzufügte und sich dann für Napoleon hielt. Mit den Hysterikern die doppelte Persönlichkeit gemeinsam habend, weisen sie bald eine natürliche (Fig. 280), bald eine übertrieben große Schrift (Makrographie) auf, reich

an Symbolen und Federzügen, besonders bei der Unterschrift, derart, daß sie mit ihrem Namen ein ganzes Blatt Papier in schräger Richtung ausfüllen können, und in diesen Fällen unterliegen sie einer Krisis der Manie. Alsdann haben sie mit den der Manie Unterworfenen auch die Vermischung der verschiedenen Schriftarten gemein, aber sowie die Krisis überstanden ist, kann die Unterschrift sich wieder normal gestalten.

Unter Kontrolle des Inhalts der Briefe, der genau der Sonderbarkeit und Anormalität der Form entspricht, hat dieser Charakter als Dokument zur Bestimmung dieser Krankheit dienen können. So haben auch die erfahrenen Ärzte im Falle des durch Rocha in Buenos Aires begangenen Mordes aus der Form der Unterschrift auf Epilepsie geschlossen. Sie wies eben den Charakter auf, auf den ich in meinem Archiv aufmerksam gemacht hatte.

Bei irrsinnigen Apoplektikern und blödsinnigen Epileptikern (Idioten) beobachtet man bisweilen die verkehrte Schrift, Spiegelschrift benannt. Idioten, Trottel, Stotterer, blödsinnig Geborene schreiben gleich Kindern von 4—6 Jahren mit zitterigen, unsicheren, unregelmäßigen Buchstaben, bald groß, bald klein, mit kindlichen Schriftzügen und Tintenklecksen, bald auch wie die Chinesen, von oben nach unten. Desgleichen tun die in ihren Nervenzentren besonders

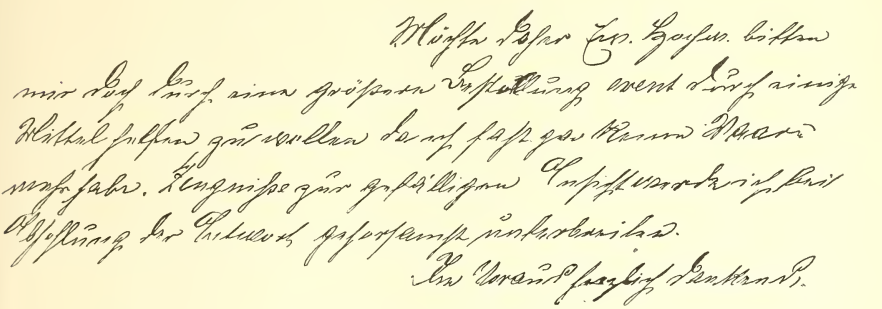


Fig. 280. Schrift eines Epileptikers.

geschädigten Kinder, die der Erziehung die geringste Empfänglichkeit entgegenbringen, und jene, die an Veitstanz, und Taubstummheit leiden. Nach den Beobachtungen von Piper (Schriftproben. Berlin 1893) schrieben von 46 epileptischen Kindern 40, von 103 blödsinnigen 60 gern und leicht die Spiegelschrift sowohl mit der Rechten als auch mit der Linken. Indes die Idioten und Trottel unruhig und unsicher schreiben, wenn sie mit der linken Hand die Spiegelschrift ausführen sollen, tun blödsinnige Epileptiker es ziemlich gern.

Die Schrift der Wahnsinnigen weist gestreckte und gedrängte Buchstaben auf, oft viel unterstrichene Wörter, zuweilen vermischt mit Zeichnungen, kleinen Punkten oder aber Druckschrift, mitunter in zwei Reihen nebeneinander stehend (selbst in Privatbriefen), oder in Sprüche gesondert, wie in der Bibel. Wenn sie sich der Drucktypen bedienen, erstreckt sich die Anomalie so weit, daß sie Seiten mit 7—8, ja bis 16 verschiedenen Typen zustande bringen, insbesondere, wo es sich um Titelblätter handelt. „Soweit Lombroso, der, wie man sieht, sehr summarisch verfährt und deshalb auf Gründlichkeit keinen Anspruch machen kann. — —

Zum Schluß dieses Kapitels bringen wir den letzten Brief eines Liebespaares, das gemeinsam in den Tod ging. Ob man angesichts dieser Schriftzüge noch von Zurechnungsfähigkeit sprechen kann, erscheint sehr fraglich. Jedenfalls spricht daraus große Aufregung, die sich besonders zum Schluß des Briefes steigert. Der Mann fängt mit einer verblüffenden Energie zu schreiben an, dann aber beginnt die Verwirrung. Die Willenskraft läßt nach, um plötzlich wieder aufzu

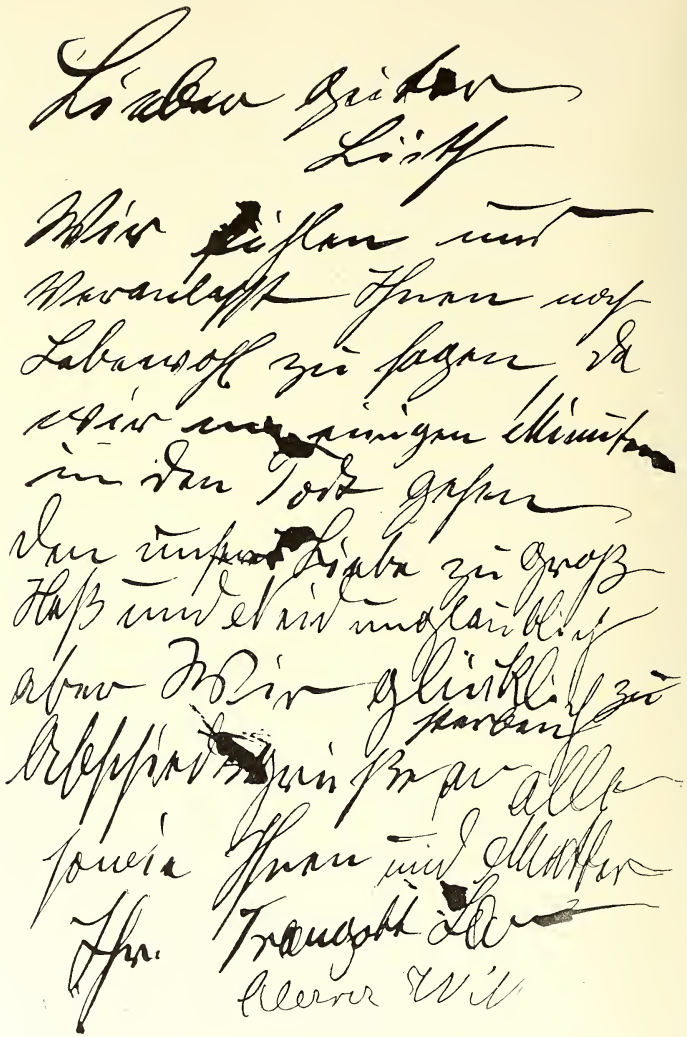


Fig. 281. Letzter Brief eines Liebespaares, das gemeinsam in den Tod ging.

leuchten (Wir, Abschied). Die Unterschrift des Mannes ist unvollständig, die der Frau hingegen klar. Das Ganze, in offenbarer Schnelligkeit hergestellt, bietet das Bild größter Aufregung und Verwirrung.

Die Schrift der Verbrecher.

Gibt es den geborenen Verbrecher? Lombroso behauptet es und sucht seine Theorie an Hand eines großen Materials zu beweisen. Andere Kriminalisten bestreiten es entschieden und, wie uns scheint, mit Recht. Da Lombroso auch die Verbrecherhandschriften studiert und wohl als erster darüber geschrieben hat, so ist es nur recht und billig, wenn wir ihm das Wort geben, bevor wir ihn zu widerlegen suchen. Er schreibt: „Nun ich meine Studien über die Verbrecherselbstschriften, etwa 520 an der Zahl, die mir von Alfred Manry, Direktor der französischen Archive, von Mnoni und Bertram Scaglia verehrt worden, wieder aufnehme, glaube ich die Schriften in zwei scharf getrennte Abteilungen sondern zu müssen, ungerechnet die Halbanalphabeten, zu welchen unsere berühmtesten Briganten gehören, deren Schrift ein kindisch unausgeschriebenes Gepräge zeigt. Mörder, zugleich Straßenräuber und Briganten, bilden die erste Gruppe, die als charakteristisch eine gestreckte und gedrängte Schrift aufweist, verbrämt mit Säbelstrichen sowohl oberhalb als unterhalb der Schriftlinie; in vielen Fällen ist der t-Strich ungebührlich verlängert oder vom Buchstaben getrennt, was beim Soldatenstande und im allgemeinen bei tatkräftigen Leuten vorzukommen pflegt; bei einigen anderen wieder bilden Haar- und Grundstriche einen spitzen Winkel. Bei allen aber weist die Unterschrift eine außergewöhnliche Fülle von netzartigen Verschlingungen und Verschnörkelungen auf, daß sie sich hierdurch von allen anderen unterscheiden.

Von 98 Straßenräubern und Mördern wiesen 52 diese Eigentümlichkeiten auf, die auch in auffallender Übereinstimmung bei allen Briganten wiederkehren, ausschließlich der ob ihrer grausamen Taten berüchtigten Staatsmänner, welche eine Art von Haken (oder Säbelstrich) am Ende jedes Wortes zeigen. In einer anderen Mördergruppe hingegen findet man keine nennenswerten Säbelstriche, ausgenommen den scharfen senkrechten Endstrich, mit dem die Unterschrift abschließt; die Buchstaben stehen gedrängt nebeneinander; schmierige und runde Formen sind vertreten. Viele der selben scheinen trotz ihres nicht vorgerückten Alters, von 30 bis 36 Jahren, mit einer greisenhaft zitternden Hand zu Papier gebracht zu sein, ein Anzeichen von Alkoholismus entweder, oder von jenen Nervenleiden, die wir so häufig bei ihnen angetroffen haben. Von 90 Mördern zeigten dieses eigentümliche Zittern 13, indem ich es bei 7 der ersten und 6 der zweiten Gruppe Angehörenden beobachtete. Nur 36 von den 90 also Untersuchten ermangelten dieser charakteristischen Züge und wiesen tatsächlich eine gewöhnliche Schrift auf.

Die zweite Hauptgruppe, die Diebe, unterscheidet sich von der bei den Straßenräubern vorherrschenden durch das Fehlen der Säbelstriche, durch meist ausgebuchtete Buchstaben von geringem Umfange; es findet sich fast keine Verschnörkelung der Unterschrift: alles in allem charakteristische Züge, die der Diebesschrift, der Frauenschrift, überhaupt der gebräuchlichen Schrift gemein sind. Außer diesen Eigentümlichkeiten mitsamt dem Zittern bietet die Unterschrift Cartouches, des Meisterdiebes, eine Art von Haken, von Rückwärtsbiegung bei fast jedem Buchstaben, die an die seltsame Bildung seiner Finger erinnert. Auch andere Langfinger ermangeln dieses Zuges nicht.

Zwölf von 106 Diebeshandschriften aber fehlen die oberwähnten Charakterzüge ganz. Daß sie häufig bei Personen angetroffen werden, die nicht bloß Diebe, sondern auch Straßenräuber und Verbrecher gegen die Sittlichkeit waren, sei hier noch erwähnt.

Was nun ferner die Sittlichkeitsverbrecher, Betrüger und Fälscher betrifft, so habe ich nicht so viel Schriftproben zusammenbringen können, daß es mir möglich gewesen wäre, Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten. Mir scheint jedoch, daß jene Übeltäter viel Ähnlichkeit mit den Straßenräubern haben, sei es durch den Säbelstrich zu ende oder inmitten der Wörter,

sei es durch übermäßige Verschnörkelung der Unterschrift. Nach der Behauptung einzelner Schriftkenner (?)schreiben die Betrüger mit sehr kleinen Buchstaben, als wenn sie sich gewissermaßen bemühten, sich zu verbergen, sich den Nachstellungen zu entziehen. Casanova weist nicht einen dieser charakteristischen Züge auf, statt dessen hat er große schmierige Buchstaben, bei denen jeder Unterschied zwischen Haar- und Grundstrichen aufgehoben ist.

Die Schriftzüge der Mörderinnen nähern sich in ihrem allgemeinen Typus sehr denen der Mörder und überhaupt der männlichen Schrift. Dies gilt übrigens von ganz ehrenwerten Frauen, wofern sie nur mit genügender Tatkraft ausgestattet sind. — Die wegen Mordes verurteilte Raffaelle Amato (eigentlich ein Hermaphrodit, der für ein Mädchen gehalten und als solches erzogen wurde) weist in der Form ihrer Schrift einen entschieden männlichen Charakter auf."

Man kann nicht sagen, daß diese Darlegung auch nur im geringsten überzeugend wirkte. Einige Verbrecher haben die und die Zeichen in der Schrift, andere nicht. In den Handschriften einer anderen Kategorie findet man andere Zeichen, aber auch hier nicht konstant und so fort. Auf diese Weise ist eine Beweisführung nicht möglich, und sie ist überhaupt unmöglich. Es gibt keine Mörder-, Diebesschriften usw. Ja, man kann nicht einmal von Verbrecherschriften schlechthin sprechen. Wenn es hier wirklich ein Problem zu lesen gibt, so muß man es jedenfalls von einer andern Seite anpacken.

Befassen wir uns zunächst mit dem intelligenten, gebildeten Verbrecher, dem *Hochstapler* und *Schwindler*. Was wollen sie, und wie gehen sie vor? Sie wollen ohne besondere Arbeit so gut wie nur möglich leben; sie unterscheiden sich darin also nicht von Millionen andern Menschen. Nur gehen sie anders vor als diese: optimistischer, mutiger, raffinierter, gewissenloser. Nun, die Gewissenlosigkeit ist nicht das Ausschlaggebende. Die findet man auch anderwärts häufig kaum weniger ausgeprägt. Aber der Hochstapler muß in erster Linie Vertrauen zu sich selbst haben, sagen wir es gerade heraus: er muß Optimist sein. In der Tat lehrt die Erfahrung, daß hochstaplerisch veranlagte Naturen, katilinarische Existenzen in den allermeisten Fällen eine große Handschrift besitzen, charakterisiert durch hohe Kleinbuchstaben. Wer in seiner Umgebung solche Leute kennt, der wird das bestätigen können. Aus naheliegenden Gründen können wir nicht die Proben veröffentlichen, die, weil uns das Wesen der Schreiber persönlich genau bekannt ist, besonders beweiskräftig erscheinen. Es sei daher auf die Probe Fig. 81, S. 65 verwiesen. Der Urheber jener Schrift war nicht nur Polizeispitzel, sondern eine ausgeprägte Hochstaplernatur. Zum andern soll die vorstehende Probe Fig. 282 als Beispiel dienen. Sie stammt von der Hochstaplerin Anna Dubberstein, die sich jahrelang als eine Herogin Katharina von Österreich-Este ausgegeben hatte, und zwar in Berlin, „der Stadt der Intelligenz". Schlagworte sind bequem. Die Dubberstein aber versetzte der Intelligenz einen mächtigen Schlag ins werte Antlitz. Ihre Handschrift ist nicht nur wegen der Größe — worauf es uns zunächst ankam — interessant, sondern mehr noch durch die Pseudodistinguiertheit, die daraus spricht.

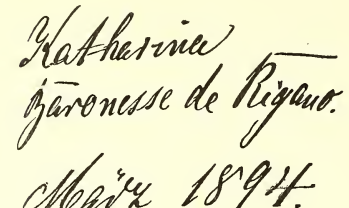


Fig. 282. Schrift einer Hochstaplerin.

Die wenigen Worte entstammen der Rückseite einer Photographie, die „Katharina Baronesse de Rigano" einem Ladenfräulein verehrt hatte. Die Formen sind sämtlich vulgär; das K hat einen entschieden kaufmännischen Anstrich. (Die Dubberstein war auch einmal Ladenmädchen.) — Das B wird auch zumeist in kaufmännischen Schriften angetroffen; die Zahlen 9 und 4 sind ebenfalls mehr kaufmännisch als spießbürgerlich. Am frappantesten ist das M. Der Leser weiß

bereits, daß aristokratisch stolze Personen vielfach ein M u. a. Buchstaben schreiben, in dem der erste Grundstrich den zweiten überragt. Hier sieht man das direkt Umgekehrte. Ohne Zweifel: dieses gewöhnliche M schon hätte die Dubberstein verdächtigt, ganz davon abgesehen, daß auch alle anderen Formen den Schriftkenner sofort stutzig gemacht haben würden. So gewöhnlich schreibt nicht eine Erzherzogin von Österreich. So schreibt eine Schulze, Müller oder Lehmann, die einer „Gnädigen" die hohe Schrift abgeguckt hat. Die große Schrift kann in diesem Falle vielleicht durch Nachäffen erklärt werden. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wirkliche Hochstapler und solche, die es ihrer Veranlagung nach sein oder werden könnten, eine hohe selbstbewußte Handschrift produzieren. Der Mut oder hier vielleicht besser gesagt die Frechheit, ist eine Begleiterscheinung des Selbstgefühls. Wer selbstbewußt und mutig ist, der kann nur ein Optimist sein. Das Raffinement spricht sich bei solchen Naturen in der Versteckheit und der ruhigen Überlegung aus. Die Schrift der falschen Baronesse zeigt die Tendenz der Kreisbildung in hohem Grade.

Da diese Blätter der praktischen Menschenkenntnis dienen sollen, so soll hier ein Zeitungsbericht eingeschaltet werden, aus dem die Persönlichkeit der Schwindlerin klar hervortritt. Der Bericht lautet:

„Eine junge Dame teilte mir aus der Vergangenheit Anna Dubbersteins mit, daß diese als uneheliches Kind in der Anstalt „Salem" bei Stettin aufgezogen worden sei und schon auf der Schule neben großer Intelligenz einen gewissen Hang zu abenteuerlichen Plänen gezeigt habe. Zwei Geschäftsinhaber aus Stettin, bei denen die Pseudo-Erzherzogin jahrelang in Stellung gewesen war, rühmten ihre Bescheidenheit und ihr nettes Wesen, und der eine von ihnen tat besonders der außerordentlichen Gedächtniskraft des lieben Mädchens Erwähnung. Jedes Dessin, jede Größe, jede Nummer behielt sie im Kopf, und dieses Faktum erschien ihm so erstaunlich, daß er oft mit seinem Bruder darüber gesprochen haben will.

Stettin schien für die Abenteuerlust Annas ein ungeeignetes Terrain, und eines Tages war sie von dort verschwunden. Sie wandte sich nach Berlin, und hier finden wir sie in einem möblierten Zimmer in der Zimmerstraße wieder. Die Wirtin dieser Wohnung war nicht als Zeugin vorgeladen, sondern wollte als neugierige Zuschauerin der Verhandlung beiwohnen. Da der Cerberus auch ihr den Eintritt verwehrte, wartete sie im Zeugenzimmer das Ergebnis der Verhandlungen ab, und es fiel mir nicht schwer, die Bekanntschaft der liebenswürdigen Dame zu machen und die Schleusen ihrer Beredsamkeit zu öffnen.

Anna Dubberstein bewohnte bei ihr zuerst nur ein Zimmer. Für ihren Unterhalt sorgte ein Herr Sch., der zu ihr in intimen Beziehungen stand. Eines Tages kam Anna von einem Besuch nach Hause und erzählte, daß sie einen Herrn Roloff kennen gelernt hätte, der sehr entzückt von ihr sei und ihr große Versprechungen gemacht habe. Sie sollte nur warten, bis er sein mütterliches Erbteil im Betrage von 60 000 M ausgezahlt erhalten habe, dann solle ein flottes Leben beginnen. Es dauerte nicht lange, da erschien der Studiosus Roloff mit dem wohlgefüllten Portefeuille auf der Bildfläche. Für Fräulein Dubberstein wurden statt eines Zimmers deren vier eingerichtet, eine feine Equipage wurde ihr zur Verfügung gestellt, der Sekt floß in Strömen, Diners und Soupers wurden veranstaltet, kurz, die Umwandlung aus der kleinen Verkäuferin zur vollendeten Lebedame vollzog sich mit der rapiden Geschwindigkeit, wie wir sie bei unbedeutenden Künstlerinnen und flotten Konfektioneusen, die doch alle nicht in Fürstenpalästen geboren sind, so oft beobachten. Anna entfaltete Chic und eine große Bildungsfähigkeit. Ihre Promenadentoilette mußte in der Farbe mit der des Wagenfonds übereinstimmen, und ihre Wäsche bestand nur aus der feinsten Seide und den zartesten Spitzengeweben; sie lernte malen und studierte, wie ihre Wirtin mir versicherte, das Konversationslexikon mit größtem Eifer. Trotz des enormen Umschwungs in ihren Verhältnissen behielt sie ihr angenehmes und sympathisches Wesen bei und zeigte sich in keiner Weise stolz oder hochmütig. Wie alle Lebedamen war sie von großer Freigebigkeit und überschüttete ihre Umgebung mit Geschenken. Nur eine einzige Veränderung

ging mit ihr vor, und diese bestand in der Aneignung einer gebrochenen, mit ausländischem Akzent untermischten Sprache. Wenn ihre Wirtin nach dem Grunde dieser Veränderung fragte, antwortete sie: „Willy mag das so gern leiden!“ Sie markierte also die Rumänin, gab sich für eine Sängerin Taciann aus und bevorzugte in ihrem Studium die Artikel über Bukarest und Jassy. Erwies sich in einer Unterhaltung das Konversationslexikon als nicht genau orientiert, so half sie sich mit der Ausrede: „Ick haben so kindisch das Stadt verlassen, daß alles nicht noch wiessen kann“.

Willy Roloff und Anna Dubberstein sollen nach der Versicherung sämtlicher von mir inquirierten Damen und Herren ein wunderschönes Paar abgegeben haben. Er, eine große Erscheinung mit blondem Schnurrbart und von schneidigem Exterieur, überragte die zarte Brünette mit dem Tituskopf und den schwarzen, mandelförmigen Augen bei weitem, und der Kontrast in dem Größenverhältnis der beiden Personen soll ihnen etwas Anziehendes und Auffallendes verliehen haben. Es fand sich denn auch bald eine große Anzahl von Freunden ein, und an glühenden Verehrern für die junge, interessante Rumänin war durchaus kein Mangel.

Die luxuriöse Lebensweise des jungen Liebespaares verschlang Unsummen, und die ererbten 60 000 M waren darum bald zu Ende. Um den flotten Haushalt und das amüsante Leben fortzuführen, mußte neues Geld beschafft werden. Eine gute Freundin half mit einigen tausend Mark aus, aber das rettete nur aus vorübergehenden Verlegenheiten. Das Streben der Hochstaplerin richtete sich nach größeren Beträgen, und darum wurde die interessante Geschichte von der hochfürstlichen Abstammung und der in Aussicht stehenden kolossalen Erbschaft erfunden. Das verblüffendste Moment in dem großartig angelegten Betruge bildet jedenfalls der Umstand, daß nicht etwa Lieferanten oder irgend welche Privatpersonen zu den Opfern, welche ausgepreßt werden sollten, erkoren wurden, sondern die Familie Willys dazu auserwählt wurde.

Um die Möglichkeit der plumpen Täuschung begreiflich erscheinen zu lassen, gibt es für mich nach meinen Informationen eine richtige psychologische Begründung. Der Vater des alten Herrn Roloff soll in sächsischen Diensten den Feldzug nach Rußland mitgemacht haben und von Napoleon wegen seiner Tapferkeit in den Grafenstand erhoben worden sein. Auch ziert den Stammbaum der Familie eine Baronesse Rigano, welche sich einst zur Vermählung mit einem bürgerlichen Roloff herabließ. Nahe Verwandte der Familie befinden sich in angesehenen militärischen und amtlichen Stellungen, und für die Karriere der Söhne bot sich durch die Vermählung Willys mit einer Fürstentochter eine großartige Perspektive. Für die Eitelkeit der stolzen Stiefmutter mag ferner darin eine besondere Befriedigung gelegen haben, die hochnasigen Exzellenzen, deren es in der idyllischen Harzstadt Wernigerode nicht wenige gibt, durch die Familienverbindung mit Fürstlichkeiten aus königlichem Geblüt zu übertrumpfen. Die Triebfeder der alten Roloffs war also die krasse Eitelkeit.

Das alte Paar kam zu Besuch nach Berlin und war von dem Liebreiz der jungen Prinzessin ganz entzückt. „Willy, wo hast Du diesen Engel her?“ fragte die stolze Mutter. Und Willy erzählte die romantische Geschichte eines Attentates, in welchem er die verfolgte Prinzessin vor den Nachstellungen ihrer Feinde gerettet hätte. Als Dank dafür wolle sie ihm ihre fürstliche Hand reichen, welche übrigens nach Aussage aller Gewährsleute von wunderbarer Schönheit sein soll. Das Geheimnis der fürstlichen Abkunft wurde im Familienkreise sorgfältig gehütet, und die Personen der Umgebung bekamen davon nichts zu erfahren.

Die Wohnung in der Zimmerstraße wurde aufgegeben, und zwar, wie Anna Dubberstein ihrer Wirtin mitteilte, weil Willy sich einschränken müsse und sich seinen Studien ernster als bisher widmen wolle. Man nahm rührenden Abschied von der Familie, in der man so lange geweilt, und gab vor, nach Leipzig überzusiedeln. In Wirklichkeit sollten nur die

Spuren der Vergangenheit verwischt werden, denn kurze Zeit darauf wurde der fürstliche Haushalt in der Corneliusstraße eröffnet, und das Hoflager der Erzherzogin Katharina von Österreich-Este wurde dort aufgeschlagen. Willy Roloff vertauschte der Außenwelt gegenüber seine Stellung als bürgerlicher Student mit der stolzeren eines Grafen Fink von Finkenstein. Die Prinzessin Ghika, die Gräfin Dubarry und andere Fürstlichkeiten wurden in die Umgebung gezogen, Wagen und Briefbogen wurden mit fürstlichen Wappen versehen und die Titulaturen Durchlaucht und Hoheit schwirrten durch die kostbar eingerichteten Appartements.

Dem lebhaften Temperament der unternehmungslustigen Prinzessin konnte die abgemessene Förmlichkeit ihres Hauswesens auf die Dauer nicht behagen. Sie suchte daher Zerstreuung in der Anknüpfung zarter Verhältnisse, welche übrigens sämtlich nur einen platonischen Hintergrund haben sollen. Dieser Umstand ist schon aus dem Grunde glaublich, daß einer der düpierten Herren seine Familie bei der Erzherzogin einführte und seine Schwestern mit ihr an dem vorjährigen Korsofest teilnehmen ließ. Außer den in der Gerichtsverhandlung genannten Herren soll auch weniger angesehenen Männern die Aussicht auf eine Heirat eröffnet worden sein, und zwar mit dem romantischen Beiwerk einer heimlichen Trauung in England. Inzwischen wurden aber die Beziehungen zur Familie Roloff ununterbrochen aufrechterhalten. Die alten gnädigen Herrschaften kamen zu Besuch nach Berlin und ließen sich zusammen mit der zukünftigen Schwiegertochter photographieren, kostbare Geschenke wurden ausgewechselt, und mit ihrer entzückenden Handschrift schrieb die Erzherzogin an ihre jungen Schwägersleute: „Warum geht ihr nicht mir besuchen! Ick mir nach euch sehne".

Auf Veranlassung des Grafen Fink v. Finkenstein, der sich allmählich in die Rolle eines Hofmarschalls einlebte, erwies der fürstliche Haushalt einem Restaurateur in der Friedrich-Wilhelm-Straße zuweilen die Ehre, mit eingeladenen Gästen, zu denen Offiziere und wirkliche Barone und Grafen gehört haben sollen, zu speisen. Bei diesen Diners soll es ebenso zeremoniell und langweilig zugegangen sein wie bei wirklichen Hofdiners. Die Gräfin Dubarry und die Prinzessinnen Ghika hüllten sich in das vornehme Schweigen, das ihnen von der Erzherzogin streng anbefohlen worden war. Nur sie mit ihrem pikanten rumänischen Akzent beherrschte die Unterhaltung und beglückte ihre Gäste durch liebenswürdige Anreden. — — —"

Wir wenden uns nun einer andern Kategorie von Schwindlern zu, den *gebildeteren Betrügern*, die unter Benutzung gefälschter Studienzeugnisse Stellungen erschleichen. Bei diesen herrscht die kalligraphische und die Zuchtschrift vor. So war es bei dem Kommis Peratoner in Wien, der Jahre hindurch von Ärzten und Laien für einen Arzt gehalten wurde. Er war eigentlich nur aufgefallen durch seine kalligraphische Schrift in den Rezepten. Ein Arzt und kalligraphisch schreiben! Wie reimt sich das zusammen? Das reimt sich so zusammen: Da solche Gauner im Leben stets bedacht sind, sich nicht gehen zu lassen, sich nicht verdächtig zu machen und sich nicht zu verraten, da sie gewissermaßen permanent vor sich selbst auf der Lauer liegen, und ihnen so die erwählte Rolle zur zweiten Natur geworden ist, so übertragen sie diese Heuchelei unbewußt auf ihre Handschrift, d. h. sie schreiben sozusagen instinktmäßig kalligraphisch in dem dunklen Gefühl, daß sie selbst in der Schrift sich Gewalt antun müßten. Daher gehören die ruhigen, gleichmäßigen, „nichtssagenden", „schönen" Handschriften häufig so gefährlichen Gaunern und Verbrechern an. Aber, wie schon angedeutet, findet man auch reine Zuchtschrift bei ihnen. Die Probe Fig. 283 veranschaulicht die Handschrift des „Pastors Dr." Partisch, der in Oldenburg Jahrzehnte hindurch regulär beamtet war, bis ihn endlich sein Schicksal doch erreichte.

In der Tat: die Handschrift macht ein recht pastorales Gesicht. Diese kleinen, exakten Formen, die mit Ruhe und Besonnenheit und doch nicht steif auf das Papier gesetzt wurden, findet man häufig bei Geistlichen, naturgemäß am meisten bei solchen, die starke Selbstzucht üben. Diese fortgesetzte Selbstzucht hat Selbstbeherrschung zur Folge, und diese Eigenschaft ist es, die

ein Schwindler haben muß, dem es gelingen soll, viele Jahre in virtuoser Vollendung e i n e Maske zu zeigen. Selbstbeherrschung, Kaltblütigkeit, das ist die Signatur dieser Schrift (ziemlich ruhige, steile Schrift). Oben wurde bereits ausgeführt, daß so viele erfolgreiche Betrüger und Fälscher mehr oder weniger kalligraphisch schreiben. Das gilt namentlich von Kaufleuten und Beamten. Wenn Partisch nicht wirklich ein unterrichteter, ein Mann wäre, der im Laufe der Jahre sich vieles durch Selbststudium aneignete, wenn er nicht ein intelligenter Kopf wäre, dann könnte er eine solche Handschrift nicht haben, dann würde sie sich vielmehr den kalligraphischen nähern. So präsentiert sie sich als eine gar nicht üble, geschmackvolle, intelligente Zuchtschrift.

Die Anzeichen für Heuchelei, Lüge und Selbstsucht — die Crépieux-Jamin zu der gewagten Resultante: Diebssinn vereinigte — sieht man hier keineswegs besonders stark ausgeprägt. (Einrollungen an den beiden b, B, die geschlossenen o, a, g, G.) Aber solche Eigentümlichkeiten finden sich auch bei ungezählten ehrenhaften Menschen; sie sind an sich nicht verdächtig. Gestehen wir es uns nur zu: einer solchen Schrift gegenüber sind wir machtlos. Von der Partischschen kann man nur sagen: Sie gehört einem gebildeten, intelligenten Menschen an, der mit einem ausgeprägten Verheimlichungssinn starke Selbstbeherrschung verbindet. — Wenn man vielfach in die Lage kommt, Schwindlerschriften zu sehen (und man im übrigen im Fach genügend vorgebildet ist), dann muß man bald zu der Einsicht gelangen, daß wir den Verbrecher nicht charakterologisch berechnen können. Es ist falsch, daß der geldgierige Betrüger eine Heuchelei, die an den unten offenen a, o, eine Lügenhaftigkeit, die an den geschlossenen a, o, g usw., einen Egoismus, der an dem zurückgebogenen Haken erkannt werden kann, besitzen, es ist durchaus falsch, daß, wer jene Eigenschaften besitzt, notwendig ein Betrüger oder Dieb sein oder werden müsse.

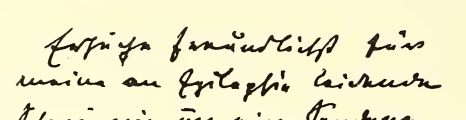


Fig. 283. Zuchtschrift eines gebildeten Schwindlers.

Die Heuchelei kann schon in der Selbstbeherrschung liegen, sei diese nun durch die kalligraphische oder die Zuchtschrift gekennzeichnet. Sicher ist, daß Personen wie die genannten in den allermeisten Fällen ziemlich, mitunter ganz steil schreiben (was ja schon die Unterdrückung des natürlichen Temperaments bedeutet). Und selbst wo die Schrift im übrigen recht individuell ist, wie im Falle eines vielgenannten Freiherrn, der eine prächtige Verschlagenheit und Hinterlist in seiner Schrift zum Ausdruck bringt (und der mit der Routine eines geschickten Zuchthäuslers ausgezeichnete Fälschungen fabrizierte), selbst da ist die Schriftlage recht steil oder häufig wechselnd.

Die Umstände machen den Verbrecher; das Milieu spricht die erste Stimme. Das Milieu aber vermögen wir nur selten aus der Schrift zu erkennen. Dr. Baehr hat nach unserer Ansicht zweifellos recht: den geborenen Verbrecher gibt es nicht.

Trotzdem nun die Sache sich so verhält, so darf man doch nicht vergessen, daß selbst diese Schrifttypen dem Schriftkundigen und Kriminalisten wertvolle Dienste leisten können. Eine kalligraphische Handschrift ist nach zwei Richtungen hin bedeutsam. Entweder sie kennzeichnet eine verwaschene, unbedeutende Individualität oder — einen Heuchler. Die Zuchtschrift, das wurde schon mehrfach betont, bezeugt in jedem Falle Selbstzucht, Beherrschung. Was sich dahinter verbergen k a n n, das haben wir im Fall Partisch gesehen.

Übrig bleiben die Verbrechernaturen, die sich beim Schreiben weniger oder gar nicht beherrschen. In ihren Schriftzügen trifft man dann die Tendenz der Lüge, der Versteektheit, der Heuchelei, des Egoismus in höchster Ausprägung an. Dennoch sind wir nicht berechtigt, wo ein solcher Eigenschaftskomplex vorliegt, schlechthin von einem Verbrecher zu sprechen. Denn eben die Gelegenheit, das Milieu machen erst den Verbrecher. Und außerdem werden die nachfolgenden Beispiele beweisen, daß jene Eigenschaften in manchen Handschriften von Verbrechern nicht aufgefunden werden können.

Eine sehr natürliche Verbrecherschrift eines besser gebildeten Menschen zeigt Fig. 284. Ihr Urheber wurde wegen Ermordung eines Knaben zum Tode verurteilt. Wir sehen ihn noch vor uns, den schmächtigen, hellblonden, jungen Mann, wie er auf alle Fragen bescheiden und ruhig antwortete und keinen Augenblick aus der Rolle fiel. Zu einem Geständnis ließ er sich auch durch seine Familienangehörigen nicht bewegen. Sein Opfer sollte er, nachdem er daran ein Sittlichkeitsverbrechen verübt hatte, mittels einer Rouleauschnur erwürgt und — als er nahende Schritte im Hause hörte — schnell im Bett versteckt haben. Das eintretende Dienstmädchen bemerkte jedoch, daß sich das Oberbett bewegte. Anfangs schwieg es, doch das Gewissen ließ dem Mädchen keine Ruhe, und so kam es zur Verhaftung des Verdächtigen. Die Verteidigung machte

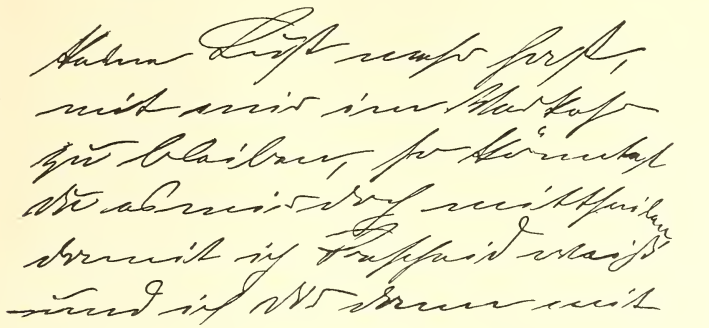


Fig. 284. Schrift eines Mörders aus homosexuellen Motiven.

geltend, diese Zeugin sei hysterisch und deshalb unglaubwürdig. Zum Beweise dessen hatte sie sich auf das Gutachten des Verfassers berufen, der aus den Schriftzügen des Mädchens die Hysterie feststellen sollte. Das war für Deutschland — wenn nicht überhaupt — wohl der erste Fall, daß die Schriftbeurteilung in einer Strafprozeßsache zugelassen wurde. Sie fiel negativ aus. Zum gleichen Resultat gelangten die zugezogenen medizinischen Sachverständigen.

Was sagt uns nun die Handschrift des Knabenmörders Breitrück? Nichts von alledem, worauf es hier ankommt. Es steckt keinerlei Roheit, keine Gewalttätigkeit darin, überhaupt nichts, was nicht auch in tausend andern Handschriften anzutreffen wäre. Was aus diesen leichten, oberflächlichen Zügen zu uns spricht, ist Willensarmut und Haltlosigkeit, wie man es bei sensiblen Personen häufig findet. Homosexualität vermag man aus einer Handschrift überhaupt nicht zu entnehmen, wenngleich andererseits zugegeben werden muß, daß zarte, unruhige, direktionslose (haltlose) Schriften — meist in kleiner Formengestaltung — häufig bei Gleichgeschlechtlichen gefunden werden und bei geschlechtlich Perversen überhaupt.

Als Beispiel dieser Art mag die Handschrift des Barons de Sade dienen, berüchtigt wegen seiner geschlechtlichen Perversitäten, die unter dem Namen S a d i s m u s bekannt sind (Fig. 284a).

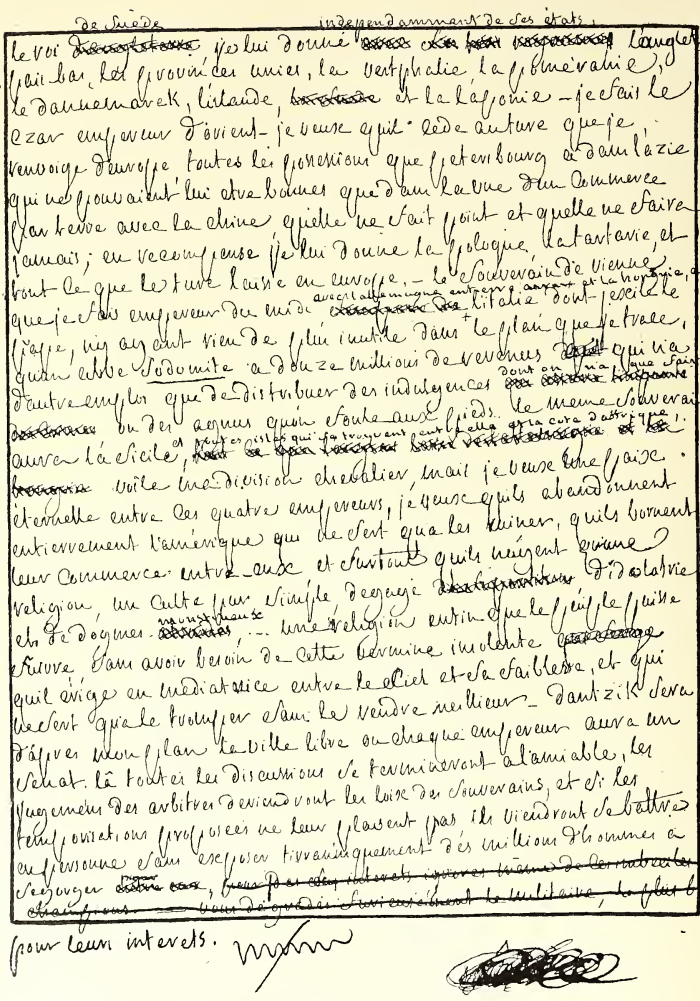


Fig. 284a. Pathologische Schrift: Sadismus.

Die Handschrift der berüchtigten „Gräfin Tarnowska", Fig. 285, deren Bekanntschaft der Leser bereits früher machte, läßt an Ungezwungenheit und Natürlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie schrieb in anderer Verfassung ungleich ruhiger, fester, beherrschter (Fig. 196a, S. 140). In ihren Adern fließt ein Gemisch von irischem, deutschem und slawischem Blut. Aus Geldgier und Vergnügungssucht stiftete sie ihre Liebhaber zu Mordtaten und Fälschungen an. Die

sensationelle, monatelang währende Prozeßverhandlung wird den Lesern gewiß noch genügend in Erinnerung sein. Nun ist sie auf acht Jahre ins Zuchthaus gesteckt.

Die unten reproduzierte Probe der Handschrift verrät starkes Triebleben, tiefe Leidenschaftlichkeit und einen Grad von Haltlosigkeit und Reizbarkeit, wie man ihn selten findet. Der Inhalt

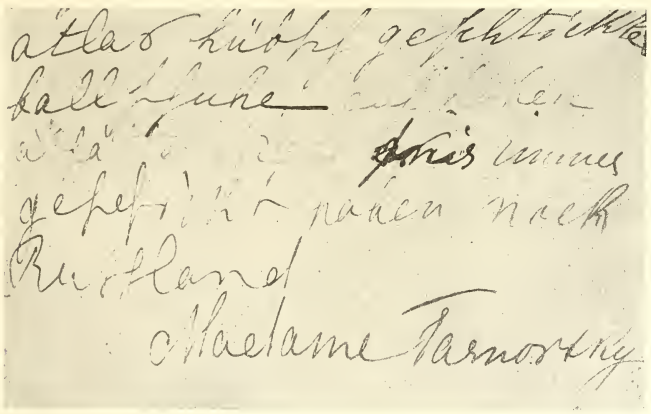


Fig. 285. Schrift einer Hochstaplerin.

des Briefes gab zur Ausprägung dieser Eigenschaften keine Veranlassung, denn es handelte sich um eine Bestellung für ein bekanntes Berliner Schuhgeschäft. — Man beachte die stark wechselnde Schriftlage, die Direktionslosigkeit der ganzen Schrift. Es ist uns nicht mehr in Erinnerung, ob die medizinischen Sachverständigen Hysterie bei der Verurteilten feststellten. Die

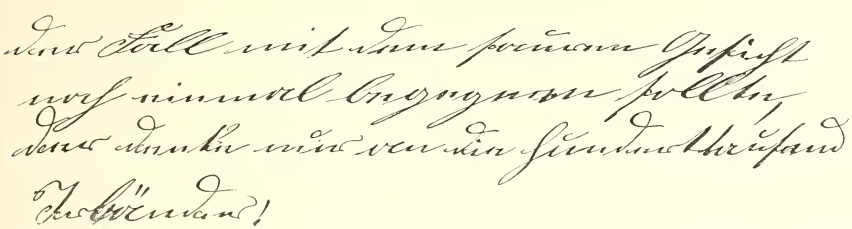


Fig. 286. Schrift eines Sittlichkeitsverbrechers.

Schriftzüge sprechen nicht dafür. Die Tarnowska ist nach unserer Auffassung lediglich das Produkt vererbter Triebe und einer verkehrten, unzureichenden Erziehung, die es nicht vermochte und vielleicht auch nicht versuchte, die Entwicklung des jungen Mädchens zu beeinflussen durch die Entfernung aus dem Milieu, in dem es aufwuchs.

Die folgende Schrift, Fig. 286, stellt eine Schriftprobe dar, die im Gefängnis einer größeren Anzahl von Sträflingen diktiert wurde. Man darf aus dem Grunde annehmen, daß sie nicht

ganz das eigentliche Wesen des Schreibers wiederspiegelt. Immerhin zeigt die Probe einen gewissen Grad von Natürlichkeit; sie gemahnt keineswegs an die Schulschrift wie andere, die zugleich entstanden, und die wir aus dem Grunde nicht bringen. Daß sie von einem wegen Notzucht Verurteilten herrührt, überrascht eigentlich nicht. Denn in der Tat sind die Charakteristika darin enthalten, die wir als Anzeichen starker sinnlicher Triebe angaben (schräge Lage, plötzliche Druckstellen, Tendenz zum Kurvenductus — in den c, u, a — die weit stärker ausgeprägt sein würde, wenn es sich nicht um ein Diktat handelte). Die vulgäre Form der d-Schleifen findet man nie in Handschriften Gebildeter; sie treten hingegen in denen von Dienstmädchen so häufig auf, daß man jene Form gewissermaßen als typisches Dienstmädchen-d bezeichnen könnte.

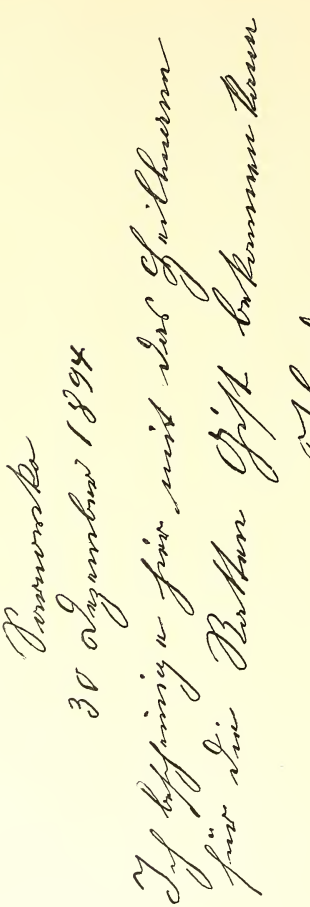


Fig. 287. Schrift einer Giftmörderin.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Handschrift einer Giftmörderin, die zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde (Fig. 287). Man beachte die Ruhe und den Bogenductus. Dieser Giftschein, der übrigens eine falsche Unterschrift trägt, ist mit kalter Überlegung niedergeschrieben. Das Rattengift im Kaffee hatte schnell gewirkt. — Einige Momente aus der Prozeßverhandlung werden uns unvergeßlich bleiben. So die Feststellung der Schrift auf dem Scheine durch die eigenen, unerwachsenen Kinder. „Nun sag' uns mal, Kleiner, kennst Du diese Schrift; wer mag sie wohl geschrieben haben?" so fragte der milde Vorsitzende einen etwa achtjährigen Sohn. Nach kurzem Betrachten, während lautlose Stille im Saale herrschte: „Das hat die Mutter geschrieben." — — Obwohl die Stimmung während der Verhandlung ernst und der Sache angemessen war, kamen doch auch heitere Momente zum Durchbruch. Ein wichtiger Belastungszeuge hatte sich im Ausdruck vergriffen: Lächeln der Richter und Geschworenen, Lachen im Publikum. Wer aber am lautesten lachte — das war die Angeklagte. In höchster Erregung schoß der Staatsanwalt von seinem Sitz empor und auf die Frau zeigend rief er: „Meine Herren Geschworenen! Sehen Sie die Angeklagte an! Da haben Sie ihren Charakter! Ich brauche wohl nichts mehr zu sagen".

Die Frau eines Bauern, Ende der dreißiger Jahre, verheiratet mit einem weit älteren Manne. Sie war von untersetzter, eher schlanker als starker Statur; mit dunklem, glatten Haar, stechenden dunklen Augen, gelbem Teint und etwas hervortretenden Backenknochen. Mit einem Knecht unterhielt sie intimere Beziehungen. Dieser, der das Gift beschafft hatte,

war der Beihilfe angeklagt; er wurde zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Verhandlung benahm er sich wie ein Gentleman, nachdem ein Selbstmordversuch in der vorhergehenden Nacht mißglückt war. Er nahm zwar nicht die Schuld auf sich, belastete aber seine Geliebte nicht, während sie sich als das verführte Opfer hinstellte. Aus der Verhandlung ergab sich das Umgekehrte. —

Man wird milder im Urteil und in der Beurteilung seiner Mitmenschen, hat man vielen solchen Prozeßverhandlungen beigewohnt. — — —

Ein Scheusal in Menschengestalt war der Schuhmacher Gönzi, der Mörder der „Gipsschulzen". Seine Handschrift, Fig. 288, offenbart unheimliche Ruhe und Kaltblütigkeit, daneben Eitelkeit (Schlußschnörkel) und Geldgier (ziemlich steile, enge Schrift). Schon die Tendenz zum Bogenductus offenbart Selbstbeherrschung, Vorsicht.

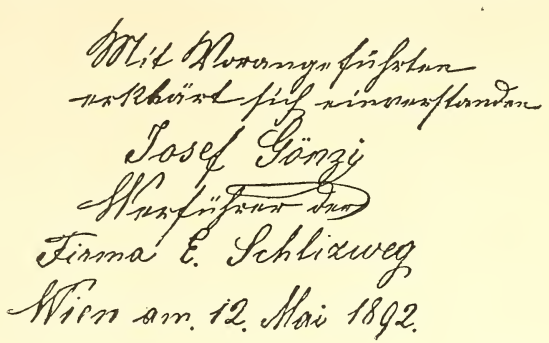


Fig. 288. Schrift eines Raubmörders.

Daß ein Mensch zur Begehung solcher Mordtaten veranlagt sei, kann man aus einer Schrift nicht entnehmen, so wenig wie aus der Physiognomie. Weit eher aber lassen die Schriftzüge das Motiv ahnen, das zum Handeln verleitete. Wir sahen das bereits beim Sittlichkeitsverbrecher und in der obigen Schriftprobe. Auch in der folgenden, ebenfalls von einem Raubmörder herrührend, tritt es zutage in der Engigkeit der Schrift und der starken Raumausnutzung. Wieder zeigt sich hier der Bogenductus, die Selbstbeherrschung. Nur in der letzten Zeile (es handelt sich um einen Brief an die Geliebte)

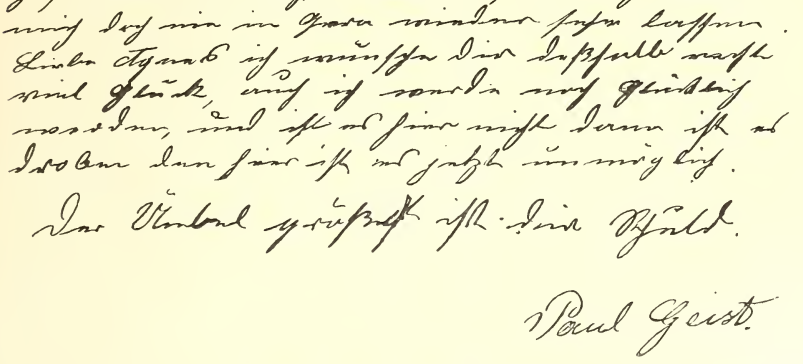


Fig. 289. Schrift eines Raubmörders.

ließ sich der Schreiber mehr gehen; sie zeigt die Bogenform im Gegensatz zu der Geradheit der andern Zeilen. Daß Verbrecher gegen das Leben und auch andere sich nach der Tat und Verhaftung religiös gebärden, liegt nahe: Prinzip der Gegensätzlichkeit.

Die beiden folgenden Schriftproben, Fig. 290 und 291, zeigen unverkennbare Verwandtschaft, wenngleich die eine ein wenig steiler und schwerer als die andere geformt ist. Der Urheber der ersten ist ein Raubmörder; der der zweiten ein Mörder, dessen Motiv uns nicht bekannt geworden ist. Wir vermuten aber auf Grund der Schrift, daß es sich nicht um einen Raubmörder

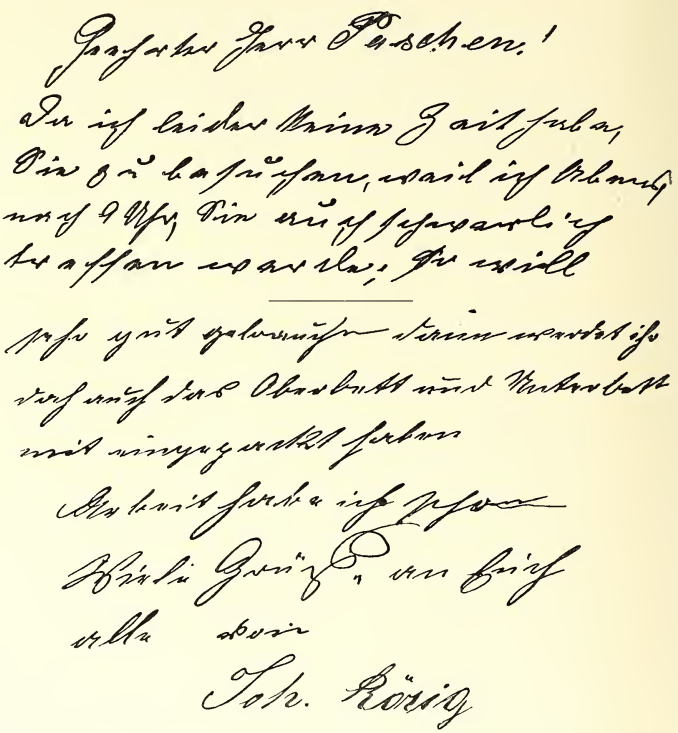


Fig. 290 und 291. Ähnlichkeit in der Schrift zweier Mörder.

handelt, sondern um einen, der aus Leidenschaft (Eifersucht, Wilddieberei) zum Verbrecher wurde. Dafür spricht nicht nur die geringere Raumausnutzung und die geneigtere Lage, sondern auch die größere Lebhaftigkeit, die in den Endzügen der Schlußbuchstaben (gebrauchen, schon, Grüße) hervortritt.

Ob ein überführter Verbrecher ein Raubmörder oder ein Dieb sei, vermöchte man, falls diese Frage aufgeworfen würde, nicht zu erkennen. Und doch ist es uns aufgefallen, wie viel „verschwenderischer" im allgemeinen die Diebe und Schwindler als die Raubmörder schreiben. Gewerbsmäßige Diebe scheinen hiernach ihrem „Beruf" weniger aus Besitzgier nachzugehen, sondern

mehr aus Neigung zu einem Lotterleben, der vielleicht in manchen Fällen der selbe Trieb beigemischt ist, den man fast immer bei den großen Defraudanten und Fälschern antrifft: die Sucht zum Protzen, in ihren Kreisen etwas zu gelten. Diese Sucht kennzeichnet gewöhnlich alle jene

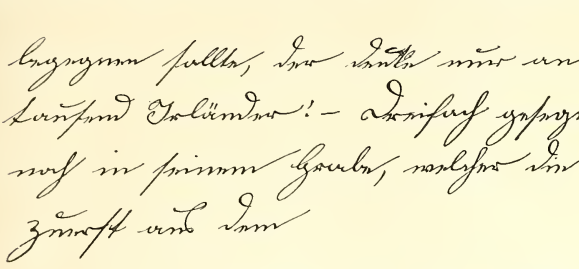


Fig. 292. Schrift eines rückfälligen Diebes.

Personen, die von mühelos erworbenem Besitz leben. Ob mit mehr oder weniger verbrecherischen Manipulationen erworben, ist an sich gleichgültig. Auf S. 110, Fig. 150, brachten wir bereits die Handschrift eines Diebes. Vergleicht man damit die vorstehende Schriftprobe Fig. 292, so wird man nicht umhin können, eine ziemlich weitgehende Ähnlichkeit zuzugestehen. Hier wie dort die relativ große Schriftweite; hier wie dort die Neigung zu kreisförmigen Gebilden. In keiner der vorgeführten Mörderhandschriften tritt dies so stark hervor, mit alleiniger Ausnahme derjenigen auf S. 109, Fig. 149. Hier mag es sich um einen Verbrecher handeln, der unter dem Zwang der Instinkte stand, die als die herrschenden bei den Dieben, Defraudanten und Fälschern anzusehen sein werden.

Die folgende Probe von der Hand eines Schwindlers gehört ebenfalls hierher. Wir kannten diesen Menschen. Ein kleiner Kommis, der in den Kreisen der Straßendirnen den Noblen spielte und insgeheim die raffiniertesten Schwindeleien und Buchfälschungen ausübte.

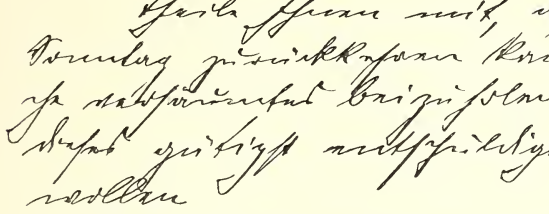


Fig. 293. Schrift eines Schwindlers und Fälschers.

Anders verhält es sich mit dem Urheber der Schriftprobe Fig. 294. Sie stammt von einem Wechselfälscher, der zum Verbrecher wurde, weil ihm die Verhältnisse über den Kopf wuchsen. Er war nicht eigentlich leichtlebig, hielt im Gegenteil das Geld zusammen. Seine Schrift enthält

die rückläufigen Schlußzüge der Ichbetonung recht ausgeprägt. Im übrigen offenbart die Handschrift einen schwachen und versteckten Charakter.

Die Handschrift eines sogenannten „Londoner Schlittenfahrers" mag den Schluß bilden. Man versteht darunter die nach London ausgewanderten Warenschwindler, die von dort aus fremdländischen Firmen große Posten von Waren aller Art bestellen und dabei als Referenzen englische Häuser angeben, die von den Schwindlern selbst lediglich zum Zweck der Auskunfterteilung „gegründet" sind. Diese „Häuser" bestehen gewöhnlich aus einem kleinen Zimmer und einem großen Firmenschild. Natürlich pflegen die Geschäftspapiere, Briefbogen usw. sehr vertrauenerweckend auszusehen. Bankkonto, Telegrammadresse usw. fehlen nie. Nachdem vor einer Reihe von Jahren durch den Berichterstatter einer rheinischen Zeitung das skrupellose Treiben dieser Subjekte gebrandmarkt worden war, scheinen die Schwindler das Feld ihrer Tätigkeit nach Holland und Frankreich verlegt zu haben. Die „spanischen Schatzgräber", von denen wir früher eine Schriftprobe brachten (S. 109, Fig. 148) fallen auch in diese Verbrecherrubrik.

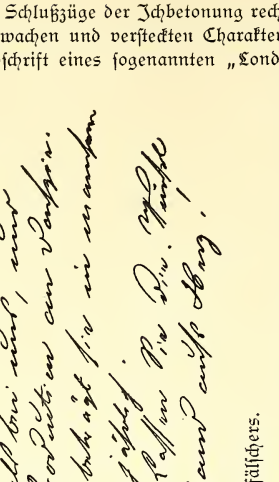


Fig. 294. Schrift eines Wechselfälschers.

Der Schwindler, von dem die Probe Fig. 295 herrührt, arbeitete als Privatmann. Er ließ sich als Ingenieur, Rittergutsbesitzer, Regierungsrat aus seiner deutschen Heimat kommen, was er nur erlangen konnte und war dann nicht mehr aufzufinden. Daß ihm der Schwindel glückte, obwohl er ein ganz ungebildeter Mensch und seine Handschrift dementsprechend war, ist geradezu ungeheuerlich. Wie konnte nur ein großes Fabrikgeschäft auf einen „Regierungsrat", der so vulgär schrieb, „hineinfallen"? Wahrlich: Diese Handschrift bildet einen Beweis für die große Vertrauensseligkeit deutscher Geschäftsleute! —

Gibt es den „geborenen Verbrecher?" Nein. In der Handschrift? Ebenfalls nicht. Auf keinen Fall kann man in der Bearbeitung dieser Frage so vorgehen, wie es Lombroso getan. Daß Räuber und Briganten „Säbelstriche" schreiben, daß Diebe komplizierte Namenszüge usw. formen, das besagt für die verbrecherische Anlage des Individuums nicht das geringste. Nie wohl wird man dahin gelangen, einer Handschrift den Verbrecher gleich anzusehen. Aber eine Klärung dieses Problems in kriminalistischer Hinsicht, eine Klärung, die keine Lösung, aber dennoch über-

raschende Resultate zeitigen würde, könnte der weitere Ausbau des Weges finden, auf dem wir hier einige tastende Schritte getan haben. Voraussetzung wäre eine Handschriftensammlung,

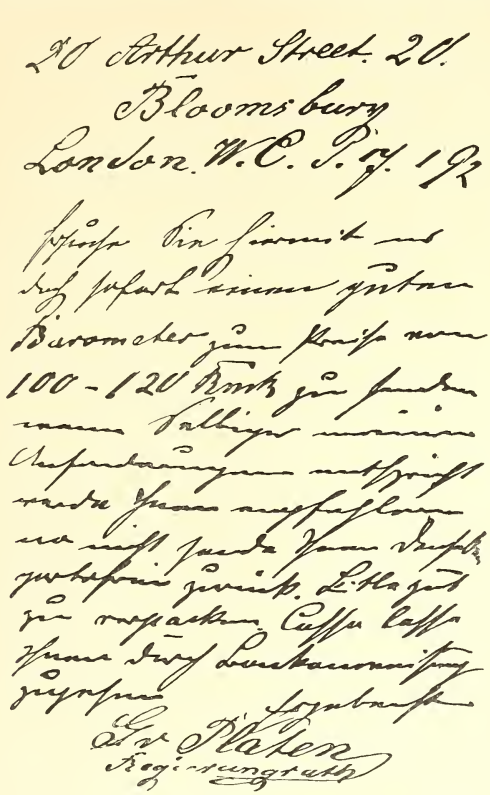


Fig. 295. Schrift eines „Londoner Schlittenfahrers".

die möglichst alle Kategorien von Verbrechern umfassen müßte — aber nach andern Gesichtspunkten geordnet, wie es subalternem registrierenden Geist bei Anlage und Durchführung aller bisherigen Sammlungen von Verbrecherschriften beliebt hat.

Handschrift und Vererbung.

Wo sich Charakter, Anlagen, Fähigkeiten vererben, dort finden wir auch häufig die Vererbung der Handschrift. Doch ist hier eine Einschränkung zu machen. Ist der Beruf des Vaters wesentlich anders als der des Sohnes — der eine mag z. B. Lehrer, der andere Kaufmann sein —, so wird selbst bei ziemlicher Übereinstimmung der Charaktere eine auffallende Ähnlichkeit der Schrift nicht gefunden werden, wenn nicht der Lehrer auch starken Geschäftsgeist besitzt. Bei weitem am häufigsten trifft man verwandte Handschriften bei Landwirten und bei Bewohnern kleiner Handels- und Industrie-Städte. Denn hier besteht eine allgemeine Gleichheit der Interessen, hier lebt alles gleichmäßig in der engbegrenzten Sphäre; alles hat die selben Ziele, die selben Wege, die selben Zerstreuungen und die selben geistigen Anregungen. Man gehört der gleichen Gesellschaft an, trifft sich in der „Lese", der „Harmonie", dem „Kasino" usw. und — man ist auch vielfach miteinander verwandt. Die beiden Proben Fig. 296 rühren von Vater und Sohn her; beide sind Kaufleute.

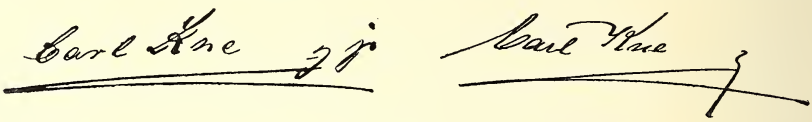


Fig. 296. Vater und Sohn.

Die Frage, ob die winkelige Unterstreichung nicht der bewußten Nachahmung entstammt, muß offen gelassen werden.

Da also auf der einen Seite der Beruf und auf der andern die materiellen und geistigen Interessen von großem Einfluß auf die Schrift sein können, so werden wir dort die größte Verwandtschaft finden, wo ein Beruf überhaupt nicht vorhanden, und wo die Interessen möglichst übereinstimmen, b e i d e n F r a u e n h a n d s c h r i f t e n nämlich. In der Tat wird der Laie staunen über die Gleichheit, die uns hier vielfach entgegentritt.

Die Proben Fig. 297 gehören Geschwistern an, ebenso die auf folgender Seite; sie beweisen daher weniger die Vererbung als die Familienverwandtschaft.

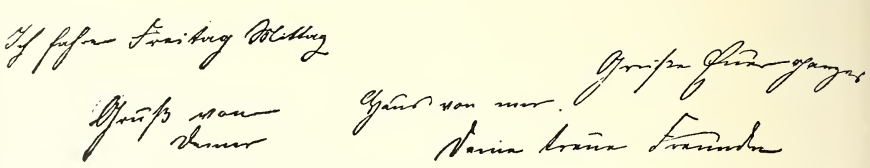


Fig. 297. Geschwister.

In Fig. 298 läßt sich eine auffallende Übereinstimmung ebenfalls nicht verkennen. Von einer Nachahmung kann hier sicher nicht die Rede sein. Es sind sogenannte Doppelgängerschriften. Die Ähnlichkeit beruht hier wie auch bei den besten Exemplaren dieser Art fast nur in ihrem äußern Habitus. Wo die Schriftlage, die Höhe, Weite, Schwere usw. die gleiche ist, d. h. bei Personen, die ähnlichen Charakters sind und die etwa die gleiche Schule besucht, den gleichen oder ähnlichen Beruf ergriffen haben, die gleichen oder ähnliche Interessen besitzen und womöglich noch in derselben Gegend geboren sind, dort findet man

auch ähnliche Handschriften. Die einzelnen Formen aber und besonders die intimeren Eigentümlichkeiten sind hier jedoch trotzdem verschieden, entsprechend der Verschiedenheit der Individualitäten und Temperamente. Von einer vollkommenen Gleichheit zweier Schriften, die von zwei verschiedenen Personen geschrieben sind, kann in keinem Falle die Rede sein; auch nicht, wenn es sich um Blutsverwandte handelt, bei denen, wie nachgewiesen, infolge Nachahmung und Vererbung sich ähnelnde Handschriften angetroffen werden. Bekannt ist auch, daß die Handschriften von Ehepaaren mitunter ähnlich sind. Ob bei diesen eine Annäherung des Charakters oder eine bewußte Nachahmung stattfindet, kann selten unzweifelhaft nachgewiesen werden, jedenfalls nicht so sicher wie in den Proben Fig. 3 auf Seite 4, die der

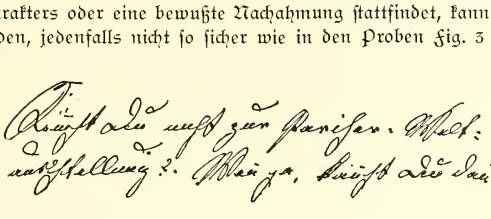


Fig. 298. Doppelgänger in der Schrift.

Leser als Beispiele der Annäherung unverwandter Personen kennen gelernt hat. — Vielfach ist die Ansicht hervorgetreten, daß selbst die Physiognomien von Mann und Frau im Laufe der Zeit einander ähnlich werden. Wir haben dieser Erscheinung von jeher großes Interesse entgegengebracht, sind aber zu einem anderen Ergebnis gelangt. Wo die Gesichter von Eheleuten sehr ähnlich gefunden werden, da — waren sie es schon vor der Verheiratung. Dafür vermöchten wir eine größere Anzahl von Beweisbildern vorzulegen. Da in diesen Blättern jedoch nicht von der Physiognomik die Rede ist, so sehen wir davon ab. Wohl aber möchten wir eine Erklärung jener auffälligen Tatsache zu geben versuchen. Wir sind nämlich zu der Ansicht gekommen, daß der in jedem Menschen schlummernde Egoismus dahin führt, das schön zu finden und zu lieben, das uns selbst aus- oder kennzeichnet. Im allgemeinen kommt uns dieser Trieb selbst nicht zum Bewußtsein. Wir handeln nach diesem Prinzip gewissermaßen instinktiv. Man wird uns freilich tausend Beispiele entgegenhalten können, die das Gegenteil dartun sollen. Der eine wird sagen, ich habe dunkles Haar und dunkle Augen, und doch können mich nur blonde und blauäugige Mädchen interessieren. Der andere ist klein von Figur und liebt die „großen" des weiblichen Geschlechts. Zugegeben. Wer sich aber ehrlich prüft und schon ein gewisses Alter erreicht hat, da die Sinne nicht mehr so heftig rebellieren, ein Alter, für das kaum noch das variatio delectat gilt, der wird, wenn er sich dabei ertappt, ein weibliches Wesen begehrenswert zu finden (wir sprechen hier nicht von Heiraten!), gewöhnlich entdecken, daß es mehr oder weniger erkennbar seine eigenen Züge trägt. Käme dermaleinst die uns heute unmöglich erscheinende Zeit, da jeder dem innersten Triebe seines Herzens folgen könnte und dürfte, dann würden wir — davon sind wir überzeugt — fast nur Ehepaare finden, die wie Geschwister ähnlich wären. Gegensätze ziehen sich zwar an — doch nicht auf die Dauer. Dafür sorgt eben der immanente Egoismus in der menschlichen Natur!

Nationalität und Handschrift.

Wenn es richtig ist, daß die Individualität eines Menschen, sein Charakter und Wesen in seiner Handschrift zum Ausdruck kommt, so muß, was für das Einzelwesen gilt, auch für die Nationen Gültigkeit haben, und wie man von einem nationalen Gesichtsschnitt, von einem Nationalcharakter spricht, so wird man analogerweise auch von Nationalhandschriften sprechen müssen. Und das tut man bekanntlich, nur ist man sich darüber nicht immer einig, ob das spezifisch Nationale nur eine Folge der Schule darstellt, oder ob wirklich charakterologische Einflüsse in erster Linie den nationalen Typ bewirken. Die Schriftkunde behauptet das letztere, und es wird in nachfolgendem unsere Aufgabe sein, diese Behauptung zu beweisen.

Jeder Mensch ist ein Produkt seiner Umgebung. Vererbung und Anlage, Erziehung und die Schule des Lebens einerseits, Boden, Klima, Nahrung usw. andrerseits gestalten im Verein das Produkt Mensch zu einem ganz bestimmten individuellen, sowohl in physischer wie psychischer Hinsicht, so zwar, daß völlig gleiche Produkte, wie auch sonst in der Natur, nie anzutreffen sind, daß aber gleichwohl gewisse Rassen- und Gattungsunterschiede oder Merkmale zu erkennen bleiben, die sich sowohl im äußeren Habitus wie auch in den Geistes- und Kunstprodukten, kurz in allen Hervorbringungen eines Volkes unverhüllt zeigen. Demnach ist auch jede Institution, jede staatliche Einrichtung in erster Linie national, und vor allen Dingen auch die Schule, mit der wir es hier zu tun haben. Die Schule entspricht, wie alle anderen Institutionen, dem Geist des Volkes, dem sie entstammt, und dem sie dienen soll, und zugleich dem Geiste der Zeit, der sie angehört. Ist dieser Parallelismus durch irgendwelche Ursachen einmal gestört, so wirkt schon der gesunde Sinn des Volkes für die Wiederherstellung. Die Schule also ist eine nationale Einrichtung; sie wird als solche nur Disziplinen, Vorschriften usw. besitzen, die sich aus Bedürfnissen des Volkes, aus seinem Charakter und Wesen nach und nach entwickelt und gefestigt haben. Eine bestimmte Buchstabenform, um auf unser Thema zu kommen, die Vorliebe für eine bestimmte Federbreite usw. wird demnach an und für sich schon als charakteristisch für ein Volk angesehen werden müssen, gleichwie bestimmte Gewohnheiten als Merkmale des Volkscharakters dienen.

Unter diesen Gesichtspunkten vom Einfluß der Schule auf die Handschrift zu sprechen, erscheint durchaus gerechtfertigt. Da kommen nun aber die Leute vom gesunden Menschenverstand mit der Behauptung: die Engländer schreiben steil und mit einer breiten Feder, weil die englische Schule dies vorschreibt, folglich ist das nicht der nationale Charakter, sondern die Schule allein, die die englische Schrift so charaktervoll macht. Diese scharfsinnigen Leute verkennen nicht nur den eben erörterten Hauptpunkt, daß bereits die Schule einen nationalen Charakter besitzt, sie bemerken auch nicht, daß, um bei der englischen Handschrift zu bleiben, alle unter sich verschieden sind trotz der gleichen Schreibvorschriften.

Wir beginnen, als uns am nächsten liegend, mit der deutschen Nation.

Der Deutsche wird ob seines Gemüts häufig genug von anderen Nationen verspottet, und zugleich fehlt es nicht an Stimmen, die ihm nicht mehr Gemüt als irgend einer anderen Nation zugestehen. Der Umstand jedoch, daß wir in derjenigen Kunst, die zumeist zum Herzen spricht, der Musik, nicht bloß fleißige Ausüber — denn das sind auch in gleichem oder gar höherem Grade die Engländer — sondern Meister sind, bildet unseres Erachtens für sich allein schon ein beweiskräftiges Kriterium. Die Deutschen, das Volk der Denker, sind vielfach Idealisten und Grübler. Sie bringen namentlich auf wissenschaftlichem Gebiet neue Ideen hervor, aber diese Ideen praktisch ausbeuten, ist nicht immer ihre, sondern Sache anderer Nationen, die denn auch in der Tat manche wichtige Erfindungen eigene nennen, die nachweisbar Deutsche zu ihren geistigen Vätern hatten.

Auf unsere Gründlichkeit pflegen wir uns besonders viel zugute zu tun, und wohl auch mit Recht. Es dürfte kaum ein anderes Volk geben, das gründlicher, besonders auch in kleinen Dingen, wäre als das deutsche. Indessen nennt man anderwärts unsere Gründlichkeit gern Kleinlichkeitskrämerei, Engherzigkeit und Pedanterie. Und darin hat man nicht so ganz Unrecht. Wer disputiert wohl mehr und wer wohl ist ein größerer Mückenfänger als der Deutsche? Aus der Lust an Wortgefechten und Nörgeleien entspringt die wenig schmeichelhafte Nachsage, daß bei uns keiner den andern ausreden lasse, und daß gewöhnlich mehrere Personen zu gleicher Zeit — und eben nicht leise! — sprächen.

Der Vorwurf, daß wir nicht Schluß machen könnten, daß wir stets laut schrien, mag ebenfalls daraus resultieren. Und sonderbar, trotz seines krittelnden Geistes ist der Deutsche ein starker Autoritätengläubiger. Er besitzt vor betitelten und staatlich anerkannten Personen großen Respekt, was daraus herrühren mag, daß unsere Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet in Wirklichkeit diejenigen anderer Nationen in mancher Hinsicht übertreffen. Die Träger unserer Wissenschaft aber sind eben diplomierte Personen, und an Diplomen, Titeln u. dergl. ist bei uns kein Mangel. Unsere Titelsucht wird weit und breit verlacht, und unsere „Frau Doktor", „Frau Oberstleutnant" usw. erregt namentlich bei unsren praktischen Vettern jenseits des Kanals viel Heiterkeit, obwohl bei ihnen der Respekt vor Titeln usw. kaum weniger hervortritt. Mit dieser Sucht nach äußeren Ehren steht der auch heute noch nach dem glorreichen Erstehen eines geeinten Deutschen Reiches hervortretende Mangel an Selbstgefühl in direktem Zusammenhang. Der nackte Name, die eigene Persönlichkeit scheint nicht Ehre genug, man schickt ihm einen Herold voraus, der aller Welt verkünden kann, seht, das gelte ich! Wie sagt doch Weber in seinem Demokrit über den Mangel an Selbstgefühl? „Wenn mir im Auslande ein Mann aufstößt, der mit schiefen Bücklingen sich andrängt und mit unbeschreiblicher Entsagung allen huldigt, die er für vornehmer hält als sich, so sagt mir mein Herz und mein Blut im Gesicht: Das ist dein Landsmann!" Glücklicherweise ist es seit Webers Zeit etwas besser geworden.

Diejenige Eigenschaft, um die wir vom Auslande am meisten beneidet werden, ist unsere Zähigkeit, unsere Ausdauer und Unverdrossenheit. Aus dem Grunde ist der Deutsche als Kolonist besonders gesucht, zumal er sich vorzüglich den Verhältnissen anzupassen versteht. Die oft geschmähte Genußliebe kann bei dieser Tätigkeit aus naheliegenden Gründen nicht recht zum Ausdruck kommen. Wir hingegen im kultivierten Deutschland, denen so viele Bierhäuser zur Verfügung stehen, trinken, herdenweise zusammengepfercht, „immer noch eins", wie es die alten Deutschen schon taten, vollführen dabei einen Heidenlärm und amüsieren uns trotz alledem. Das mag ein großer Fehler, ein Laster sein, allein welches Volk ist frei von Lastern?

Wie verhält sich nun unsere Handschrift zu diesen Eigenschaften? Bevor wir diese Frage beantworten, müssen wir erst die Fraktur- und Lateinschrift näher beleuchten, weil darüber vielfach unrichtige Ansichten herrschen. Nicht, weil die „deutsche Schrift" die Ecken verlangt, schreiben wir eckig, sondern weil sie unserem Nationalcharakter am genehmsten ist. Und wo wir das nicht tun, weil es unserm Charakter nicht entspricht, wo wir die Ecken rundlich umformen oder lateinische Schrift anwenden, sind wir doch stets als Deutsche zu erkennen. Jeder einzelne formt seine Handschrift seinem Charakter und Wesen entsprechend um, mag er angehören welcher Nation immer. So schreiben bei weitem nicht alle Engländer steil und nicht alle benutzen die breite Feder, und doch werden auch diese sofort als Engländer aus ihren Schriftzügen erkannt. In Fig. 299 sehen wir die Handschrift eines der bekanntesten englischen Journalisten, eines Mannes mit ganz außerordentlicher Tatkraft und Ideenfülle: er schreibt mit einer spitzen Feder (trotz der breiten Strichführung), und wer würde in dieser Schrift den Engländer nicht erkennen?

Umgekehrt wird eine Handschrift dadurch nicht zu einer englischen, daß sie mit einer breiten Feder hervorgebracht und steil geschrieben wurde. Beweis Fig. 300: Wer wird in diesen gesuchten Zügen einen Engländer vermuten?

Wir hätten als Beispiel auch die deutsche Schrift wählen können, die nach Ansicht mancher Laien allein die Ursache ist, daß wir eckig schreiben. „Die Schule verlangt ja diese Ecken," ruft überlegen der eine, „mithin kann hier von einer Einwirkung des Charakters gar nicht die Rede

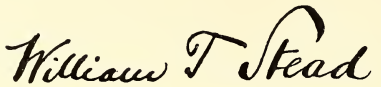


Fig. 299. Mit spitzer Feder von einem Engländer geschrieben.

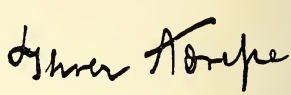


Fig. 300. Mit breiter Feder von einer Deutschen geschrieben.

sein!" Das klingt anscheinend verständig, und doch ist es falsch. Die Schule hat nicht die Macht, ihren Schülern diese Ecken fürs Leben aufzuzwingen, das wird durch die Erfahrung auf Schritt und Tritt bestätigt.

Es gibt unendlich viel Deutsche, die die eckige Frakturschrift rund schreiben, wie im Klischee Fig. 301 zu sehen, und andererseits gibt es Ausländer und Deutsche, die die ihnen beigebrachte runde Lateinschrift eckig schreiben. Siehe Fig. 302/4. „Mag sein", denkt vielleicht mancher, „die runden deutschen Schriften beweisen einfach, daß sie schnell geschrieben wurden." Das lautet

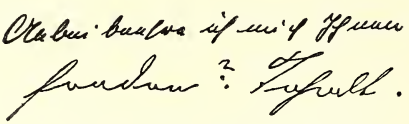


Fig. 301. Deutsche Schrift ohne Ecken.

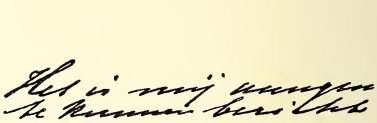


Fig. 302. Eckige Lateinschrift.

wiederum so selbstverständlich, so schlagend und unwiderlegbar — wenn nur die Beobachtung und Erfahrung nicht wäre, die Mutter aller Wissenschaft. Die Erfahrung sagt, daß gerade die Trägen und Faulen, die aus Mangel an Energie und Fähigkeit zugrunde gehen, eine runde Handschrift besitzen, und daß gerade diese es besonders eilig hätten, wird wohl niemand behaupten wollen. Immerhin hat die Behauptung, daß runde Schriften auf eine mehr oder weniger schnelle Handhabung der Feder schließen lassen, einen gewissen Wert. Denn die eiligen Schriften besitzen wenig Ecken; sie sind aber nicht sowohl als rund, sondern als „zerdrückt" zu bezeichnen; manche

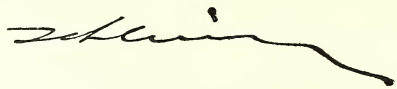


Fig. 303. Eilige Schrift.

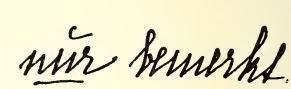


Fig. 304.

Buchstaben erscheinen zu einer bloßen welligen Linie zusammengezogen und außerdem findet man, vielfach Wörter miteinander verbunden oder durch einen langhinfliegenden Schweif abgekürzt. (Fig. 303.) Doch weiter. Wie ist die Entstehung der Schriftprobe Fig. 304 zu erklären? Will man etwa die Langsamkeit allein dafür verantwortlich machen? Wenn ja, weshalb wurden nicht einfach alle Buchstaben als lateinisch zu erkennende, also dem lateinischen Alphabet entsprechende, h i n g e m a l t? Das hätte doch unzweifelhaft sehr viel Zeit in Anspruch genommen! Fig. 304 ist übrigens schnell geschrieben und dennoch eckig. Es hilft nichts, nur der Urteilslose und in Vorurteilen Steckende kann leugnen, daß hier einzig die Individualität die Zeichnerin war.

Da wir uns gerade mit der deutschen Schrift beschäftigen, so sei hier darauf hingewiesen, daß alle Bestrebungen der Lateinvereinler im allgemeinen nicht viel erreicht haben. Der Deutsche läßt sich „seine“ Schrift nicht nehmen, eine Schrift, die mit Unrecht deutsch genannt wird. Woher diese Zähigkeit? Sie gefällt ihm einfach besser als die lateinische. Weshalb dies so ist, das ist den allermeisten nicht klar; wir werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Aber der Umstand, daß sie ihm gefällt, beweist, wie sehr diese Schrift seinem Wesen und Charakter angemessen ist. Das ist freilich kein Grund, die lateinische abzulehnen, wenn wir anders zu der Einsicht gekommen sind, daß die letztere zweckmäßiger und formvollendeter ist. Denn wir werden auch diese unserem Charakter entsprechend ummodeln, wie andere Völker es getan; wir werden sie deutsch-lateinisch schreiben, wie der Engländer englisch-lateinisch, der Franzose französisch-lateinisch schreibt usw. Wir werden hier die selbe Wahrnehmung machen wie bei der Anwendung fremder Sprachen.

Man sieht, die Schule wirkt nicht im Sinne jener Zweifler gestaltend auf die Schrift ein; sie lehrt uns nur die konventionelle Grundform und zeigt, wie man schreiben soll, aber die Ausführung der Grundform, die übrigens, wie gezeigt wurde, an sich schon national-charakteristisch ist, trägt, wie bei allen menschlichen Arbeiten und Beschäftigungen, stets eine starke individuelle Beimischung.

Welche unrichtigen Ansichten überhaupt auf dem Gebiete des Schreibwesens selbst bei Fachleuten mitunter laut werden, das konnte man einst in einer unserer ersten Tageszeitungen wahrnehmen. Ein Vorkämpfer für Steilschrift wies in seiner Beweisführung u. a. auch darauf hin, daß — die Bäume in der Natur lotrecht wachsen und Gebäude lotrecht ausgeführt werden, und man daher „naturgemäß“ auch lotrecht schreiben müsse! Ein Gegner, der diese Ausführungen der Beantwortung im Ernste für wert erachtete — er hätte sich damit begnügen sollen, zu sagen, daß so viele Stiefelabsätze schief sind, weil die Erde rund ist — meinte darauf, man schriebe steil, je nachdem man härteres oder weicheres Schreibmaterial oder Unterlage benutze! Was würde unser erfahrener Beobachter wohl zu der Schriftprobe Fig. 305 sagen, die fast ein halbes Dutzend verschiedene Lagen aufweist?!

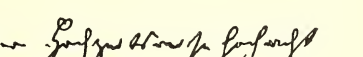


Fig. 305. Schräg und steil gestellte Buchstaben.

Nach dieser notwendigen Einleitung wollen wir uns nunmehr der Schrift der Deutschen zuwenden. Fig. 306 führt dem Leser vier verschiedene Typen vor Augen, worin die hauptsächlichsten deutschen Eigenheiten zu finden sind.

Die schräge Lage der Schrift gibt bekanntlich im Allgemeinen die Empfindungsfähigkeit an und die relative Schwere den höheren oder geringeren Grad der Intensität, von der sie begleitet ist. Oder, um es anders auszudrücken: Die Schwere der Schrift läßt die Willenstätigkeit, mit welcher alle unsere Handlungen gleichsam getränkt sind, erkennen, was ja bereits genügend betont wurde. Demnach bedeutet eine liegende und dünne Schrift leicht erregbares Gefühl, leichte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, aber ohne große Tiefe (Franzosen!); steile und schwere Schrift geringes Gefühlsleben, geringe Empfänglichkeit (Engländer). Also erweist sich die deutsche Schrift, weil liegend und zugleich kräftig, als durchaus charakteristisch für die Art deutscher Empfindung. Die Stärke unserer Genußliebe erscheint eigentlich schon durch das Gesagte genügend gekennzeichnet, da die Schwere der Schrift den Grad der Intensität, mit dem man die Willensakte ausführt, verrät.

So kann wirkliche, tiefe Leidenschaft nur in schweren Schriften gefunden werden — wohl verstanden, nicht leichte Erregbarkeit und leidenschaftliche Wallung, sondern mächtige, nachhaltige Leidenschaft (man denke an Bismarcks Handschrift), während häufiges leichtes Aufwallen, Mangel an Tiefe und Ernst, leichter Sinn die dünne Schrift zur Voraussetzung haben.

Materielle Gelüste, die Liebe zum Besitz der Annehmlichkeiten wegen, die dieser gestattet, prägen sich, wie der Leser weiß, besonders in der größeren oder geringeren Schmierigkeit der

Züge aus, weshalb man diese besonders bei den Engländern findet. Der unpraktische Sinn der Deutschen ergibt sich einesteils aus der gepriesenen Gründlichkeit, anderenteils aus der Liebe zum Streiten. Wir überlegen und disputieren, vergleichen und erwägen so lange, bis andere das Geplante bereits in Angriff nehmen und uns das Nachsehen lassen, wie es die Politik häufig genug bewiesen hat. Das laute und wenig rücksichtsvolle Wesen kennzeichnet sich in den steifen, kernigen Zügen, die für Eleganz und Gefälligkeit nicht Raum haben. Zu wenig aristokratisch, um stolz und daher schweigsam zu sein (niedrige Schrift; die mehr aristokratisch gesinnten Eng-

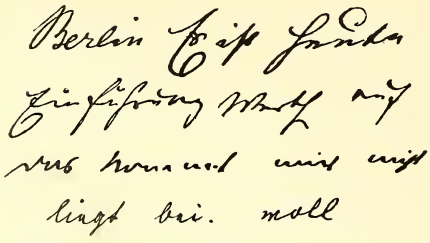


Fig. 306. Die Schrift der Deutschen.

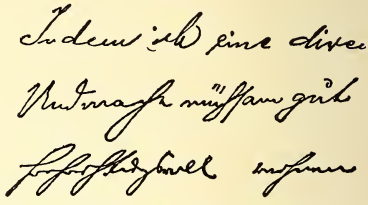


Fig. 307. Die Schrift der Österreicher.

länder schreiben groß) sind wir andrerseits zu wenig taktvoll (kräftige, wenig gewandte und eckige Schrift), als daß wir uns wie die eleganten Franzosen geben könnten. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, jeden Charakterzug zu erläutern. Das würde über den uns gesteckten Rahmen zu weit hinausgehen. —

Man kann nicht von den Deutschen sprechen, ohne der Österreicher zu gedenken. Obwohl von deutscher Art, sind sie im Grunde sanfter und gemütlicher, nachgiebiger und bei weitem nicht so zähe wie die Norddeutschen. Es herrscht bei ihnen nicht der Ernst, die stramme Zucht

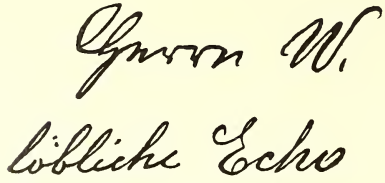


Fig. 308. Die Schrift der Ungarn.

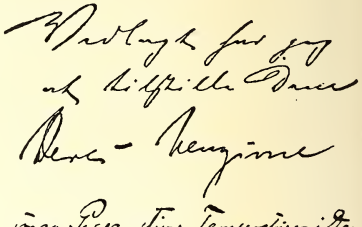


Fig. 309. Die Schrift der Dänen.

und Arbeitsamkeit, und man huldigt mehr dem bequemen Genuß. Man hat Phantasie und Geist, dagegen weniger Energie und Betriebsamkeit. Wien ist einem jovialen, distinguierten älteren Weltmanne vergleichbar, der das Erbe seiner Väter nicht eben geschickt verwaltet; Berlin entspricht mehr dem intelligenten und selbstbewußten self made man der, was er verzehrt, selbst erwarb und nun rücksichtslos weiter erwirbt.

Die mehr runde und wenig feste Handschrift, Fig. 307, läßt die mangelnde Energie und Festigkeit leicht erkennen. Der Unterschied zwischen dieser und der des Norddeutschen ist so auf-

fallend, daß es bei einiger Erfahrung häufig gelingt, den süddeutschen von seinem norddeutschen Bruder an der Handschrift zu unterscheiden. Die deutschen Elemente in Ungarn haben im Laufe der Zeit das ungarische bedeutende Selbstgefühl angenommen und nicht zum wenigsten das Verständnis für Lebensgenuß. Die Handschrift erscheint daher groß und frei, also selbstbewußt, und zugleich recht schmierig, was den materiellen Sinn dokumentiert. Die beiden ungarischen Proben Fig. 308 sind noch insofern interessant, als sie große Ähnlichkeit aufweisen; die eine rührt von einem Advokaten aus Preßburg her, die andere von einem Buchhändler aus Pest.

Ebenfalls dem Deutschen stark verwandte Züge sind den Dänen eigen, diesem so wackeren und geschäftigen Völkchen. Ausdauer wie bei uns dürfte in dem Grade nicht vorhanden sein. „Wir Dänen", sagt ein dänischer Fachkollege, „schaffen ohne viel Anstrengung, und wir genießen wo es angeht; wir sind sehr kritisch und halten auf uns; wir besitzen als kleines Volk doch alle Errungenschaften der Neuzeit so gut wie ein großes Kulturvolk." Umgeben von landschaftlichen Schönheiten, eingerahmt vom Meer, das den Blick weitet und das Herz freier stimmt, haben die Dänen ein feines Schönheitsgefühl und eine ausgesprochene Beobachtungsgabe. Die dänische Kunst wird geschätzt auf allen Gebieten und nicht zuletzt in der Literatur. In ihrer Art zu leben und zu produzieren, haben die Dänen einiges vom Franzosen.

Der dänische Schrifttypus, Fig. 309, verrät sofort die Verwandtschaft mit dem deutschen, doch erscheinen die Züge weniger energisch, weniger fest, hingegen aber zumeist graziöser. Die hohen Großbuchstaben künden deutlich ein nicht geringes Selbstgefühl, während die sehr niedrigen Kleinbuchstaben die gute Beobachtungsgabe, Pünktlichkeit dartun. Formgefühl bezeugen die schön ausgeführten großen Buchstaben in Verbindung mit der relativen Leichtigkeit, die bekanntlich leichte Empfänglichkeit besagen. Die häufig auftretenden vollen und langen Schleifen (Köpfe am l, h, b usw.) und überhaupt die vollen Formen über der Linie verraten lebhafte Phantasie.

Einen Punkt möchten wir noch besonders hervorheben. Die Dänen und die Nordländer überhaupt neigen vielfach zu einer gewissen Schauspielerei, die darauf hinausgeht, Gefühlskälte vorzutäuschen. So erklärt es sich, daß man im Norden sehr häufig steile Handschriften bei in Wirklichkeit nicht sehr kühlen Leuten findet. Die ganz steile, ruhige, Schrift ist, wie der Leser weiß, fast immer gemacht, ebenso wie die nach links herübergelegte.

Als weiterer Zweig des germanischen Stammes haben wir noch die Holländer zu betrachten. Der Holländer, ein kluger, überlegender Geschäftsmann, ist ausgesprochen zähe und ausdauernd. Ebenso hervortretend wie dieser Zug scheint uns indessen sein Mißtrauen, seine stark betonte Schlauheit zu sein, die ihn verleitet, mit seinem Vertrauen sehr haushälterisch zu Werke zu gehen, und ihn daher zum vorsichtigen Geschäftsmann stempelt. Geschmeidigkeit und Beweglichkeit pflegt man ihm nicht gerade nachzurühmen, wohl aber ein bedeutendes Selbstbewußtsein, das sich einesteils auf seine altehrwürdige handelspolitische Vergangenheit, anderenteils auf seinen durch seinen Welthandel erworbenen Reichtum gründet. Stark entwickelt finden sich in Holland die Standesunterschiede, eine Eigentümlichkeit, die man übrigens bei allen reichen Völkern beobachten kann. Der gebildete Holländer steht geistig zumeist sehr hoch und er ist im Wesen ein Aristokrat, doch ein solcher, bei dem gelegentlich auch kleinbürgerliche Züge urplötzlich hervortreten. Das holländische Volk profitiert in gleicher Weise von den Franzosen wie von den Deutschen, worauf auch der Umstand hinweist, daß ein Teil die Sprache dieser wie jener versteht. Der weniger gebildete Durchschnittsgeschäftsmann kann sich im allgemeinen keiner großen Beliebtheit im Auslande rühmen — wohl weil er den meisten seiner Berufsgenossen zu schlau und zu zähe ist.

Und nun die holländische Handschrift? Wer vermöchte nicht in den starren Zügen, Fig. 310, das äußere Wesen des Holländers sofort zu erkennen?! Nicht weniger als der Mangel an schön ausgezogenen runden Bogen fallen die vereinzelten Druckstellen auf, die für den Holländer charakteristisch sind. Der holländische Typ ist sehr bezeichnend für das Unvermögen der Schule, die Handschrift zu gestalten. Charakteristisch ist ferner der Umstand, daß selbst die kleinen Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter und mitunter auch einzelne innerhalb der Wörter größer

geschrieben sind als die folgenden. Man hat diese Eigentümlichkeit französischerseits auf die Phantasietätigkeit bezogen, mit Unrecht, wie uns scheint, denn die Analogie zeichnet schon den Weg vor, auf welchem die Bedeutung zu finden: Größer werdende oder sich emporhebende Buchstaben sind immer ein Anzeichen für Stolz. Das hat der Leser längst erfahren.

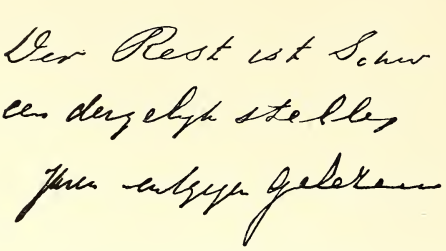


Fig. 310. Die Schrift der Holländer.

Die holländische Handschrift erscheint durchweg exakt, sauber und gut über den Raum verteilt; sie ist nicht so salopp hingeworfen wie etwa die französische, italienische oder spanische. Demnach hätten wir hier die holländische Korrektheit. Seine Schlauheit und sein zurückhaltendes Wesen finden in den kleiner werdenden Endbuchstaben, wie man sie so häufig in holländischen Schriften findet (siehe Fig. 310), ihren markanten Ausdruck. Die Zähigkeit und Energie wird durch die eckige, feste Schrift deutlich gekennzeichnet. Als echt holländisch müssen die D, S und R der ersten Zeile hervorgehoben werden. Man sieht: auch hier stehen Handschrift und Charakter in innigem Zusammenhang.

Die Engländer. „How do you do? Very well.“ Irgend ein Witzbold hat behauptet, daß sich mit diesen wenigen Worten eine ganze englische Unterhaltung führen lasse. Bezeichnend genug für dieses Volk. Wir beginnen damit, weil dieser mangelnde Unterhaltungsdrang direkt zu einer der hervorstechendsten Nationaleigenschaften John Bulls führt, zu seinem übertriebenen Stolz. Stolz, die bereits gefestigte Überzeugung vom eignen Wert, macht schweigsam. Ja, stolz sind die freien Briten, stolz trampeln sie über den Kontinent, als ob dieser eine einzige englische Kolonie wäre! Und sie haben es eigentlich nicht nötig, denn dieser Stolz findet in geistigen Vorzügen keine Stütze. Die Zeiten der Shakespeare, Byron usw. sind vorüber, das heutige England bringt kaum noch Werke hervor, zu denen die Welt aufschaut in Anbetung und Bewunderung. Schreibende Damen und perverse Ästheten haben das Erbe der Unsterblichen angetreten. Und in der Kunst? Ein guter Jockei gilt ihnen mehr oder doch ebensoviel wie ein Künstler von Gottes Gnaden, solange dieser noch sein tägliches Brot erarbeiten muß. Braucht er es nicht mehr, dann allerdings ist die Sache anders, und damit kommen wir auf die ungemeine Wertschätzung von Besitz und Eigentum, die dem Engländer so eigentümlich ist. Geld und Geldeswert gilt alles. Daher sehen wir alles das hoch entwickelt, was zur Erreichung eignen Besitzes führt: Handel, Industrie und auch die Presse; die Politik zumal ist ein einziges Engrosgeschäft. Es ist eine praktische Nation, die englische. Wir unpraktischen Deutschen sollten getrost hierin von ihnen lernen und unsern Geist für jenen Sinn zurechtstutzen. Auch die englische Sonntagsruhe kann man vom praktischen Standpunkt aus befürworten: die Engländer würden sie nicht in der heutigen Gestalt ausüben — fänden sie nicht ihre Rechnung dabei. Das religiöse Bedürfnis ist bei den Engländern nicht stärker als bei andern Völkern, z. B. bei den Südländern; diese aber haben nicht die starre Sonntagsheiligung. Heuchelei und Prüderie wird den Briten häufig vorgeworfen. Man hält zwar streng die Sonntagsruhe, heißt es, aber man habe sich tags oder richtiger nachts vorher entschädigt; man sehe zwar des Sonntags häufig die Bibel, aber darin verborgen sei eins jener Bücher, das die Sittlichkeit zu heben vorgibt, indem es die Unsittlichkeit schildert. In keinem Lande ist die Wohltätigkeit so entwickelt wie in England, in keinem andern aber auch findet man neben dem größten Reichtum so die größte Armut. John Bull ist seines Spleens wegen weit und breit bekannt; er liebt das Sichgehenlassen, die Freiheit im weiteren Sinne über alles. Aber die englische Freiheit kann eben nur vom Engländer ertragen werden, denn sie kommt, durch starre Konvention eingeengt, unerträglicher Unfreiheit sehr nahe.

(Wir sprachen früher schon darüber.) Ausgeprägt erscheint ferner seine Liebe zu jeder Art Sport, seine Verehrung körperlicher Ausbildung und daraus hervorgehender Geistesgegenwart und Selbständigkeit. Die Allgemeinbildung des Volkes steht der des deutschen erheblich nach. — Heinrich von Treitschke hat die Engländer einmal mit zwei Worten unübertrefflich charakterisiert. Er spricht von ihnen als von dem Volke, das mit der Bibel in der Rechten und mit der Opiumpfeife in der Linken die Güter der Gesittung über den Erdball verbreitet. „Bei keiner anderen Nation stehen praktische und theoretische Moral mit einander in so peinlich berührendem Zwiespalt wie im Lande des „Cant" — die kurze, unübersetzbare Formel für spezifisch englische Scheinheiligkeit in allen Lebenslagen. Belägen hierfür begegnet der Beobachter englischer Verhältnisse auf Schritt und Tritt. Der Hang zu moralisieren ist im Briten ebenso stark entwickelt wie das Bedürfnis nach brutalen Sensationen. Jenem ist es zuzuschreiben, daß auch die vorzüglichsten englischen Schriftsteller mehr Moralisten sind als Künstler, daß selbst die Werke eines Thackeray und Dickens nur in wenigen Ausnahmefällen die bewußte Tendenz verleugnen, den Leser zu bessern, ihn sittlich zu heben. Dieser sich ausbietenden Moral steht beispielsweise die Tatsache gegenüber, daß nirgends die Details unsauberer Prozeßverhandlungen vor den Ehegerichtshöfen mit gleichem Behagen und unter gleich reger Anteilnahme besonders der oberen Zehntausend öffentlich durchgehechelt werden wie in London. Eine Erscheinung wie diese, Hand in Hand mit einer aufs höchste ausgebildeten und peinlich gepflegten äußerlichen Kirchlichkeit, ist nur in der Heimat des „Cant" möglich. Am besten wird dieser unübersetzbare Terminus vielleicht dadurch illustriert, daß der Engländer auch für die gröbsten Ausschreitungen nationaler Roheit um einen moralischen Vorwand niemals verlegen ist." So schreibt ein Deutscher, der eine Reihe von Jahren in London lebt.

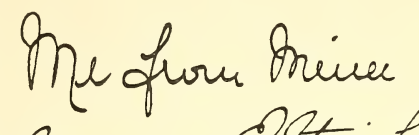


Fig. 311. Die Schrift des Engländers.

Und nun zu der ausdrucksvollen englischen Handschrift! Es wird häufig gesagt, „alle Engländer schreiben gleich". Das ist genau so falsch oder so richtig, wie wenn man behaupten wollte, „alle Engländer sehen einander gleich". Immerhin läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß die Ähnlichkeit unter englischen Handschriften größer ist als z. B. unter den deutschen. Woher kommt das? Ist der Engländer etwa weniger eine Individualität, so daß die Schule größeren Einfluß hätte? Keineswegs! Eher muß das Gegenteil angenommen werden. Nein, diese Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß der Engländer — stets Engländer und ein viel besserer Engländer ist als der Deutsche ein Deutscher. Der Engländer fragt nicht, was ist richtig, gut oder schlecht, sondern zunächst, was ist englisch! Der Engländer stellt $^1/_1$ vor oder allenfalls $^3/_3$ — England, Irland, Schottland — der Deutsche aber mit seinen 25 Staaten und Stäätchen $^{25}/_{25}$! Da darf man sich nicht wundern, wenn die Engländer so viel „egaler" schreiben als die Deutschen.

Charakteristisch für die englische Handschrift ist die relative Schwere, die Größe der Buchstaben und die zumeist steile Lage. Die Schwere — dasSchmierige und Breite — entspricht, wie mehrfach hervorgehoben, dem materiellen Sinn. Die Höhe der Buchstaben verrät die Abwesenheit von Kleinlichkeit, deutet daher auf einen mehr selbstbewußten Sinn, weshalb die Aristokraten aller Völker (und ebenfalls die „aristokratischen" Künstler) eine große Handschrift besitzen. Die steile Lage legt Zeugnis ab von der geringen Empfindungsfähigkeit, von einer gewissen Kälte des Gefühls, die den Fremden in England so sehr auffällt; sie bildet demnach die Grundlage für Nüchternheit und Besonnenheit im Urteil und Handeln, kurz für das, was das englische Gefühls-

leben ausmacht. Bezeichnend für den englischen Stolz ist insbesondere das sogenannte aristokratische M (siehe Fig. 311, erste Zeile), dessen erster Grundstrich hoch hinaufgezogen ist und weit über die folgenden hinwegsieht. Echt englisch ist auch der geschwungene Anfangsbogen, dem man nicht nur am M, sondern auch an andern Buchstaben begegnet (f, t, m). Scharfe Aufstriche, wie wir solche bei der deutschen Handschrift als Zeichen für Aggressivität kennen lernten, erblickt man in englischen Schriften selten. Der häufig vorkommende gerade Schlußzug ist nicht spezifisch englisch und tritt gewöhnlich in aristokratischen Handschriften auf, wie wir es früher gezeigt haben. Er verrät Behauptung der Position — aber auch Beharren in Vorurteilen. Der englische Schrifttypus ist fest (energisch), klar, von einer gewissen Steifheit und Förmlichkeit und zeigt durchweg einen noblen Anstrich just so wie die britische Nation. In England dominiert die Zuchtschrift, und das besagt, wie wir wissen, eine Maskierung, die zu der Prüderie und religiösen Heuchelei vorzüglich paßt.

Einige Verwandtschaft mit dem Engländer zeigt der Amerikaner, wenngleich er einen besonderen Typus darstellt. Hören wir, was ein guter Kenner, ein Engländer, von ihm sagt: „... Man beachte des Amerikaners Fähigkeit für ruhmredige Prahlerei! Sie ist wie die eines Kindes, das sein Spielzeuggewehr schultert und seine Absicht verkündet, auszuziehen, um Riesen zu töten. Der Knabe weiß sehr wohl, daß es keine Riesen gibt, und daß er, selbst wenn es welche gäbe, sie nicht mit seinem Gewehr töten könnte. Und so glaubt in Amerika niemand etwas, was er sagt. Der große „amerikanische Lügner" ist unterhaltend und anziehend. Selbst die Männer der Wissenschaft sind von der vorherrschenden Sucht für Ungenauigkeit ergriffen. Die größten Elektriker Amerikas künden ihre Absichten genau in der selben aufgeblasenen und ungenauen Sprache wie ein Zirkusvertreter an. Sie verkünden stets, was sie in der nächsten Woche tun werden. Einer meldet, er werde in einigen Tagen einen elektrischen Motor von 50 Pferdekräften im Gewicht von 14¼ Pfund zum Preise von 104,20 M auf den Markt bringen. Seine Vorhersage gründet sich auf — nichts. Es ist nur eine gewöhnliche, einfache, alltägliche, unverfälschte Lüge, mit der er die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und die gewöhnlich unter einem Bilde des Erfinders gedruckt wird, das ihn zeigt, wie er mit den Fingern durch sein langes Dichterhaar fährt und versucht, wie ein Marmorbild auszusehen. Der Erfinder ist kein bösartiger Lügner. Er ist eben ein Lügner. Erzählt ein Amerikaner, daß er die ganze Nacht aufsitzt, so bedeutet das, er ist erst um 1 Uhr zu Bett gegangen; sagt er, er habe eben 1000 Dollar verdient, so waren es nur 53. Verkündet er, das Theater war so voll, daß die Zuschauer am Balkon hingen, so war das Haus etwa halbvoll. Erzählt er, das Kleid seiner Frau kostete 500 Dollar und sie habe es in Paris gekauft, so will er zu verstehen geben, daß sie nie in ihrem Leben in Paris war, und daß das Kleid in einem Warenhaus am Broadway für 40 Dollar gekauft wurde.

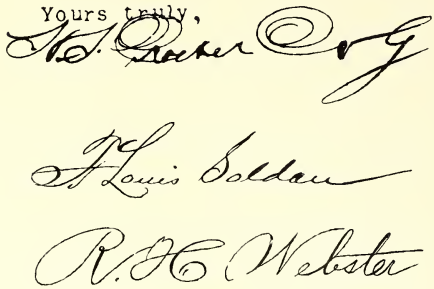


Fig. 312.

Der Neuyorker ist niemals völlig zufrieden, wenn er nicht irgendwelchen Lärm macht. Seine Straßenbahnwagen sind mit riesigen Gongs ausgestattet, die mit nervenzerrüttendem Getöse vom Morgen bis zum Abend ertönen. Seine Feuerspritzen, die ständig unterwegs sind, haben große Klingeln. Selbst der Krankenwagen, der einen Sterbenden in das Leichenschauhaus führt — die Amerikaner sind so praktisch, daß sie einen Sterbenden nicht ins

Krankenhaus, sondern in das Leichenschauhaus schaffen — ist mit einer großen Glocke versehen. Überall hört man den Neuyorker rufen, klingeln und so lauten Lärm wie möglich machen. Er, der mit einer leisen, sanften Stimme begabt ist, wäre sonst ein völliger sozialer Fehlschlag. In Gasthöfen, Wirtschaften, an öffentlichen Orten, in Theatern oder bei Hundekämpfen hört man den Neuyorker in lauten, heiseren Tönen über sich und sein Geld sprechen. Jedes zehnte, elfte und zwölfte Wort ist Dollar, Dollar, Dollar. Wenn der Neuyorker bei Delmonico mit einem Freund speist und seinen Platz bei Tisch einnimmt, ruft er ihm zu, nach dem er umhergespäht hat, ob auch die anderen Gäste zuhören: „Ich habe soeben an einem Geschäft von vier Millionen teilgenommen". Dann spricht er den Rest des Abends über Diamanten, Grundbesitz, Aktien und Pfandbriefe.

Der kleine Knabe, der andere Knaben mit hölzernen Schwertern, Papierhelmen und Zinntrompeten um sich sammelt und stolz mit ihnen durch die Straßen paradiert, hat viel Gemeinsames mit einem gewissen Teil der Amerikaner, deren Entzücken es bildet, eine lächerliche Tracht anzuziehen und wie Affen, die einem Leierkastenmann entsprungen sind, umherzustolzieren, wobei sie glauben, daß sie dadurch großen Ruhm und Auszeichnung zum Neide ihrer Nachbarn genießen. Wird jemand auf ein oder zwei Jahre zum Gouverneur eines amerikanischen Staates erwählt, so ernennt er sofort eine Herde drittklassiger Politiker zu Mitgliedern seines „Stabes". Die meisten dürfen den Titel „Oberst" führen, selbst wenn sie nicht wissen, auf welcher Seite man den Säbel trägt. Die Mitglieder dieses Stabes tragen wunderbare und prächtige Trachten. Die Hüte, die diese „Obersten" tragen, können gewöhnlich nicht in Waschkörbe gepackt werden, wenigstens e i n ausgewachsener Strauß wird für ihn seiner Federn beraubt. Ein Riese könnte auf den Achselstücken sitzen, und das Schwert ist ein Riesending, die Brust mit Orden und Flitterkram und Schmucksachen bedeckt. Wenn ein Mitglied des Gouverneurstabes die Fünfte Avenue entlang geht, so sieht er wie eine Art verdichteter Regenbogen aus. Um dem abgeschmackten Amerikaner die Gelegenheit zu geben, sich in allen seinen lächerlichen Kleidern auszustellen, werden alle möglichen Auf- und Umzüge veranstaltet. Einmal im Jahr nehmen alle Kapellen in Amerika an der seltsamen Labour Day-Parade teil. Zwischen ihnen marschieren vielleicht 20 000 Zimmerleute mit blauen Schärpen um den Leib, Dreimastern und weinroten Gamaschen. Dann folgen 500 Schornsteinfeger, jeder in die amerikanische Flagge gehüllt und dabei trommelnd. Nach ihnen kommen 3000 Stuckateure in blauseidenen Trikots und blasen die Posaune. Dann folgt ein Bataillon Maurer, eine Brigade Kohlenlöscher usw. Bei dieser Parade erinnert nichts an die Würde der Arbeit; jeder verhüllt seinen Beruf soviel wie möglich unter einer Maskerade von Gold und Purpur. Angeblich ist er stolz auf seine Beschäftigung; in Wirklichkeit rühmt er sich seiner albernen Kleider.

Der amerikanische Geschäftsmann trinkt abwechselnd sehr heißen Kaffee und sehr kaltes Eiswasser. Er verschlingt Pflaumen, Kuchen, Eierkuchen, gehacktes und gekochtes Rindfleisch, und wenn er dann ins Geschäft zurückeilt, wundert er sich, daß der große Schöpfer aller Dinge nicht eine Verdauung erfand, die das verträgt. . ."

Diese Darstellung wird den guten Seiten des Amerikaners nicht gerecht, wie man sieht. Der Amerikaner ist vor allem rührig, fleißig und opferwillig. Man kann ihm nicht wie dem Engländer Perfidie und Unverschämtheit nachsagen. Er gibt sich natürlicher, ist auch weit offener im Verkehr und im allgemeinen ein guter Familienvater. Als Frauenverehrer ist der Amerikaner ganz besonders bekannt. Aber aus dem Verehrer macht die Verehrte nur gar zu leicht einen demütigen Knecht. Männer anderer Völker würden sich für die amerikanische Frau bedanken — anderer Völker Frauen, sofern sie natürlich empfinden, für den Amerikaner, den modernen Minnesänger. —

Die Handschrift des Amerikaners gleicht der englischen einigermaßen; die Grundformen des Alphabets sind fast genau gleich. Doch liebt der Amerikaner die „schöne", gut leserliche Schrift. Daher trifft man in Amerika so häufig auf mehr oder weniger kalligraphische Typen, nicht nur im geschäftlichen Verkehr, sondern auch bei Gelehrten und Künstlern. Die erste Probe in Fig. 312

zeigt die Schrift eines Geschäftsmannes. In ihr kommt der Businessman durch die Spiralen prächtig zum Ausdruck. Die beiden andern gehören Lehrern höherer Schulen an. Alle drei haben im Ausdruck etwas Gemeinsames. Von der englischen Hand unterscheidet sie sich durch größere Natürlichkeit, Lebendigkeit und durch die geringere Stärke. —

Ist in den bisher skizzierten Völkern die germanische Rasse gekennzeichnet worden, so wenden wir uns nunmehr zu den lateinischen Völkern. Ein großer Gegensatz ist vorhanden: Während die ersteren mehr das beharrende, ruhige und festere Element darstellen und so den Willen repräsentieren, findet man bei den letzteren vorwiegend Phantasie, Lebhaftigkeit und leichte Erregbarkeit. Ist für jene die mehr derbe, steife und ungelenke Handschrift als Abbild hingestellt worden, so begegnet man bei diesen den leichten, gewundenen und gewandten Zügen. Die Franzosen, als die hervorragendsten Vertreter der lateinischen Rasse, zeichnen sich durch leichte Beweglichkeit, große Erregbarkeit und Begeisterungsfähigkeit aus. Sie empfinden leicht und schnell, besitzen ein ausgezeichnetes Gestaltungsvermögen und eine lebhafte Phantasie.

Äußere Eindrücke wirken mit großer Leichtigkeit auf dieses Volk, daher es sich denn auch leicht hinreißen läßt und unbesonnen handelt. Der den Franzosen angeborene Geschmack macht sie, zumal in Begleitung der Phantasie und Empfindungsfähigkeit, vorzüglich geeignet für künstlerische Betätigung. Der Franzose liebt die Form fast mehr als den Inhalt. Seine, schon durch die gekennzeichnete Sensibilität begründete Leidenschaftlichkeit erhält einen unversiegbaren Zufluß durch seine Eitelkeit. Er betrachtet alles durch das Perspektiv, sich selbst, indem er es richtig handhabt und sich, weil aus nächster Nähe gesehen, sehr groß vorkommt; andere, indem er es umkehrt, und so erblickt er denn alles zwar sehr scharf, aber unendlich klein. Dieser unbeschreibbare Nationalitätsdünkel verwirrt seinen geistigen Blick. Die Durchschnittsbildung unserer Nachbarn ist für die Deutschen nicht gerade beneidenswert. Reisebeschreibungen im Stile des berüchtigten Tissot würden bei uns keine Leser finden. — Jeder Dünkel trübt das Urteil. Ein gutes deutsches Sprichwort sagt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz". Wie sie eingebildet, ebenso unwissend sind unsre Nachbarn. Wie oft macht nicht irgend eine naive geographische Zeitungsnotiz halb Europa lachen! Unwissend in allen, was andre Völker anbetrifft, in deren Geschichte, der Sprache und Geographie, hat man sie nicht unpassend die Chinesen Europas genannt. Der verdummende Nationalitätsdünkel umgibt sie wie eine chinesische Mauer. Eitelkeit macht zuvorkommend und gesprächig, denn sie bezweckt, andern eine möglichst hohe Meinung von sich beizubringen. So sind denn die Franzosen gesprächige, unterhaltende und liebenswürdige Gesellschafter. Ihre Liebenswürdigkeit hat man indessen nicht ernst zu nehmen: sie wird gedankenlos oder berechnet ausgeübt. Berechnendes Wesen ist dem Franzosen trotz seiner häufig auftretenden Unbesonnenheit eigen. Eigennutz ist bei ihm vorwiegend zu Hause. Jeder möchte für sein Ich den möglichst größten Anteil am Lebensgenuß erringen. Man ist in Frankreich mäßig und spart in der ausgesprochenen Absicht, nach einigen Jahrzehnten um so bequemer genießen zu können.

Doch kommen wir zum Schluß: Die Franzosen sind die geistreichen und witzigen Köpfe und die geborenen Künstler in allem, was äußere Form ohne gemütstiefen Inhalt betrifft. Die Deutschen, um es gleichfalls kurz zu sagen, vertreten mehr die ernste Wissenschaft, und die Engländer sind vor allem auf praktischem Gebiet Meister und repräsentieren somit Welthandel, Gewerbe und Industrie.

Vergleichen wir nun die französische Handschrift mit dem vorstehenden Charakterbild, Fig. 313. Wem fällt da nicht die Lebendigkeit und Schräglage der Schrift auf? Nach mehrfach hervorgehobenen Regeln bedeuten solche Züge leichte Erregbarkeit und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke ohne Kraft und Tiefe (weil zumeist keulenlose schwache Striche). Nicht weniger auffallend sind die vielen Schleifen und Kurven, die lebhaftes, graziöses, gefälliges Wesen, Liebenswürdigkeit, Phantasie, aber auch Eitelkeit und Schwatzhaftigkeit anzeigen.

Die ganze Schrift besitzt neben dem Gefälligen etwas Leichtes und Flüchtiges, Oberflächliches, und es leuchtet ein, daß hier die Gründlichkeit nicht eingemietet sein kann. Der Dünkel geht hauptsächlich aus den „trippelnden“ L und ähnlich geformten M usw. hervor, Buchstaben, die sich „auf die Zehen stellen“, um größer zu erscheinen; zudem sagt die übertriebene Schleife unten am L Ähnliches. Ruhiger, kühler Stolz, wie wir ihn bei den Engländern kennen gelernt, spreizt die Buchstaben nicht so auseinander. Den Egoismus endlich erkennen wir in den zurückgebogenen Haken am M usw., die in französischen Schriften nicht selten mit einer Keule endigen und so einen tatkräftigen Egoismus deutlich illustrieren. Die französische 5 kann auch nur ein flüchtiger Franzose so zuwege bringen; wir kennen keine Form, die besser zum Ganzen paßt als diese Ziffer (hinter Les). Vergleicht man zum Überfluß etwa eine englische Handschrift mit einer französischen, dann bietet sich dem Auge genau der Unterschied in den Schriften dar, wie ihn die beiden Nationen schon bei oberflächlicher Betrachtung zeigen. —

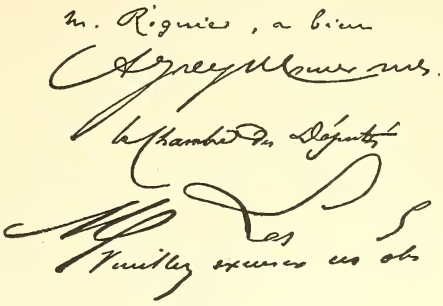


Fig. 313. Die Schrift der Franzosen.

Nach den Franzosen wären die Spanier zu skizzieren. Wir finden hier im Grunde den gleichen Nationalcharakter, nur verdorben durch ein unrichtig verwandtes Erbe bedeutender Vorfahren in Begleitung unheilvoller politischer Wirren. Auch der Spanier besitzt den gekennzeichneten Dünkel, und er ist womöglich noch reizbarer, dazu bequemer, träger, unsauberer und noch unwissender als der Franzose. Von der spanischen Ritterlichkeit erblickt man in der Handschrift nichts (Fig. 314); wir fürchten, diese Tugend gehört früheren Jahrhunderten an. Die Verwandtschaft dieser Schrift mit der französischen fällt sofort in die Augen.

Von den Völkern lateinischer Rasse sind noch die Italiener zu beschreiben.

Man kann die Italiener nicht gerade als eine aristokratische Nation bezeichnen: Schlauheit, Übervorteilung und Knickerei sind Nationalzüge bei ihnen. Von diesen Eigenschaften zur Heimtücke und von da zum Dolch sind nur zwei Schritt. Ihre ausgesprochene Pfiffigkeit, worauf sie obendrein noch ganz besonders stolz sind, erinnert an Chinesenschläue, die bekanntlich mit zweierlei Maß mißt: mit einem kleineren für den Verkauf und mit dem größeren für den Einkauf! Die Sinnlichkeit der Italiener, wie überhaupt des Südländers, ist bedeutend, allein sie geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Die Phantasie hat viel Teil daran; sie liebt abwechselungsreiche Bilder und läßt Intensität nicht aufkommen, wie man dies am besten bei den Franzosen beobachten kann. Phantasie besitzt der Italiener in hohem Grade. Italien gebar die Kunst und Poesie; das ernste und nüchterne Deutschland wurde zum Vater der Reformation. Mit Bildung und Wissen ist es in den breiteren Massen des italienischen Volkes nicht gut bestellt. Aberglaube beherrscht die Masse und häufig auch den Gebildeten. Unsauberkeit und Bequemlichkeit und nicht selten große Grausamkeit gehen hiermit Hand in Hand.

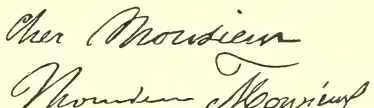


Fig. 314. Die Schrift der Spanier.

Was mit dem vielen Abstoßenden des Italieners einigermaßen versöhnt, das ist seine allgemein anerkannte Liebenswürdigkeit und Selbständigkeit. Der Italiener ist immer er selbst,

und individuelle Freiheit scheint ihm ein teures Gut. Aus dem starken Bewußtsein dieser Eigenschaft entspringt seine große Empfindlichkeit. Der Italiener empfindet jede Beleidigung sehr schmerzlich und heftig, und er verfällt sofort darauf, sich zu rächen, meist ohne Anrufung der Gerichte, wovor er eine ausgesprochene Scheu besitzt. Die mannigfachen Geheimbünde wie Mafia, Camorra usw, sind ein Beweis dafür.

Die italienische Handschrift nun, im Habitus der französischen sehr verwandt, wie man sieht (Fig. 315), ist zumeist klein und zusammengedrückt und kennzeichnet so den kleinlichen und versteckten, schlauen Sinn. Welch ein Unterschied zwischen dieser und der aristokratischen englischen Handschrift! Schlauheit im besonderen zeigt sich in den oft zu einem bloßen Strich zusammengedrückten Endungen der Wörter. Man hat hier den fadenförmigen Ductus des Undurchdringlichen. Betreffs der andern Züge genügt es hier, auf die Ausführungen bei der französischen Handschrift zu verweisen. —

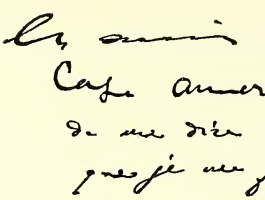


Fig. 315. Die Schrift der Italiener.

Von der slawischen Rasse wollen wir nun die Russen, als die Hauptvertreter, ins Auge fassen.

Einen leicht bemerkbaren Grundzug des russischen Wesens bilden die überall hervortretenden Widersprüche. Der Russe, namentlich der ungebildete, ist von großer Gutmütigkeit und er zeigt zugleich nicht selten die größte Brutalität. Er empfindet mit einer Schwermut, die an das deutsche Gemüt erinnert, und geht dann urplötzlich zu zügelloser Heiterkeit und Ausgelassenheit, zu tollem Lärm und wilder Lust über. Beständigkeit kennt er nicht. Wie seine Stimmung dem jähesten Wechsel unterworfen, so ist sein Wille nicht ausdauernd und konsequent. Festigkeit und Stetigkeit ist nicht seine Sache, dagegen weiß er sich mit großer Geschmeidigkeit in die Gewohnheiten und Sitten andrer Völker zu finden und auf ihre Ideen einzugehen. Man spricht daher nicht mit Unrecht von seinem ausgeprägten Nachahmungssinn, der namentlich bei den niedern Leuten in ihrer Handfertigkeit zutage tritt. Zucht und Ordnung, Gefühl für Recht und Unrecht gehen dem Russen mehr oder weniger ab. Nach all dem Gesagten darf man auf Zuverlässigkeit, Festigkeit, Sparsamkeit usw. bei einem Russen nicht rechnen. Seine Oberflächlichkeit hebt selbst Gogol („Tote Seelen") hervor, indem er sagt: „.... Wir haschen nach der Oberflächlichkeit, den Kern lassen wir unberührt." Und weiter: „ . . . Alles Rauch und Dunst", sagt Turgenjew („Rauch"), „alles eilt und stürmt irgendwohin und alles vergeht spurlos, ohne etwas zu erreichen." Bekannt ist die Neigung zum Trunk, die man selbst in den höchsten russischen Kreisen findet. Gogol erwähnt die Unfähigkeit der Russen, Leidenschaften zu bekämpfen, indem er bekennt: „Man hat die besten Absichten — und tut doch nichts. Selbst wenn ich sehe, daß einer einen ordentlichen Lebenswandel führt, daß er spart und Geld anhäuft, habe ich doch kein Vertrauen zu ihm: denn mit der Zeit fällt er dem Teufel doch in die Klauen und bringt dann alles mit einem Male durch. Und so sind sie alle, die Aufgeklärten und die Nichtaufgeklärten".

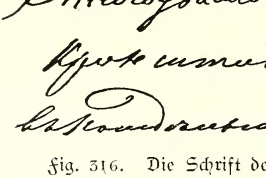


Fig. 316. Die Schrift der Russen.

Wenn wir uns nun die russische Handschrift ansehen, so haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß die russischen Buchstaben zum Teil dem Lateinischen, zum Teil auch dem Griechischen

entnommen sind. Selbstverständlich kann man nur eine eingehende Beurteilung einer Schrift geben, wenn man das kalligraphische Alphabet der betreffenden Schrift kennt. Indessen die Grundeigenschaften, die sich weniger in kleinen Abweichungen als vielmehr in dem allgemeinen Ductus einer Schrift abspiegeln, vermag man auch bei fremdländischen Schriften anzugeben. Die einmal fixierte Bedeutung einer Schrifteigentümlichkeit gilt für alle Schriften, seien sie nun lateinisch, arabisch oder chinesisch usw. Denn diese Schrifteigentümlichkeiten sind im Grunde nichts weiter als bleibend sichtbar gemachte seelische Bewegungen, die, wie Darwin nachgewiesen hat, bei allen Völkern gleich sind. Wir haben schon früher davon gesprochen.

Das russische Alphabet ist insofern interessant, als es deutlich den Geisteseinfluß des Okzidents und des Orients zeigt: aus dem ersteren stammen die lateinischen, aus dem letzteren die griechischen Formen des russischen Alphabets.

Die eigentliche Durchschnittsschrift der Russen ist rund (weich, gutmütig), liegend (Empfindungsfähigkeit, Zuneigung, Gefühl) und schmierig (genußliebend, materiell) mit wenig und geringen Druckstellen, die die geringe Willenskraft anzeigen. Sauber und exakt findet man die Schrift selten, und dadurch dokumentiert sich der Mangel an Ernst und Gründlichkeit. Die zumeist dünne (wenn auch schmierige) Schrift gibt äußeren Einflüssen leicht nach, was in Verbindung mit der fast immer gebundenen Schrift die Anschmiegungsfähigkeit dartut. Die drei Proben des Klischees, Fig. 316, mögen zur Erläuterung dienen. Charakteristisch erscheint der zurückgeworfene d-Kopf, der in russischen Schriften sehr häufig wiederkehrt, jedoch auch in nordischen Handschriften anzutreffen ist. Solche linksseitigen Federzüge sollen nach Ansicht eines ungarischen Schrift-

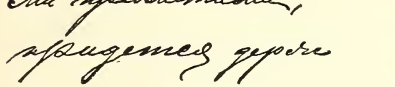


Fig. 317. Schrift eines russischen Polen.

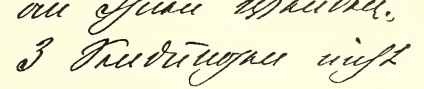


Fig. 318. Schrift eines Deutsch-Russen.

kenners Nachahmungsfähigkeit besagen, was allerdings in unserem Falle zutrifft. Indessen will es uns scheinen, als ob man eine solche Eigenschaft nicht in einem Zeichen suchen dürfe. — Der Widerspruch im russischen Charakter ergibt sich aus den zumeist nach allen Richtungen hin und her geworfenen Grundstrichen. Betrachtet man dagegen eine deutsche oder englische Handschrift, so kommt einem der Unterschied voll zum Bewußtsein. Fig. 317 rührt von einem russisch erzogenen Polen her; die Verwandtschaft läßt sich nicht verkennen. Von deutschen Einflüssen zeugt Fig. 318, der man übrigens die gekennzeichnete Gutmütigkeit sofort ansieht. (Man beachte, daß es deutsche Buchstaben sind, die so groß und rund geschrieben!) Mit der russischen Nation seien unsere Vergleichungen zwischen Nationalität und Handschrift geschlossen. —

Für denjenigen, der nunmehr überzeugt ist, daß Volkscharakter und Handschrift in klar zu erkennender Parallele stehen, für den ergibt sich aus dieser Tatsache die Konsequenz, daß Personen, die längere Zeit im Auslande leben und sich einigermaßen akklimatisieren, auch mehr oder weniger von der ausländischen Handschrift in die ihrige aufnehmen, gleichwie sie im äußeren Aussehen dem Aussehen des betreffenden Volkes ähnlich werden. In der Tat verhält es sich so. In Fig. 319 sehen wir einen Beweis hierfür. Wer vermöchte nicht hierin englisches Beiwerk zu erkennen, obgleich die Grundlage deutsch ist. Das Runde in der Schrift und die schräge Lage verraten mehr den deutschen Typ. Die Probe rührt von einer deutschen Dame her, die in England erzogen wurde. In Fig. 320 erblicken wir ein Gemisch von französischem und englischem Wesen. Das Leichte und Elegante deutet auf ersteres, auf letzteres die Lage der Schrift und einige Buchstabenformen. Diese Handschrift gehört einem Herrn aus der französischen Schweiz an,

der in Frankreich lebte und dann in England ein Geschäft gründete nach einem Aufenthalt von einigen Jahren.

Originell und durchaus bezeichnend ist die Schriftprobe Fig. 321. Hier erkennt man deutlich den Einfluß dreier Nationen: der deutschen in einigen kleinen Formen, der Franzosen in den

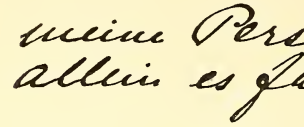


Fig. 319.

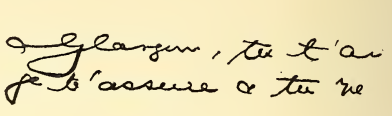


Fig. 320.

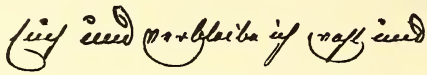


Fig. 321.

gewandten Schnörkeln und den Slawen in dem weichen runden schmierigen Ductus und dem zurückgeworfenen d. Der Schreiber jener Zeile ist von Geburt Deutscher, doch pulsiert in seinen Adern auch slawisches Blut, und er lebt seit längerer Zeit in Belgien. Wo bleibt da die Schule mit ihrem Einfluß? Die richtige Antwort darauf glauben wir in dieser Studie gegeben zu haben.

Die Anwendung der Schriftdeutung im praktischen Leben.

Das Schriftmaterial.

Obgleich bereits mehrfach eindringlich betont worden ist, daß ein Schriftbeurteiler möglichst umfangreiche und aus verschiedenen Zeiten stammende Schriftproben in Händen haben soll, wenn es gilt, den Charakter des Schreibers zu diagnostizieren, so halten wir es doch für angebracht, namentlich im Hinblick auf den Lehrzweck dieses Buches, an Beispielen zu zeigen, wie groß die

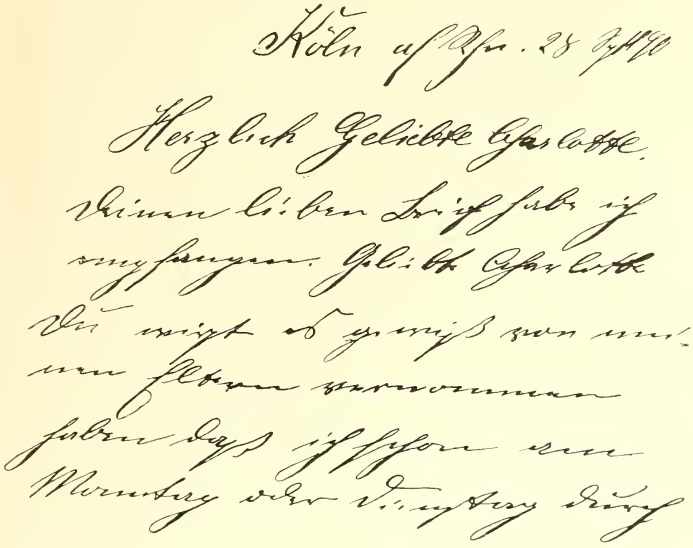
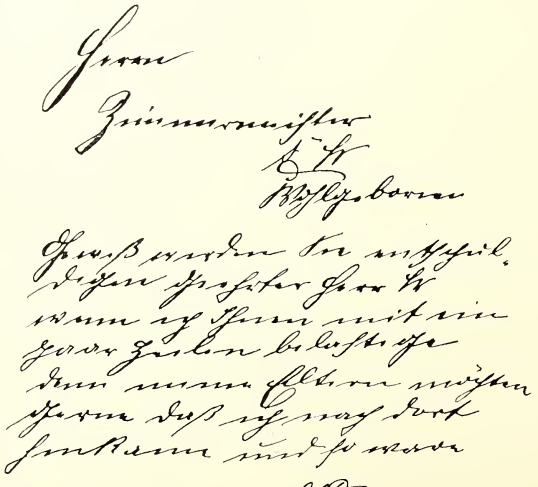


Fig. 322 A. Von der Hand des Schreibers von Fig. 322 B u. C.

sogenannte Schwankungszone in der Handschrift mitunter sein, und wie leicht man der Täuschung verfallen kann, sofern man diesen Punkt nicht genügend beachtet. Es bildet einen der beliebtesten Einwürfe gegen die Möglichkeit einer Schriftdeutung, zu sagen: „Ich schreibe alle Tage anders und mitunter so, daß ich meine eigene Handschrift nicht wieder erkenne." Gewiß zeugt dieser Vorhalt nicht von hoher Intelligenz und psychologischer Einsicht. Da die Tatsache an sich aber richtig ist, so muß ihr Rechnung getragen werden. Das aber vermag man nur, wenn man den Umfang der Schriftschwankungen durch eigenen Anblick kennen gelernt hat.

B



C

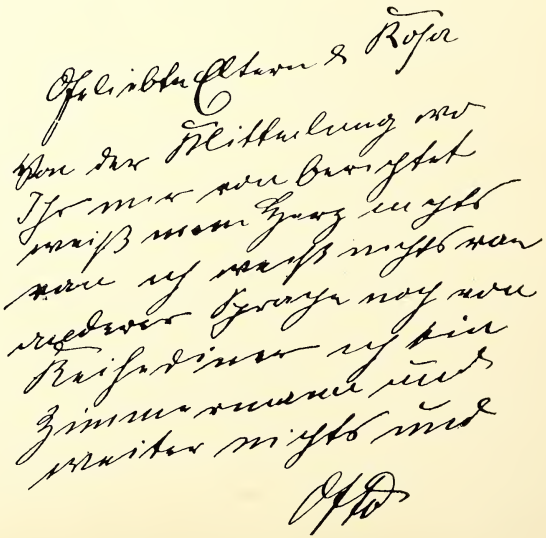


Fig. 322 B u. C. Von derselben Person in verschiedener Stimmung geschrieben.

Einen guten Begriff von der Bedeutung der Schwankungszone bekommt der Leser, wenn er sich die vorstehenden drei Handschriftproben Fig. 322 A, B, C genau ansieht. Sie sind von derselben Person bei verschiedenen, zeitlich getrennten Gelegenheiten geschrieben.

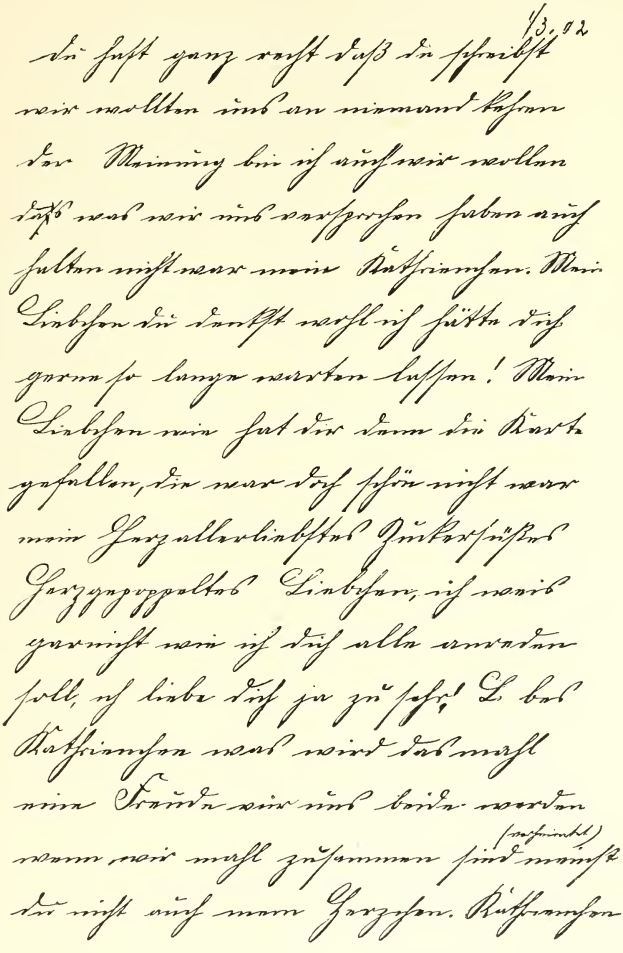


Fig. 323A. Tendenz zur Schulschrift.

Läge nur die Probe Fig. 322 A vor, so würde man den Urheber im Punkte Temperament und Natürlichkeit falsch beurteilen. Hätte man nur B, dann wäre man sicher geneigt, das Triebhafte und Unruhige zu niedrig zu werten. Das Richtige wird man etwa aus der Probe C ent-

nehmen können, d. h. den eigentlichen Normalzustand des Schreibers. Keine von den dreien würde für sich allein zu einer gründlichen Diagnose ganz ausreichen. Zusammen betrachtet erst ergeben sie das vollkommene Charakterbild.

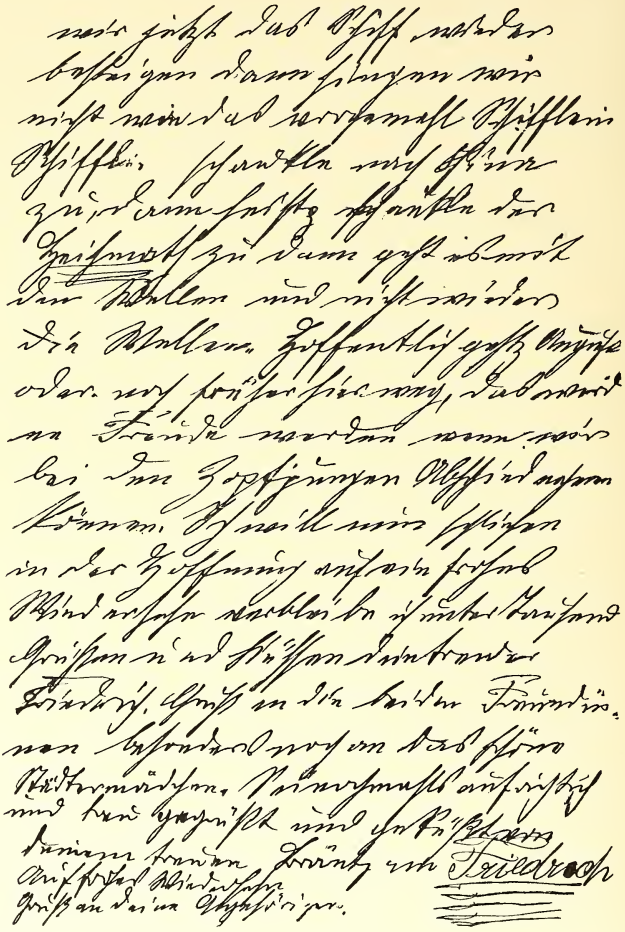


Fig. 323 B. Freie, natürliche Schrift des Schreibers von Fig. 323 A.

Die beiden Proben, Fig. 323 A und B sind von nur einer Hand geschrieben. Die eine, A, trägt alle Kennzeichen einer Schrift, die in dem Bestreben entstand, möglichst schön zu schreiben (Tendenz zur Schulschrift). Die Probe B dagegen veranschaulicht die voll-

kommen freie, ungezwungene Handschrift. Diese genügt natürlich gemäß unseren früheren Ausführungen vollkommen zur Deutung. Die andere wird auch der minder Erfahrene ablehnen.

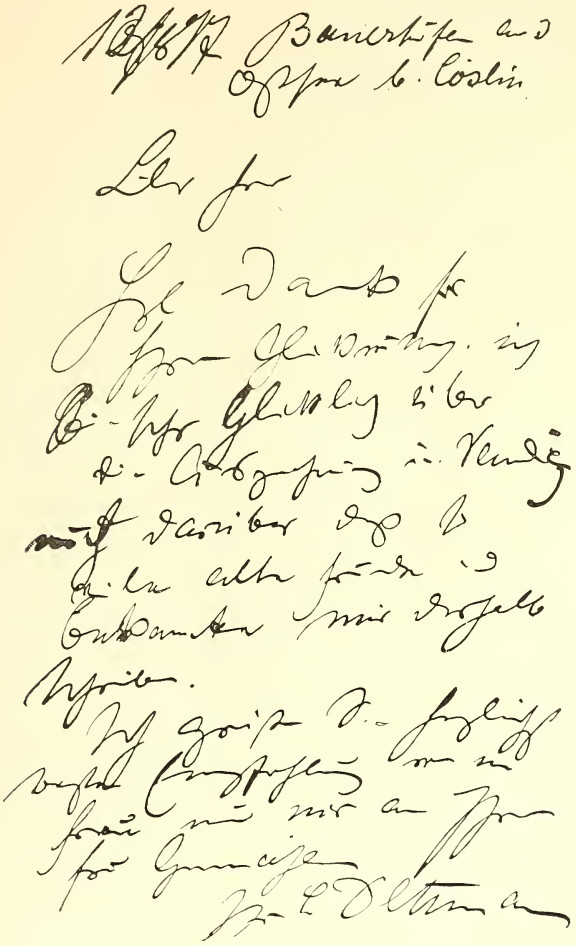


Fig. 324. Sehr eilige Schrift eines Temperamentvollen.

Hat man, wie es zumeist der Fall zu sein pflegt, nur eine Schriftprobe zur Verfügung, so muß man sich stets die Frage vorlegen: Kann diese Probe nicht z u f ä l l i g so schnell oder so langsam entstanden sein? Betrachten wir z. B. die Handschrift des bekannten Malers L. Dett-

mann, des Direktor der Akademie in Königsberg i. P., Fig. 324. Ist das wirklich seine „eigentliche" Handschrift? Muß man diese zu bloßen Wellenlinien deformierten Buchstaben als Tendenz der fadenförmigen Schrift ansprechen, oder sind sie nur der Ausdruck der Eile? Das letztere ist zweifellos zutreffend, denn die Fadenform zeigen vorwiegend nur die Endungen. Also wird man sich hüten müssen, von einem vollkommen unbeherrschten Temperament zu sprechen.

Wie aber verhält man sich der Schrift Fig. 325 gegenüber?

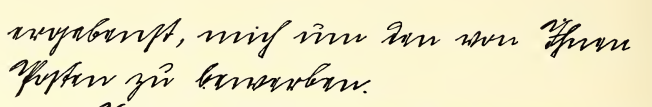


Fig. 325. Zweck- oder gewohnheitsmäßige Zuchtschrift?

Hat der Mann mit Absicht „schön" schreiben wollen, um einen guten Eindruck zu machen, (es handelt sich um ein Angebot), hat er also zu diesem besonderen Zweck sich Mühe gegeben, oder stellt die Probe nicht eine gewohnheitsmäßig Zuchtschrift dar? Wir sind der Ansicht, daß hier beides zusammentrifft, daß also die Schrift auch in schnellerer Schreibart Zuchtschrift sein wird. Dafür spricht der Bogenduktus an sich und die Tendenz der bogenförmigen Schriftlage (die rechtsseitigen Umbiegungen an den b, l, h usw.). Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir den Schreiber nach dieser einen Schriftprobe beurteilen.

Fig. 326. Genügt die Unterschrift zur Beurteilung?

Ob das gleiche aber von der Unterschrift von Dr. Carl Peters, Fig. 326, dem „Afrika-Peters" gilt, ist die Frage. Die Textschrift kann recht abweichend, beispielsweise steil sein. Gesetzt, es wäre der Fall: Die Unterschrift zeigt so viel Eigenart, daß man sie getrost zur Unterlage für eine Charakteranalyse machen kann. Besonders markant darin ist das P mit der zweimaligen Tendenz der Abwehr. Wir wissen leider nicht, aus welcher Zeit die Unterschrift stammt. Ist sie während seiner viel besprochenen Konfliktszeit entstanden, dann veranschaulicht sie prächtig den Kämpen, der sich mit Energie seiner Haut wehrt und sich von seinen Feinden nicht unterkriegen läßt.

Die Schwankungszone hat für jeden Menschen Geltung. Niemand schreibt stereotyp gleich. Doch schreibt der ruhige, gesetzte, einseitige, wenig gebildete Mensch gleichmäßiger als der temperamentvolle, vielseitige und gebildete. Der Leser wird aus dieser knappen Darstellung ersehen haben, wie man als praktischer Schriftdeuter vorzugehen hat.

Wie schreibt der gute Kaufmann?

Die Handschriftendeutung ist in erster Linie von großem praktischen Wert für die Auswahl von Personal aller Art, soweit es sich auf Gesuche schriftlich meldet. Zumeist kommt das kaufmännische in Frage als dasjenige, das heutzutage die weitaus größte Bedeutung hat und an Kopfzahl wahrscheinlich alle andern Berufsarten überragt. Als wir im Jahre 1890 ein besonderes Bureau für die Zwecke der Auskunftserteilung aus der Handschrift gründeten — übrigens das erste seiner Art überhaupt — da ahnte wohl niemand, welche Entwicklung es nehmen würde. Wenn die ehrlichste Form der Anerkennung in der Nachahmung besteht, dann braucht sich das Bureau nicht zu beklagen: Diese Anerkennung ist ihm von manchen Seiten zuteil geworden. Aber auch die allgemeine von seiten der Interessenten. Es gibt seit langer Zeit eine große Anzahl von Firmeninhabern, die keinen besseren Posten besetzen mögen, ohne zuvor die Handschrift des ins

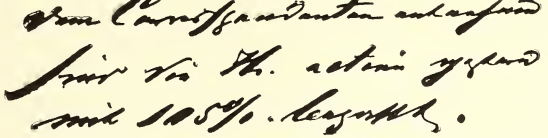


Fig. 327. Sehr energischer, tatkräftiger Kaufmann.

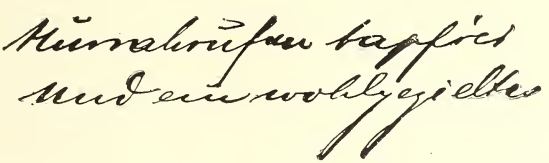


Fig. 328. Intelligenter, initiativer, doch wenig ausdauernder Kaufmann.

Auge gefaßten Bewerbers eingehend beurteilen zu lassen. Dies gilt namentlich auch von Hamburger und Bremer Großgeschäften, die für Übersee Personal zu engagieren haben. Diese Art der Anwendung unserer Wissenschaft hat also längst die Feuerprobe bestanden. —

Aber auch bei Engagements von Haus- und Dienstpersonal wendet man sich an bewährte Schriftkenner. Doch gibt es nur ihrer wenig, die auf diesem speziellen Gebiete auf Grund eigener Erfahrung genügend Kenntnisse erwerben konnte. Das gilt übrigens auch vom kaufmännischen Gebiet. Die Handschrift kann beim Dienstpersonal naturgemäß nicht sehr häufig als Richtschnur dienen, da die größere Anzahl wohl nur auf das Dienstbuch hin gemietet wird. Immerhin gibt es doch längst schon viele Interessenten, die sich die Handschriften der ev. zu engagierenden Dienstboten beschaffen, um sie beurteilen zu lassen. Erzieherinnen, Gesellschafterinnen, Verwalter, Kutscher, Chauffeure, Gärtner, Jäger usw. melden sich zumeist auf Gesuche schriftlich, so daß auch dies Personal auf Grund der Handschrift ausgewählt werden kann. Sehr heikel kann die Charakterbeurteilung aus der Handschrift werden, wenn es sich um Verheiratungen handelt. In dem Falle wird der Beurteiler nicht taktvoll und gewissenhaft genug verfahren können. Ist es uns doch begegnet, daß ein in Indien lebender Deutscher Ingenieur, der eine Deutsche zur Frau nehmen wollte,

unsere Dienste mit Erfolg in Anspruch nahm. Er sei sehr glücklich geworden, schrieb er nach längerer Zeit. Und das ist die Hauptsache. — —

Wir bitten den Leser, sich einmal vorzustellen, er sei Chef eines großen Hauses, und auf sein Personalgesuch seien, wie üblich, Hunderte von Offerten eingelaufen. Wir greifen eine Handvoll heraus und wollen nun an den einzelnen Schriften praktische Menschenkenntnis üben. Fig. 327 ist die erste, die uns in die Hände fällt. Keine Frage. Die darf sich sehen lassen. Daraus spricht Tatkraft, Fleiß, Ausdauer. Die keulenförmigen Züge in Verbindung mit der geraden Zeilenführung beweisen es. Andererseits aber hat man es mit einem ziemlich rücksichtslosen Mann zu tun (schwere Keulen in schräger Schrift), mit dem nicht immer gut Kirschen essen ist. — Das nächste Schreiben, Fig. 328, zeigt den nur Entschlossenen, nicht mit Ausdauer, aber mit Initiative Begabten, der gleich bei der Hand ist mit Wort und Tat, über der Arbeit aber die Lust zum weiteren Ausführen verliert. Es fehlt die Zähigkeit; die Kurven herrschen; dazu die wechselnde, inkonsequente Schriftlage. Solche Leute lassen sich leicht beeinflussen. Auch neigen sie dazu, viel zu versprechen und wenig zu halten. Sie können ungemein fleißig und tätig sein, zeigen aber gewöhnlich sehr ungleiche Arbeitslust.

In Fig. 329 erkennt man den zähen, ausdauernden Menschen ohne besondere Entschlossenheit. Alles ist hier eckig und gleichmäßig groß, was Konsequenz besagt, Keulen sind kaum ange-

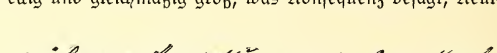


Fig. 329. Unverdrossener, doch unentschlossener, kleinlicher Kaufmann.

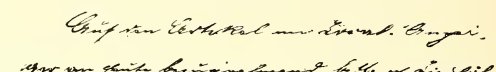


Fig. 330. Energieloser, kleinlicher Kaufmann.

deutet. Das ist der Mann der Überlegung, der Vorsicht, der „Wenn" und „Aber". Hat er erst einmal Feuer gefangen, dann ist er zähe und hartnäckig, und man darf sich auf Durchführung des einmal Begonnenen verlassen. — Es ist notwendig, an dieser Stelle einzuschalten, daß mit großer Ausdauer gewöhnlich Eigensinn Hand in Hand geht. Diese Eigenschaft liegt immer vor, wenn die Schrift korrekt, pedantisch und eckig ist (weibliches Personal!); auch dann, wenn sonst keine Willenskraft durch Druckstellen in der Schrift zum Ausdruck gekommen ist.

Bis jetzt haben wir nur Schriften herausgegriffen, denen ein gewisser Grad von Willenskraft innewohnte (Schriften mit Druckstellen). Es gibt aber bekanntlich auch solche ohne Druckstellen, also ohne eigentliche Willenskraft, wie man aus Fig. 330 sieht.

Solche Handschriften sind immer bedenklich, eben weil eine ausreichende Willenskraft fehlt. Sie bilden gewissermaßen den Boden, auf dem Charakterschwächen der verschiedensten Art üppig wuchern. Personen mit solchen Schriften sind nicht imstande, etwaige ererbte oder erworbene Laster siegreich zu bekämpfen und Charakterschwächen abzulegen. Das große Heer der Heruntergekommenen schreibt ohne Druckstellen, aber nicht immer dünn, und damit kommen wir auf einen anderen Schriftcharakter, auf den schmierigen, willensschwachen Ductus, der eine gewisse Schwere nur heuchelt.

Der schmierige Ductus entsteht, was der Leser schon erfahren hat, nicht durch Druck auf die Schreibfeder, sondern infolge sehr schräger Federhaltung. Die schräg gehaltene Feder schmiert,

weil dann der Berührungspunkt von Feder und Papier weit größer ist als bei steilerer Federhaltung. Bekanntlich kann auch eine schmierige Schrift Druckstellen enthalten. Enthält sie aber keine, dann verrät sie nur den energielosen, materiellen, genußsüchtigen Realisten, dem Lebensgenuß über alles geht, der aber mangels Tatkraft nicht imstande ist, sich zu energischem Tun aufzuraffen. Der Dünnschreiber dagegen, gleich willensschwach, ist nie ein so roher Genußmensch wie der Besitzer der schmierigen Handschrift. Fig. 331 zeigt die Handschrift des genußsüchtigen Schwächlings. Diese Handschrift hat noch nicht den Kaufmannscharakter. Der junge Mann besitzt das „Einjährige", ist Lehrling und Verwalter der Portokasse und hat auch — ein Verhältnis. Angesichts der Schrift ist das sehr bedenklich. Und richtig. Wie wir nach Jahren erfuhren, ist ihm beides vereint zum Verhängnis geworden. — Wiederholen wir kurz, so ergibt sich: Die grundstrichreiche, keulenförmige Schrift verrät den Mann der Tat; die dünne grundstrichlose den Tatkraftlosen; die dicke, schmierige, druckstellenfreie den schwachen materiellen Genußsüchtling.

In dem nun folgenden Offertschreiben, Fig. 332, sehen wir den gewandten Kaufmann, der fix korrespondiert und auch im ganzen Gewandtheit zeigt; seine Schrift ist sehr gebunden und nicht zu eckig, vor allem aber ist sie in der Federführung gewandt. Die reiche Spiralbildung

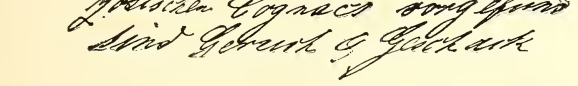


Fig. 331. Energieloser, charakterschwacher Kaufmann (Lehrling).

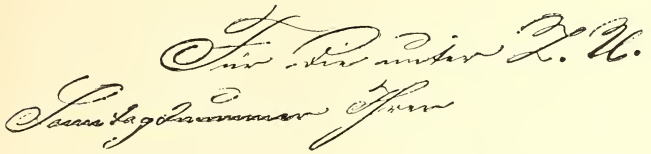


Fig. 332. Sehr gewandter Korrespondent mit kaufmännischem Geist.

und die rücklaufenden Endzüge sind dem Leser als ausgesprochene Formen des Geschäftsgeistes bekannt. Aus der Schrift Fig. 333 spricht ebenfalls der gewandte, temperamentvolle Kaufmann, aber auch der flotte Genießer mit offener Hand. Die weite Schrift und die weite Zeilenführung künden es deutlich.

In Fig. 334 erkennt man den sehr gewandten Geschäftsmann, der immer nur den Kern im Auge behält und sich nicht in Nebensachen verliert. Hierin überwiegt die Gebundenheit, und überflüssige Zutaten fehlen gänzlich. Der Ductus neigt sich bedenklich dem fadenförmigen zu. Achtung: Der Mann ist ein geriebener Kunde; er läßt sich kein X für ein U vormachen. Folgerung: Alle Abmachungen schriftlich; Arbeiten kontrollieren!

Den unpraktischen, langsamen, wenig gewandten Arbeiter haben wir in der umstehenden überaus eckigen und getrennten Schrift, Fig. 335, mit zusammengesetztem Bogen am R.

Leute, die so schreiben, sind Schönschreiber — weiter nichts. Sind solche Schnörkel gewandt und in einem Zuge gemacht, wie in Fig. 332, so bekunden sie neben Federgewandtheit auch eine allgemeine Gewandtheit; namentlich gilt das von den Schnörkeln in der Unterschrift. Liegt aber der Hauptdruck in diesen Schnörkeln, wie in Fig. 336, so haben wir es mit einem Menschen zu tun, der auf Nebensachen den Hauptwert legt und aus diesem Grunde weitgehende Ansprüche

auf Gewandtheit nicht machen kann. Umgekehrt pflegen Leute, die die Großbuchstaben ohne Anfangsbogen und überhaupt ohne alle Schnörkel schreiben, Fig. 337, zu wenig Wert auf Nebensachen und angenehme Formen zu legen und mitunter in kleinen Dingen oberflächlich zu verfahren. Dafür aber bietet die höhere Intelligenz ein Äquivalent. Sind die Züge gar zu rund und oben-

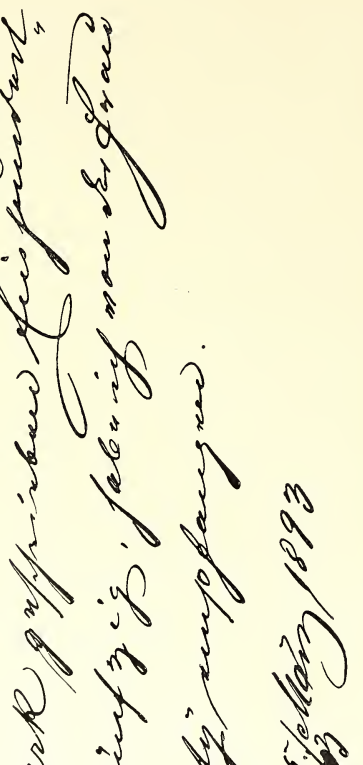


Fig. 333. Der gewandte aber leichtsinnige Kaufmann.

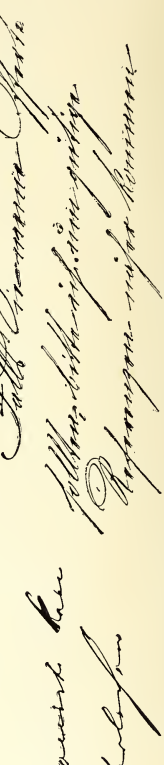


Fig. 335. Subalterne Natur; mehr Schreiber als Kaufmann.

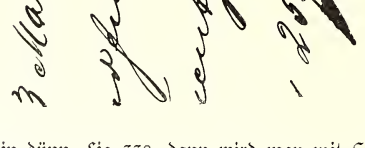


Fig. 334. Sehr versierter, „gerissener" Kaufmann; Raffinement, Undurchdringlichkeit.

drein dünn, Fig. 338, dann wird man mit Sicherheit auf Schwäche aus Gutherzigkeit folgern. Dieser Mann kann für einen kaufmännischen Posten nicht in Frage kommen.

Das nächste Bewerbungsschreiben macht auf den ersten Blick keinen üblen Eindruck. Doch bald bemerkt man die Kleinlichkeit und Umständlichkeit. Der junge Mann ist zu eitel, um ein unverdrossener Arbeiter zu sein. Überall Ringelchen und Schwänzchen. Ordnungssinn spricht aus diesen gemessenen Zügen. Auch Sinn fürs Sparen und Zusammenhalten, denn die Schrift ist ziemlich enge und gedrängt.

Hier möchten wir die Gelegenheit benutzen, um uns ein wenig gründlicher über den Sinn für Ordnung zu unterhalten. Diese Eigenschaft aus der Schrift zu diagnostizieren, ist nicht so einfach, wie man vielleicht glauben möchte. Das „Tüpfelchen auf dem i" spielt hier nicht die ihm gewöhnlich zugeschriebene wichtige Rolle, wenigstens nicht allein. Man kann nicht so allgemein

Fig. 336. Wenig gewandter Kaufmann; hält sich zuviel an Nebensachen.

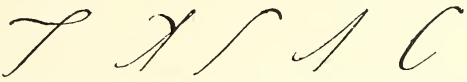


Fig. 337. Vereinfachte Buchstaben eines sehr intelligenten Kaufmanns; Außerachtlassung unbedeutender Nebensachen.

vom Ordnungssinn sprechen, denn es gibt verschiedene Arten. Wer einigermaßen gut beobachtet, unterscheidet leicht den angeborenen, den erworbenen und den Schein-Ordnungssinn. Diese drei Spezies prägen sich in verschiedener Weise aus. Der angeborene hat fast immer einen Beigeschmack von Pedanterie. Man erkennt diese etwas zweifelhafte Tugend leicht an der eckigen, korrekten Handschrift mit genau ausgeführten Buchstaben und guter Punktuation; i-Punkte, u-Haken usw. sind niedrig und korrekt gestellt, und die Großbuchstaben zeigen keine vernachlässigten Formen. Sind sie umständlich geschrieben, und ist dabei die Schrift ziemlich klein, dann haben wir den pedantischen Kleinigkeitskrämer, namentlich auch dann, wenn die i-Punkte usw. recht dick und niedrig gestellt sind. An Fig. 339 erkennt man den exakten, pedantisch angehauchten Arbeiter. —

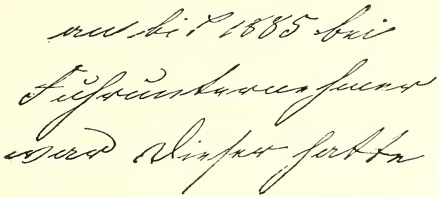


Fig. 338. Zum Kaufmann ungeeignet; Schwäche aus Gutmütigkeit.

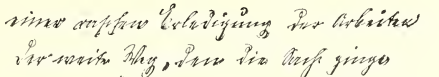


Fig. 339. Eitler, kleinlicher Kaufmann, umständlicher Arbeiter.

Erworbenen Ordnungssinn nennen wir denjenigen, der dem Inhaber durch Beruf und Arbeit aufgezwungen wurde. Dieser tritt am häufigsten in die Erscheinung. Die Handschrift ist nicht zu klein, Interpunktion, Punktuation überall korrekt; die Punkte sind nicht auffällig dick, aber die Buchstaben erscheinen nicht umständlich, können sogar entschieden vernachlässigt sein. Ist das letztere der Fall, dann kann man sich darauf verlassen, daß der Schreiber nur in seiner Arbeit korrekt ist, sonst aber seiner Bequemlichkeit freien Lauf läßt. Das sind diejenigen, die ihr Pult zum Trödelmarkt machen, die nie Zeit finden, aufzuräumen, und doch alles finden können. In Fig. 340 erkennt man diesen scheinbar unordentlichen, im Grunde aber „ordentlichen" Konfusionsrat.

Die Vertreter der dritten Ordnungskategorie, die Ritter von der Scheinordnung, besitzen gewöhnlich Geschmack, Gefühl für Symmetrie, Sinn für Größenverhältnisse usw. Aus diesem Grunde schreiben sie dem Auge gefällig, mit Wahrung guter Einteilung des Briefes, mit anständiger Randbildung usw. Sie gestatten sich nicht leicht Rasuren und Kleckse und schreiben lieber einen neuen Brief; aber Punkte und Interpunktion, überhaupt alles Intimere in der Schrift erscheint durchaus vernachlässigt. Die Punkte stehen meist zu hoch und nicht an richtiger Stelle. In ihren Arbeiten sind sie nicht peinlich korrekt, aber in allem, was das Auge beleidigen könnte, gehen sie

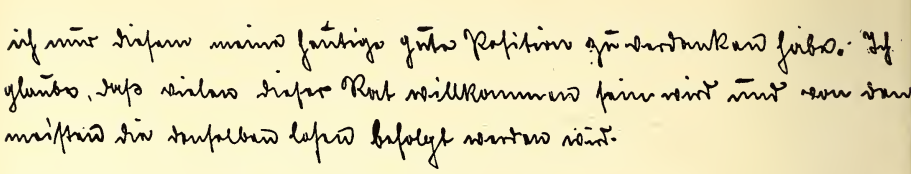


Fig. 340. Im Beruf erworbener Ordnungssinn.

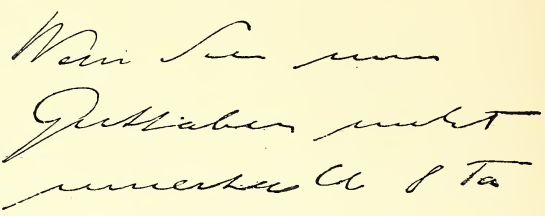


Fig. 341. Schein-Ordnungssinn eines Kaufmanns mit Neigung für Kunst und Technik.

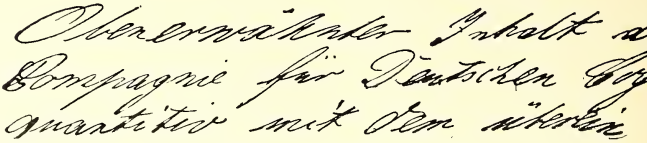


Fig. 342. Unordentlicher, liederlicher Kaufmann.

„aufräumend" vor. In Kisten und Kästen darf man also nicht hineinsehen. Diese „geheimen" Konfusionsräte schreiben natürlich auch die Buchstaben nicht ausführlich und genau. Wenn's nur „nicht schlecht und nur ungefähr so" aussieht, dann sind sie zufrieden. Im Beispiel Fig. 341 haben wir diesen Typus. Kaufmännischer Geist steckt nicht darin, sondern Neigung für technische und künstlerische Dinge.

Ein „wirklicher" Konfusionsrat 1. Klasse mit abgerissenen Knöpfen und Trauerrändern an den Fingern kümmert sich natürlich auch nicht um Rand und Einteilung, noch um Punktuation und Interpunktion. Seine Schrift macht auf den Laien den Eindruck der Liederlichkeit (Fig. 342).

Der nächste Bewerber erweckt durch seine Schrift ein günstiges Vorurteil. Die Schrift, Fig. 343, ist die eines wirklich fleißigen Arbeiters. Es ist eine tatkräftige Schrift, nicht umständlich und nicht die Nebensachen vernachlässigend, also nicht voreilig. „Ohne Fleiß kein Preis". Worin aber besteht der Fleiß? Man wird diese Frage im allgemeinen dahin beantworten können, daß der Begriff Fleiß die zur Erreichung eines bestimmten Zieles erforderliche Tätigkeit umfaßt. Psychologisch gesprochen würde man sagen: Fleiß ist die fortgesetzte Betätigung der vorhandenen Willenskraft. Aus dieser Erklärung ergibt sich für uns, daß eine „fleißige Schrift" die Zeichen einer gewissen Willenskraft zeigen muß, daß also Druckstellen, zum mindesten aber Ecken vorhanden sein müssen.

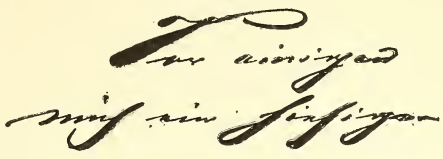


Fig. 343. Fleißiger, tatkräftiger Kaufmann.

Eine dünne, druckloſe, rundliche Schrift ist mithin als eine fleißige nicht zu bezeichnen. Man darf nun nicht übersehen, daß diese Eigenschaft sich je nach der Individualität verschieden äußert, daß umständliche Personen bei allem Fleiß doch nicht vom Fleck kommen, und daß endlich voreilige Leute sich überstürzen und aus diesem Grunde manche Arbeit unvollständig und doppelt machen. Der viel berufene goldene Mittelweg ist hier derjenige, auf dem man am besten fortschreitet. Wollen wir also eine Handschrift auf Fleiß untersuchen, so haben wir zunächst zu prüfen, ob Druckstellen und zugleich eine gewisse Gewandtheit zu finden sind.

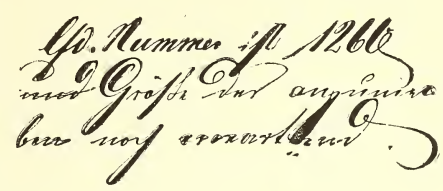


Fig. 344. Fleißiger, aber umständlicher, schwerfälliger Kaufmann.

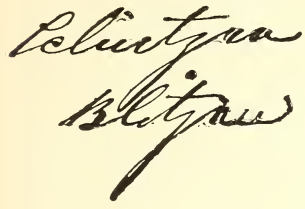


Fig. 345. Initiativer, hastiger Kaufmann, der nie Zeit hat.

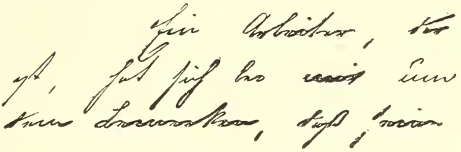


Fig. 346. Indolenter, gleichgültiger Kaufmann, langsamer Arbeiter.

In Fig. 344 haben wir den zwar fleißigen, aber langsamen, umständlichen Arbeiter. Seine Großbuchstaben, auch die Köpfe und Schlußhaken sind zu weitschweifig, und die Schrift ist nicht gewandt. Die Willensbetätigung tritt nicht allgemein, sondern nur hin und wieder in den Schriftzügen auf, mitunter sogar in den Schlußzügen als Betonung der Nebensachen. Daraus — in Verbindung mit der „polierten" Schrift und den Schnörkeln — kann man auf eitles Wesen schließen.

In Fig. 345 sehen wir den überaus voreiligen, hastigen und fleißigen Menschen, der aber infolge der ersten Eigenschaften sich häufig gezwungen sieht, seine Arbeit doppelt zu verrichten.

Man erkennt auch ohne Hinweis auf spezielle Zeichen deutlich die große Eile und Hast in der Schrift; i- und u-Punkte sind hoch angesetzt: dazu tritt die Abwesenheit der Anfangszüge an den Großbuchstaben.

Die nächste Handschrift enthüllt uns den indolenten, trägen, schwerfälligen Menschen. Die Züge sind weichlich, ungelenk und dünn. Dennoch läßt sich eine gewisse Straffheit in der Zeilenführung nicht verkennen: Die Willenskraft scheint gerade auszureichen, um der Handschrift einen Anstrich von Festigkeit zu verleihen. (Fig. 346.)

Im allgemeinen kann man natürlich die Temperamentvollen als die fleißigen, die phlegmatischen Leute als die trägen betrachten. Häufig fällt Korpulenz und große Figur mit Indolenz zusammen. Ist aber der Korpulente klein von Statur, dann besitzt er gewöhnlich nicht nur Beweglichkeit, Temperament, sondern auch Streit- und Disputierlust — d. h. Beweglichkeit mit dem Munde!

Wie schon angedeutet, kann auch bei dünn und ohne Druck schreibenden Personen ein gewisser Fleiß vorliegen. Denn derart Schreibende sind gewöhnlich sehr empfänglich für äußere

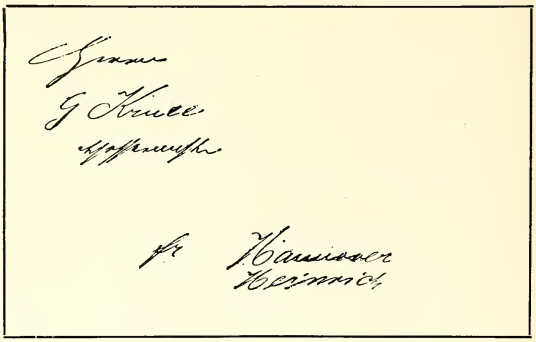


Fig. 347. Sehr vorsichtiger, besonnener Kaufmann ohne Schwerfälligkeit.

Eindrücke; sie lassen sich durch die Verhältnisse schieben und werden also unter Umständen — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, — fleißig. Da vorhin von Voreiligkeit die Rede war, so wollen wir uns hier zweier interessanter Tatsachen erinnern, weil die nachfolgende Adresse dazu Gelegenheit gibt.

In einem früheren Kapitel hat der Leser die Wichtigkeit der Couvertbeschreibung bereits kennen gelernt. So wie es die obige Adresse veranschaulicht, schreibt ein Unbesonnener, Voreiliger nie! Der Schreiber ist ein Lagerist, der mitunter, nach vorhergegangener gründlicher Vergleichung der bereits verpackten Waren, die vernagelte Kiste wieder öffnet und noch einmal kollationiert! Gewiß eine ängstlich vorsichtige Natur!

Der Unbesonnene, Gleichgültige schreibt natürlich umgekehrt. Er hat gar nicht das Empfinden, daß er mit dem Raum nicht auskommen würde. Daher wird denn auch alles nach rechts gerückt und an den Rand herunter geschrieben, wie man es so häufig sieht (vergl. Schema S. 30).

Wir sind mit der Prüfung der Offertschreiben zu Ende — über die allermeisten verlohnte es sich nicht, zu sprechen — haben nichts Passendes gefunden, hauptsächlich, weil keiner der Bewerber die Branchenkenntnis besaß, die gefordert werden muß. Also inserieren wir noch einmal und vielleicht in einer andern Zeitung. Dabei wollen wir denn die Punkte, worauf es uns

ankommt, bestimmter hervorheben. Das scheint bisher nicht geschehen zu sein. Inserate zu entwerfen, ist nicht jedermanns Sache, noch weniger, sie zu arrangieren. — —

Da wir aber nun einmal gemütlich beieinander sitzen (und die Zigaretten noch nicht zu Ende gehen), so wollen wir uns noch etwas über die Eigenschaften unterhalten, die den guten Kaufmann ausmachen. Nicht jeder „Schriftgelehrte" ist dazu berufen, namentlich nicht der gelehrte, der am Schreibtisch den Geheimnissen der Handschrift nachsinnt und kaum Gelegenheit hatte, sich im geschäftlichen Leben umzusehen. Der wird stets der praktische Menschenkenner sein, der möglichst viel Berufen angehörte und ihre Anforderungen am eigenen Leibe kennen gelernt hat. — Deshalb hat wohl auch der geistreiche anonyme Verfasser des Buches Vox humana nicht so unrecht, wenn er über den Beruf des Psychologen folgendes schreibt: „Psychologen sind dazu bestimmt, Irrfahrten durch alle Berufe zu machen und alle zu verfehlen. Sie sind die Menschen der vielzuvielen Neigungen, Nebenneigungen, Beschäftigungen, Gaben, Liebhabereien, Wissenschaften, Launen; die alles anfangen, nichts beenden, sich auf alles stürzen und alles wieder wegwerfen, alles nacheinander lieben und gleichzeitig abstoßen; für die all jene Berufsarten, Hänge, Liebschaften und Kunstspielereien nichts sind als Durchgangsstufen, um das zu ermöglichen, was ohne diese Zersplitterung unmöglich ist: Seelenkunde." Wir können dieses Werk, dem wir mancherlei Anregungen verdanken, jedem angehenden Menschenkenner aufs beste empfehlen. —

Nicht nur energisch, gewandt, ordnungsliebend soll der Kaufmann sein, sondern auch sparsam.

Als wir zum erstenmal hörten, daß man Geiz an der engen Schrift erkennen könne, daß der Geizige sogar Tinte und Papier spare, da kam uns im ersten Augenblick diese Deutung denn doch zu merkwürdig vor. Und dennoch mußten wir uns nach einigem Nachdenken sagen: nichts ist natürlicher als gerade das. In der Tat, das am nächsten Liegende übersieht man zuerst; „wir verstehen die Sprache der Natur nicht mehr, weil sie zu einfach ist".

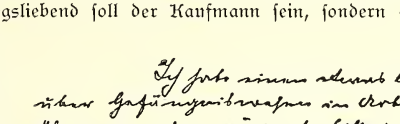


Fig. 348. Geiz, Ordnungsliebe, Bescheidenheit im Auftreten.

Gewiß spart der Geizige Tinte und Papier. Und wenn er sich seiner Sparsamkeit mit Bezug auf diese Gegenstände im Augenblick des Schreibens nicht bewußt ist, wenn er auch nicht absichtlich so schreibt und an diesen billigen Sachen nicht mit Absicht spart, so tut er es instinktiv, und das ist erst recht bezeichnend. Es ist ebenso, wie wir es beim Vorsichtigen gesehen haben: auch dieser schreibt nur instinktiv seine merkwürdigen Adressen.

Geiz und Sparsamkeit sind natürlich zweierlei Eigenschaften, doch häufig geht eine in die andere über. Wir wollen daher beide Eigenschaften, obwohl wir sie bereits früher beschrieben haben, beleuchten. Ist die Schrift eng, dabei aber liegend (Gefühl, Empfindung) und rund (weich, wohlwollend), dann liegt Sparsamkeit vor. Ist die Schrift eng, zugleich aber ziemlich steil (gefühlsarm) und womöglich noch eckig, dann liegt Geiz vor (Fig. 348).

Zeigt die Handschrift nur steile oder ziemlich steile Lage, ohne zugleich eng zu sein, dann haben wir den haushälterischen, berechnenden und aus Klugheit freigebigen Menschen, den „noblen Mann". Je weiter die Schrift, desto sicherer trifft dies zu.

Verbindet sich weite, auseinandergegangene Schrift mit schräger Lage, dann kann man auf Neigung zur Verschwendung rechnen. (Fig. 349.) Die Verschwendung ist sicher vorhanden, wenn die Schrift zugleich recht dünn, oberflächlich, energielos ist. —

Wir nahmen bisher die verschiedenen Eigenschaften durch, die der Kaufmann haben soll. Aber der Besitz der dabei besprochenen guten Eigenschaften an sich macht noch keineswegs den Kaufmann: es muß vor allem der richtige kaufmännische Geist vorhanden sein. Die größte Energie, die peinlichste Ordnungsliebe usw. machen noch niemand zu einem guten Kaufmann, wenn

diese Eigenschaften sich nicht kaufmännisch betätigen. Der kaufmännische Lehrgang, die kaufmännische Ausbildung sind keine Gewähr für kaufmännischen Geist, denn dieser kann nicht anerzogen werden, er muß angeboren sein! Umgekehrt schließt natürlich ein nicht kaufmännischer Beruf, z. B. der Gelehrtenberuf, den kaufmännischen Geist nicht aus, — gibt es doch genug geschäftsgewandte und industriöse Gelehrte von Ruf und Bedeutung, die aus ihren wissenschaftlichen Forschungen in raffinierter Weise Kapital zu schlagen wissen. Der kaufmännische Geist ist angeboren, und man findet ihn naturgemäß zumeist bei Personen mit technisch-naturwissenschaftlicher Geistesrichtung, während die andere Richtung, die philosophisch-historische, nicht den geeigneten Boden für diese Eigenschaft abgibt.

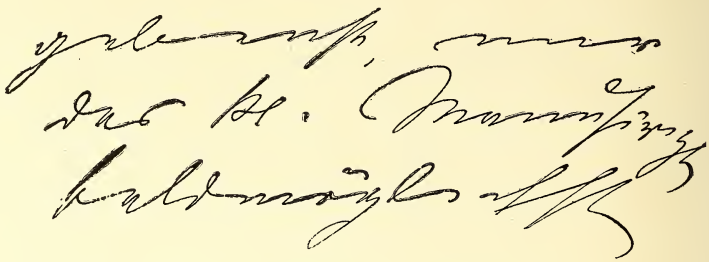


Fig. 349. Neigung zur Verschwendung.

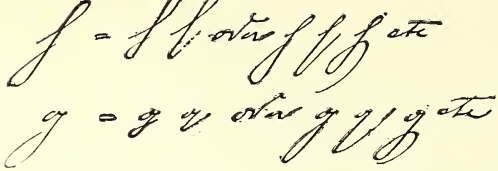


Fig. 350 u. 351. Entwickelte Ober- und Unterlängen.

Es ist nun nicht so schwierig, wie man glauben sollte, diese beiden Geistesrichtungen in der Schrift zu erkennen. Wir haben uns darüber in einem früheren Kapitel eingehend ausgesprochen, wollen es jedoch repetieren. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die mehr geistige Ausbildung und Beschäftigung — also der nicht praktische Sinn — wie er Philosophen, Philologen, Historikern, Theologen, kurzum den Gelehrten eigen zu sein pflegt, oft auch bei Künstlern, Dichtern, Musikern usw. sich durch größere Ausbildung, Entwickelung der Buchstabenformen oberhalb der Linie kundgibt. Man kann die verschiedenen Langbuchstaben in sehr verschiedener Weise schreiben, wie aus Fig. 503 u. 351 zu ersehen ist.

Sind die oberen Formen mehr entwickelt als die unteren, dann haben wir den Kopfarbeiter, den Grübler und Stubenhocker, den Vertreter der oben gekennzeichneten Richtung vor uns. Zeigen hingegen die Formen unter der Linie eine größere Entwickelung, dann kann man auf den praktisch Denkenden und das Reale Verehrenden, den Vertreter der technisch-naturwissenschaftlichen Richtung schließen. Die folgenden Proben, Fig. 352 und 353, veranschaulichen das Gesagte deutlich. Bei der Gelehrtenhand sind alle Formen mit Oberlängen, bei der Kaufmannshand alle Formen mit Unterlängen auffallend entwickelt.

Die Abdrücke sprechen für sich. Indessen wollen wir doch noch auf eine interessante Tatsache aufmerksam machen, die beweist, wie richtig die genannten Formen gedeutet wurden.

Es gibt nämlich Personen, und besonders Kaufleute, die die oberen und auch die unteren Formen ungemein lang ausziehen, so daß man diesen Schriften gegenüber sagen muß: hier verbindet sich Idee und Praxis, d. h. also: der Schreiber ist für Kopf- und Gedankenarbeit geeignet, nicht minder aber auch für praktisches Ausführen. So schreiben organisatorische Köpfe, vom Minister herab bis zum Werkmeister, der mit Umsicht und sicherem Überblick zu leiten versteht. Die beigedruckte Unterschrift, Fig. 354, fällt in diese Gruppe. Es ist die eines bekannten Fabrikanten, dem allgemein ein Organisationstalent zugeschrieben wird.

Das Normale ist natürlich: die Buchstabenformen oberhalb wie unterhalb der Linie gleich zu schreiben, und das geschieht auch zumeist, weil die große Mehrzahl der Schreibenden zu den Durchschnittsmenschen gehört. Wenn aber die Buchstaben sehr lang sind, wenn das normale Verhältnis nicht gewahrt ist, dann hat man Anlaß, die oben erläuterte Regel anzuwenden.

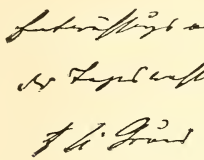


Fig. 352. Verkrüppelte Unterlängen in der Schrift eines Gelehrten.

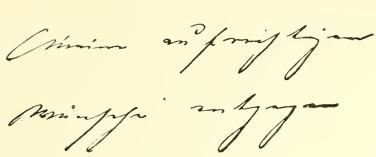


Fig. 353. Verkrüppelte Oberlängen in der Schrift eines Kaufmanns.

Wie also muß ein wirklicher Kaufmann schreiben? Er muß die Langbuchstaben unterhalb der Linie nicht verkrüppelt, nicht zu kurz formen. Schreibt er sie ausgebildet und lang, so besitzt er praktischen Sinn. Von seinen sonstigen Eigenschaften wird es dann abhängen, inwieweit er als guter Kaufmann zu betrachten ist.

Hiernach könnte also jemand, der keine kaufmännische Handschrift besitzt, kein guter Kaufmann sein? Eine absolute Wahrheit gibt es nicht. Ausnahmen von der Regel wird es immer geben, wie von jeder andern Regel auch.

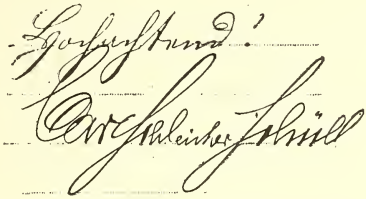


Fig. 354. Organisatorisch veranlagter, gewandter Kaufmann.

Eine solche Ausnahme sehen wir in der Probe Fig. 355. Nicht ein Zug, der an den Geschäftsgeist erinnert! Alles einfach, knapp, ungelenk, ohne Glätte und Schmiegsamkeit. Und doch rührt die Schrift von einem Geschäftsmann her, dessen Erfolge ganz hervorragend, verblüffend sind, besonders weil man in diesem Falle nicht die beliebte Erklärung anwenden kann: „Der Mann hat Glück gehabt, hat es verstanden, die Konjunktur auszunutzen". Nein, der Mann verdankt alles seiner Rastlosigkeit, seiner fast beispiellosen Zähigkeit (das Beispiel für Zähigkeit Fig. 202, S. 141 rührt ebenfalls von seiner Hand her), der Anspruchslosigkeit und seiner allgemeinen Tatkraft. Man beachte außer den Haken am Schluß der Wörter, vor allem die Schwere der Schrift, die Druckstellen, Keulen und Ecken. Wer so seine Schrift formt, muß ein tatkräftiger Mensch sein. Allerdings: alle die Eigenschaften, die man durchschnittlich dem Kaufmann zuschreibt, das Schmiegsame, Gefällige, Liebenswürdige, Kulante offenbart die kernige Schrift nicht. Das findet aber seine Erklärung in Umständen, deren Erläuterung nicht hierher gehört. Tatsächlich

sind auch jene Eigenschaften seinem Wesen durchaus nicht fremd, ebensowenig wie warme, echte Empfindung. Kurzum: Der Urheber jener Handschrift ist in seiner Art eine Persönlichkeit.

Wir wollen nun noch ein wenig über einen wichtigen Punkt im Leben des Kaufmanns sprechen nämlich über die Assoziierung.

Täglich liest man in den Tageszeitungen Kompagnongesuche. Als Haupterfordernis gelten so und so viel Mille Mark. Ob der glückliche Besitzer dieser Schätze nicht auch Besitzer von Eigenschaften ist die vereinigt das Gegenstück von einem Schatzhüter und -Vermehrer ausmachen, ob er tüchtig, verträglich, zuverlässig usw. ist, davon steht nicht ein Wörtchen in den Gesuchen. „Ich habe den Verstand, er hat's Geld". Damit beruhigt man sich. Aber es kommt vor, daß der eine sein Geld verliert, ohne an Verstand zu profitieren, und daß der andere neben dem Verstand noch ein weites Gewissen besitzt. Der Verstand a lein tut's freilich nicht, beide sollen ihn möglichst gleichmäßig besitzen, und vor allem, sie sollen sich verstehen, sie sollen Charaktereigenschaften haben, die sich gegenseitig ergänzen, nicht aber bekämpfen.

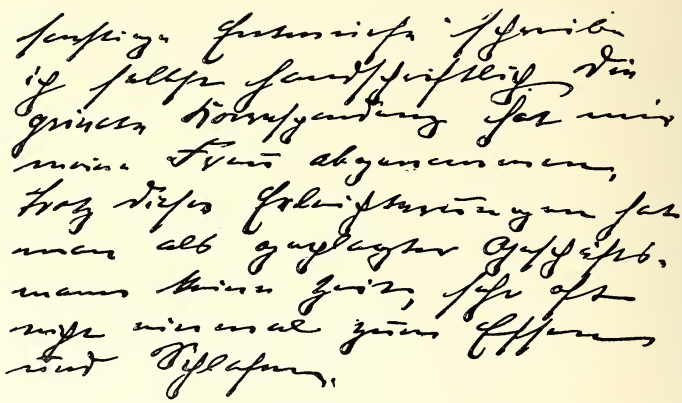


Fig. 355. Ein hervorragender Geschäftsmann, der nicht kaufmännisch schreibt.

Sehen wir einmal zu, wie ein Teilhabergeschäft mitunter zustande kommt. Man hat sich am abendlichen Skattisch kennen gelernt, vielleicht im selben Geschäft die Lehre bestanden, in gleicher Branche gearbeitet. Beide sind tüchtig und beliebt nach dem Urteil von Bekannten, die es wissen können. Dieser ist Comptoirist, jener Reisender. Vermögen ist nicht viel vorhanden, aber zusammengelegt langt es zur Gründung eines Geschäfts. Dazu tragen beide zufällig Namen, die in der Geschäftswelt einen guten Klang haben. Also wird ein Geschäft aufgetan. Personal, gewöhnlich aus früheren Kollegen zusammengesetzt, findet sich bald. Anfangs geht alles gut. Man hat zusammen e i n Logis, besucht nach des Tages Last und Mühen das selbe Bierhaus, kurz man ist ein Herz und eine Seele. Dann kommen die ersten geschäftlichen Mißhelligkeiten, weitere folgen. Einer beschuldigt den anderen der Unachtsamkeit, man fängt an, gegenseitiges Mißtrauen in die geschäftliche Tüchtigkeit zu setzen. Der beliebte, tüchtige, frühere Reisende ist kein Ladenverkäufer, kein Einkäufer. Seine Kalauer dürfen sich seinen Kunden gegenüber nicht hervorwagen, und seine Mundgewandtheit wird manchmal als Geschwätzigkeit empfunden. Wenn er früher beim Vorlegen seiner Muster allerlei Taschenspielerkunststückchen zum Besten gab, wenn er klug den Frauen und besonders ihren Kindern schmeichelte, um die Männer zu gewinnen,

und was derlei Taktik mehr ist, (wir wollen nicht aus der Schule schwatzen!), so wußte er jetzt alles dies nicht anzubringen, ohne Anstoß zu erregen, und war gleichwohl nicht imstande, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, seine Gaben in gangbare Münze umzusetzen. Er war eben ein richtiger älterer Reiseonkel.

Der andere dagegen präsentierte den mehr pedantischen, genauen als weitsichtigen, tüchtigen Kaufmann. Engherzig, wortkarg, zu ängstlich, etwas zu wagen, eignete er sich gleich wenig zum Einkaufen wie Verkaufen, wenngleich er im Comptoir ganz am richtigen Platze war und seinen Mann stellte. Dazu hatte er seine Launen, konnte keinen Scherz vertragen, zeigte sich eigensinnig und empfindlich, wo sich sein Kompagnon jovial und etwas väterlich gab. Des letzteren Sorglosigkeit und Leichtherzigkeit selbst in seiner Meinung nach kritischen Fällen war auch nicht

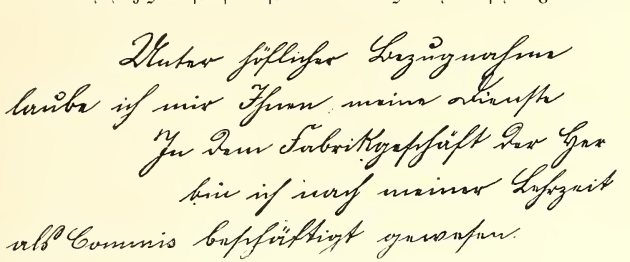


Fig. 356a.

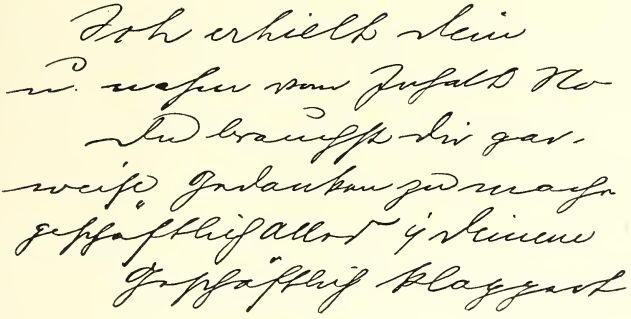


Fig. 356b. Zwei Kompagnons, die nicht zueinander passen.

darnach angetan, versöhnend zu wirken. So zeigte sich nach und nach immer mehr, daß die beiden wenig zusammen paßten, daß sie sich nicht verstanden, und man trennte sich endlich, nicht ohne daß beide Verluste erlitten hätten.

Jeder Kaufmann weiß, daß in der geschilderten oder in ähnlicher Weise solche Verhältnisse zustande kommen und wieder gelöst werden. Welche äußere Trennungsursachen auch vorliegen mögen: meistens sind sie im Charakter und Wesen der Teilhaber zu suchen. Darum sollte man bei Eingehung eines Kompanieverhältnisses nicht nur prüfen, wie sich die beiden Börsen oder Kopf des einen und Börse des andern zueinander stellen, sondern man sollte auch die Charaktere sondieren und gebührend berücksichtigen. Das ist häufig mit Schwierigkeiten verknüpft, aber gerade Kaufleute besitzen etwas, das eine Untersuchung nach dieser Richtung hin ermöglicht. Das ist eben ihre ausgeschriebene, flotte Handschrift.

Sehen wir uns z. B. die beiden umstehenden Schriftproben an, die den obigen Fall illustrieren sollen. Fig. 356a ist die des Comptoiristen, Fig. 356b diejenige des Reisenden. Erkennt nicht schon der Laie in der einen Exaktheit, Genauigkeit, Pedanterie, während die andere das genaue Gegenteil verrät? Wie jene klar und genau, so ist diese flüchtig und sorglos. Im übrigen enthalten die Proben jene Eigenschaften, die ihnen oben zugeschrieben wurden. Hätte man vor der Assoziierung einen Schriftbeurteiler zu Rate gezogen, so würde sein Urteil etwa wie folgt gelautet haben: „Zwei große Gegensätze, so groß, daß eine Ausgleichung kaum stattfinden kann. Fig. 356a ist kein Verkäufer, überhaupt kein eigentlicher Kaufmann, sondern nur ein Bureauarbeiter. Fig. 356b ein gewandter, gemütlicher Kaufmann, dem jeder Zwang unangenehm ist; ein genußliebender, sorgloser Mensch, etwas rüde und eine ausgesprochene Reiseonkelnatur, der es schwer fallen dürfte, in einer geregelten geschäftlichen Tätigkeit auszuhalten. Zur Assoziierung sind die beiden nicht zu empfehlen, sofern es sich um ein Ladengeschäft handelt, ganz abgesehen davon, daß die beiden Herren im Charakter durchaus nicht harmonieren."

Das alles und noch manches andere vermag man aus den Handschriften zu erkennen. Wie der Leser bemerkt haben wird, differierten in unserem Falle schon die kaufmännischen Eigenschaften in auffälliger Weise. Aber selbst wenn diese besser zusammen gepaßt oder sich ergänzt hätten, selbst dann hätte man in Rücksicht auf die Charakterverschiedenheit von einer Assoziierung abraten müssen.

Das nächste Mal wollen wir uns über die Dienstmädchenfrage unterhalten. Die Dienstmädchenfrage — eine böse Frage!

Wie schreibt das gute Dienstmädchen?

Gibt es noch gutes Dienstpersonal? Nein! antworten die allermeisten „Herrschaften". Aber gibt es noch gute Herrschaften? Darauf unterbleibt die Antwort. Und doch sind beide Fragen nicht voneinander zu trennen. Wir verspüren keine Lust die Dienstbotenfrage zu lösen, denn das ist unmöglich. Die „guten alten Zeiten" sind unwiederbringlich dahin, hinweggefegt von der industriellen Entwicklung auf allen Gebieten. Eine kurze Betrachtung, der heutigen Dienstbotenkalamität dürfte vielleicht trotzdem manchem Leser willkommen sein. Neues freilich werden auch wir kaum vorbringen können.

„Ein Hausmädchen mit langjährigen, guten Zeugnissen wird gesucht." Das ist klar und verständlich. Aber bürgt die Dienstdauer für die Qualität des Mädchens? In manchen Fällen, in vielen andern nicht. Versteht die Hausfrau, wie es so häufig der Fall ist, selber nichts, überläßt sie die Hausführung dem Mädchen, dann ist das zwar, was die Mädchen eine „gute Stelle" nennen, eine Stelle, auf der das Personal lange aushält. Ist aber nun dies Personal, das natürlich die Dame des Hauses mit guten Zeugnissen scheiden läßt, brauchbar, gut, leistungsfähig? Nein. Denn als es in jüngeren Jahren den Dienst antrat, verstand es schon nichts und hinzulernen vermochte es auf der Stelle auch nichts. Aus welchen Kreisen rekrutieren sich denn die Mädchen? Die Eltern sind vielleicht Kleinbauern, oder der Vater ist Handwerker, Arbeiter, die Mutter in vielen Fällen Fabrikarbeiterin, Waschfrau und dergl. In solchen Familien vermag das Mädchen nur ausnahmsweise das sich anzueignen, was eine gut bürgerliche Familie in der Stadt verlangen muß. Im allgemeinen aber versteht es so gut wie gar nichts. Es hat nichts gelernt, es kennt nicht das Notwendigste; es ist einfach Lehrling. Während nun aber Lehrlinge in allen andern Beschäftigungsarten nur minimal entlohnt werden

(mitunter sogar zuzahlen müssen), verlangt das Lehrdienstmädchen heute einen vergleichsweise hohen Lohn und erhält ihn anstandslos. Wenn die das Angebot übersteigende Nachfrage naturgemäß die Löhne in die Höhe treibt, so ändert das nichts an der Tatsache, daß Leistung und Gegenleistung in einem schreienden Mißverhältnis zueinander stehen. Hierin liegt der Keim der Anmaßung, der in weiterer Folge die Frechheit und Arroganz zeitigt, die so häufig beim Dienstpersonal in Erscheinung tritt. Denn müssen sich solche Mädchen nicht ungemein wichtig vorkommen, wenn ihre Dienstleistungen so stark überbezahlt werden?

Wo die Hausfrau selbst das Regiment führt, ihre Obliegenheiten versteht, dort kann das Dienstmädchen lernen und sich ausbilden — sofern die Hausfrau sich die Mühe gibt und zum Lehren geeignet ist. Das aber ist häufig nicht der Fall. Dazu habe sie ja kein Personal, um selbst viel Hand anzulegen, meint sie. So kommt es denn leicht zu Mißhelligkeiten und zur Kündigung. Hier liegt ein Punkt, der von den Frauen mehr beachtet werden müßte. Sie sollten sich die Mühe des Anleitens nicht verdrießen lassen. Denn das durch die Herrin ausgebildete Dienstmädchen, auch wenn es, was nicht selten vorkommt, die Mühe der Lehrmeisterin bald mit einer Kündigung quittiert, vermehrt immerhin das Können der Gesamtheit.

Manche Hausfrauen scheinen gar nicht zu empfinden, daß auch das Dienstpersonal menschliches Gefühl besitzt und für ein anerkennendes oder teilnehmendes Wort sehr empfänglich ist. Andere wieder gehen darin zu weit, indem sie Vertraulichkeit mit freundlichem Bekümmern verwechseln. Vertraulich sollte eine Herrschaft mit einem Dienstboten niemals sein. Nichts untergräbt die Achtung leichter als Vertraulichkeit. Doch die kalte Nichtbeachtung ist ebensowenig angebracht. Als selbstverständlich sollte es einem gebildeten Menschen erscheinen, daß dem Personal keine Veranlassung zu Klagen über die Beköstigung gegeben wird. Dennoch wird hierin von geizigen Frauen viel gesündigt. Ebenso in der Beschränkung der „Ausgehezeit". Wohl ist es richtig, daß manche Hausfrau sehr viel weniger über freie Zeit verfügt und weit weniger Lebensfreuden genießt, sich auch weniger gut zu kleiden vermag als ihr Dienstmädchen. Aber das dürfte sie nicht davon abhalten, ihrer Angestellten Zeit zu gönnen, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen und andere Leute zu sehen. Diese Leute nun werden wohl meistens die verschiedenen Schätze sein. Welches Dienstmädchen hat keinen Schatz? Aber haben die Hausfrauen nicht auch wenigstens — einen gehabt! Es ist nicht nur nicht ihre Pflicht und ihr Recht, das Mädchen davon fernzuhalten, es ist vor allen Dingen töricht, weil es ohnehin unmöglich erscheint. Die Schätze zwar sind oft Ursache der Umwandlung eines bisher guten Mädchens, namentlich dann, wenn sie als Fabrikarbeiter ihrem Gewerbe nachgehen. Von ihnen werden dem Mädchen Ansichten eingeimpft, die sie selbst nur in mehr oder weniger unverstandenen Schlagworten kennen gelernt haben. Nicht lange dauert's, dann zeigen sie sich renitent und frech: und aus dem Dienstmädchen wird eine Fabrikarbeiterin. Jetzt hat es Freiheit, Unabhängigkeit. Jetzt kann es tanzen und sich vergnügen, wie und wann es will. Denn nun verdient es viel Geld. Zwar es lebt von Butterstullen und schlechtem Kaffee, und nur Sonntags leistet es sich etwas Besonderes. Aber „Staatmachen" kann es wie eine Dame. „Was ich im Leibe habe, ist gleich; die Hauptsache, was ich darauf habe!" Wer Gelegenheit hatte, ein gutes, anständiges Dienstmädchen als Fabrikarbeiterin wiederzufinden, der ist entsetzt über die Umwandlung. Frech, roh, — extraordinär. Es ist so gut wie unmöglich, eine Fabrikarbeiterin wieder als Dienstmädchen anzunehmen. — Es gibt natürlich auch sogenannte bessere Mädchen aus „feinen Häusern". So gut sie sein mögen: für den bürgerlichen Haushalt sind sie meist unbrauchbar. Erstens, weil sie mit einer gewissen Impertinenz darauf herabsehen, zweitens weil sie gewöhnlich recht einseitig oder verwöhnt sind. Diese Mädchen pflegen ihre frühere „Gnädige" zu kopieren. Wie die sich räuspert und wie die spuckt, das hat man ihr richtig abgeguckt. Sie wissen sich zu benehmen, vermögen sogar in modernster Art Gabel und Messer zu handhaben, d. h. das Messer wie eine Schreibfeder und die Gabel wie eine Maurerkelle, auf die man die Speise häuft. (Speise nennt der Maurer auch seinen Mörtel.) Nur fällt ihm die Speise nicht herab, was man nicht von jedem sagen kann, der sich beim Essen besonders „fein"

benehmen will, um Schliff und Bildung zu markieren. Und das ist gut so. Der stille Beobachter muß doch auch mal sein Vergnügen haben. Doch Pardon! Wir sprachen ja vom feinen Dienstmädchen feiner Herrschaften. Dazu zählt man auch die „perfekte Köchin". Das ist erst eine Spezies! Entweder sie ist nicht perfekt — dann ist man getäuscht worden, oder sie ist wirklich so perfekt, daß die Hausfrau die Küche nicht betreten darf, dann verschwendet sie derart, daß eine kleine Familie davon leben könnte. Und sie lebt manchmal davon: nämlich die der „perfekten" Köchin! Also wohin man blickt: Es ist vieles faul im Küchenstaate. — —

Wir kommen wieder auf das „Dienstzeugnis" zurück. In den weitaus meisten Fällen lautet es, wenn es weniger gut ist: „Eigener Wille (Grund der Kündigung); für meinen Haushalt nicht geeignet". Die Inhaberin weiß aber mit allerlei Gründen darzutun, daß die Herrschaft nichts taugte. Versteht alle Hausarbeit, „übernimmt sich" sogar die Wäsche, vermag obendrein fast perfekt „bürgerlich" zu kochen, ist also eine sogenannte Perle. Aber nachdem es kaum zugezogen, merkt man bald, daß man beschwindelt, regulär beschwindelt worden ist. Überall sonst ist die „Vorspiegelung falscher Tatsachen" belangbar, mindestens zivilrechtlich. Nur das Dienstpersonal darf einen solchen Betrug unbesorgt ausüben und ihn x-mal wiederholen. Es kommt auch häufig vor, daß Dienstmädchen sich vermieten, obwohl sie wissen, daß sie mit einer Krankheit oder einem Leiden behaftet sind, das ihnen jede Dienstannahme verbieten müßte. Der Haushalt ist kein Lazarett und keine Klinik. Und doch hat die Herrschaft keine Handhabe, um sich vor solchem Betruge zu schützen, wenigstens keine, die nicht mit endlosen polizeilichen Scherereien verbunden wäre. Überhaupt Recht, Polizei und Gesindeordnung! Ein wahrheitsgemäßes Zeugnis, das allein die Ausmerzung ungeeigneter Elemente in die Wege leiten könnte, darf man nicht geben. Denn es würde dem Fortkommen des Dienstmädchens schaden. Gibt man es in der Form, wie oben angegeben, dann verlangt diese und jene noch die besondere Bestätigung der Ehrlichkeit, die doch selbstverständlich sein sollte. Und die Polizei unterstützt die Mädchen darin und noch in vielen andern Dingen. Wenn ein Dienstbote seine Ehrlichkeit ausdrücklich betont haben will, dann — soll man sehr auf der Hut sein! Dann sträube man sich ganz entschieden und weise jede Einmischung der Polizeiorgane bestimmt zurück. Von ihnen soll man nicht psychologische Einsicht erwarten. — — Die industrielle Entwicklung geht weiter ihren Weg, und Entwicklung ist Fortschritt. Doch in der Dienstbotenfrage bedeutet sie Umwandlung, Verflachung trotz der anscheinenden Freiheit und Unabhängigkeit. Der Persönlichkeitswert wird herabgedrückt auf ein bescheidenes Minimum. Was bedeutet dagegen das Bestehen der veralteten, mit Recht sehr angreifbaren Gesindeordnung und der Dienstbuchzwang?! Vorläufig haben wir unsere Augusten, Minnas und Emmas, und von ihnen wollen wir jetzt sprechen:

Da ist als erste die kleine blonde Emma, die jetzt als Schneiderin ihr Brot verdient. Sauber, adrett, ein wenig umständlich und langsam wie ihre Handschrift (Fig. 357). Sie kann auch recht eigensinnig sein (die Ecken) und hat ihre Launen (wechselnde Schriftlage, ungerade Zeilenführung). Sparsam (enge, steile Buchstaben). Aber alles in allem ein brauchbares Dienstmädchen.

Und nun die Frida. Die weiß sich durchzusetzen. Keck, selbstbewußt (hohe, ziemlich steile Schrift) und gewandt (flüssige, gewandte Züge). Fleißig nach ihrer Wahl (Druckbetonung ungleich, doch ziemlich stark). Die ganze Schrift macht Eindruck wie sie selbst (keine alltägliche Dienstmädchenschrift). Sie ist nicht exakt und gründlich (oberflächliche Schlußzüge). Das ganze Bild deutet auf eine Natur, die nicht zu sparen versteht; das sagt die große, weite Schrift an und für sich (Fig. 358). — Die nächste Schriftprobe veranschaulicht „Fräulein" Else, die Überspannte, die sich für etwas Besseres hält. Das geht aus den gezierten Buchstaben deutlich hervor. Man beachte die Schleifenbildung am T, H und J und die gesuchten Schlußzüge an den Unterlängen. Kann unmöglich eine fleißige Arbeiterin sein. Die ganze Schrift ist wenig bewegt und erinnert an den hysterischen Charakter durch die Gesuchtheit der Formen (Fig. 359).

Die Probe Fig. 360 veranschaulicht das stille, phantasiearme Wesen einer einfachen Natur. Die Oberschleifen sind verkümmert. Die Schrift klar, leserlich, sauber; sauber und ordentlich ist

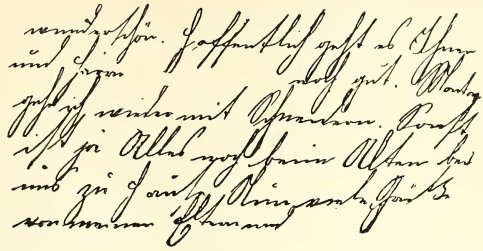


Fig. 357. Fleißiges, sauberes Mädchen, sparsam, etwas umständlich und launisch.

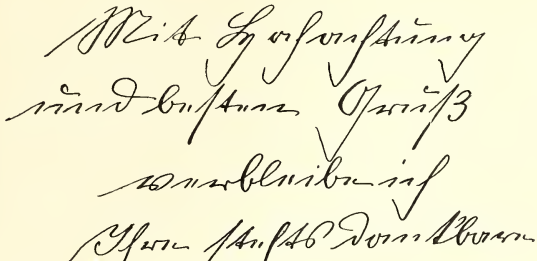


Fig. 358. Keck, selbstbewußt; nicht auf den Mund gefallen; fleißig, weniger sauber. Äußerer Schick.

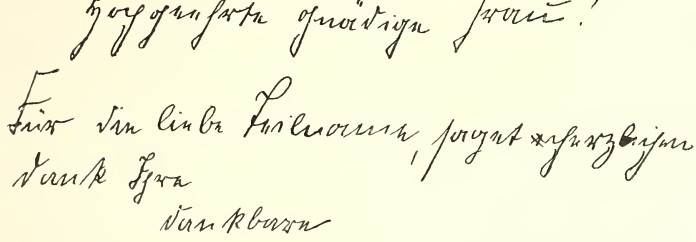


Fig 359. Überspanntes, eingebildetes Mädchen, wahrscheinlich hysterisch.

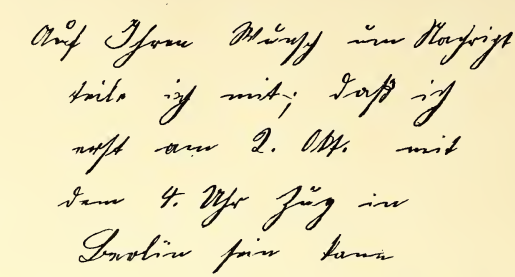


Fig. 360. Stille, bescheidene, einfache Natur; ordnungsliebend, unverdrossen.

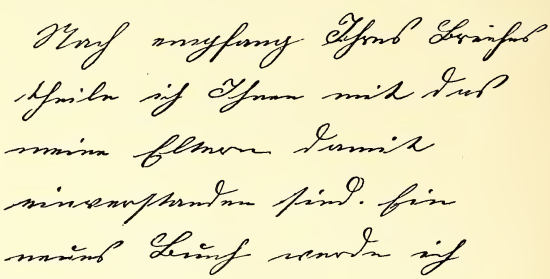


Fig. 361. Sauber, ordnungsliebend, eitel, wenig aus sich herausgehend.

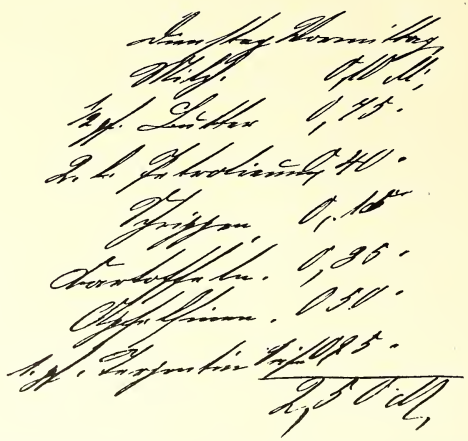


Fig. 362. Sehr empfindlich, eigensinnig und doch im Grunde weichherzig; lässig, bequem.

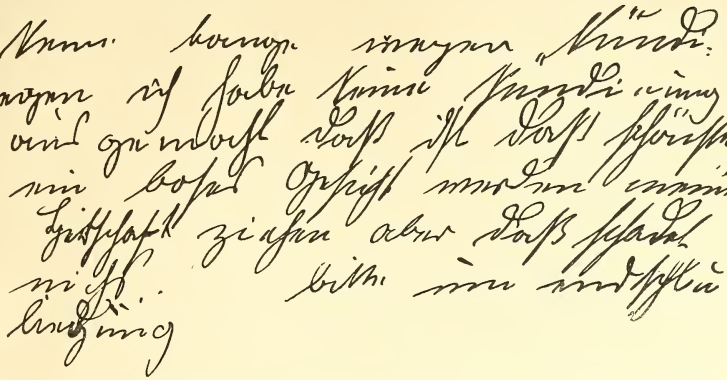


Fig. 363. Sehr natürliches Wesen, keine Eitelkeit, fleißig in gröberen Arbeiten.

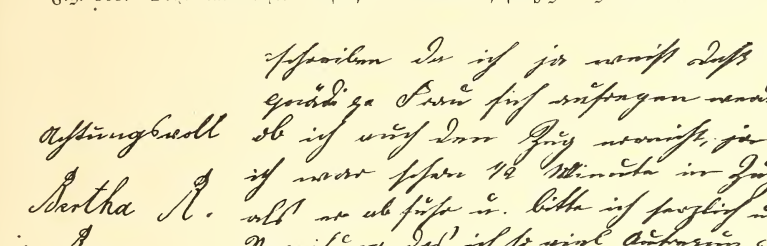


Fig. 364. Geziehrtes, geschraubtes Wesen, korrekt, geizig.

Fig. 365. Sparsam, einfach, fleißig, freundlich und sauber.

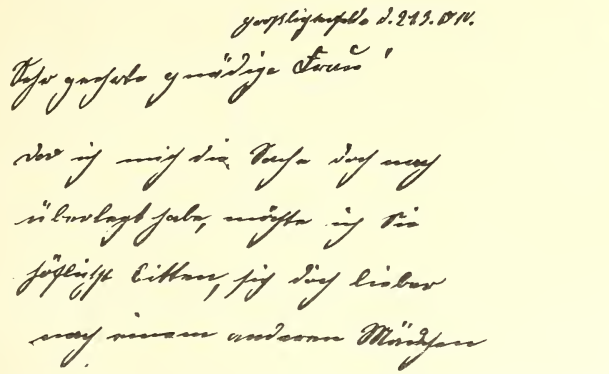


Fig. 366. Phantasielos, griesgrämig, ohne Temperament, doch sauber in der Arbeit.

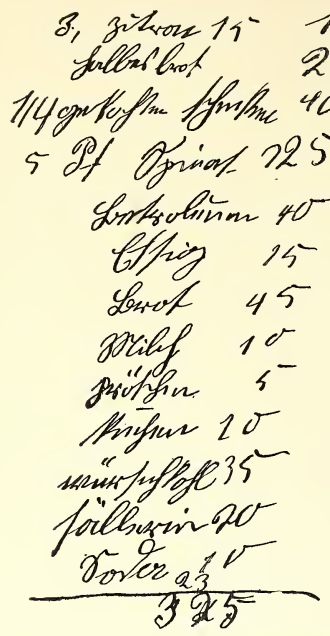


Fig. 367. Ein Dienstmädchen, wie es nicht sein soll. Haltlos, unordentlich, unsauber, dreist.

auch die Schreiberin. Keinerlei Extravaganzen. Im ganzen genommen ein gutes, brauchbares Mädchen.

Verwandt mit der vorigen ist die Schrift Fig. 361. Nur liegt mehr Bewegung, mehr Lebhaftigkeit darin. Der Bogenductus offenbart Zurückhaltung; die etwas gesuchten J, d, deuten auf Eitelkeit. — Ella, die Überempfindliche, Fig. 362, hat bessere Bildung genossen. Die Handschrift erinnert einigermaßen an Handelsschule (das S, T usw.). Ihre Empfindlichkeit und ihr Eigensinn übersteigen das Normale ganz erheblich. Das verrät uns die schräge Lage in Verbindung mit den Ecken sofort, doch läßt die geneigte Schrift zugleich auf Gefühl schließen. Die Straffheit des Ganzen und die Gestrecktheit zeugen von (unbewußter) Vorspiegelung falscher Tatsachen. Die Schreiberin will Festigkeit zeigen, weil sie selbst empfindet, daß sie im Gegenteil lässig und schlampig ist.

Die Handschrift (Fig. 363) macht auf den Beschauer gewiß keinen guten Eindruck. Es fehlt ihr die Direktion, die Festigkeit. Die Schriftlage wechselt in einem fort. In Wahrheit war es eine kränkliche Person (erblich belastet). Sie war im Grunde schlaff, vermochte aber gut zu arbeiten. Im Benehmen sehr natürlich, wie die freie, ungezwungene Schrift es veranschaulicht. Nicht sehr gründlich, wenigstens nicht in besseren Arbeiten. Fleißig; gleichgültig im Punkte Toilette. —

Die gezierte Bertha, die kein natürliches Wort von sich gibt. Alles geschraubt ihr Benehmen, ihr Sprechen: so auch die Handschrift (Fig. 364). Die hohen „gedrechselten" B und R sind geradezu typisch für das Wesen der Schreiberin. Ebenso die Gedrängtheit der Buchstaben für ihren Geiz. Korrekt ist sie wie die Handschrift, aber auch ebenso langsam.

In dem folgenden Beispiel, Fig. 365, sieht man eine Mischung guter Eigenschaften: Sparsam, einfach, fleißig. Dabei bescheiden und freundlich und vor allem sehr sauber und ordnungsliebend. Die Schrift ist eng, ohne besonderen Zierat (bis auf das Z), einfach, niedrig und exakt, ohne jedoch pedantisch-kleinlich zu sein. —

Die folgende Dienstmädchenschrift, Fig. 366, zeigt viel Verwandtes mit der auf S. 256, Fig. 360. Aber was dort Stille, das ist hier Griesgrämigkeit. Die Zeilen gehen bergab. Die Züge sind schwerfällig, phantasielos, ohne Schmiegsamkeit und frei von Lebhaftigkeit. Also im ganzen kein angenehmes Wesen. Doch in der Arbeit unbedingt zuverlässig. Das besagt die Exaktheit der Schrift.

Ein Dienstmädchen, wie es nicht sein soll, zeigt die Schriftprobe Fig. 367. Jeder Laie erkennt darin Unordentlichkeit, haltloses Wesen und, das ist gewöhnlich eine Begleiterscheinung jener Eigenschaften, Unsauberkeit, gleichgültig auch im Punkte Äußerlichkeiten. Es steckt ursprüngliche Energie in den schweren Zügen, doch auch viel Liebe zum Genuß (ziemlich teigige Schrift). Die Energie tritt bei der Schreiberin in der Form der Dreistigkeit und Unbot-

mäßigkeit hervor. — Die folgende Probe, Fig. 368, ist zwar auch recht natürlich und ursprünglich gestaltet, es herrscht jedoch ein Grad von Gleichmäßigkeit darin, der uns die Gewißheit gibt, daß die Schreiberin sich anzupassen und sich in ihrem Temperament zu mäßigen versteht. Die ziemlich geneigte Lage deutet auf Empfindungsfähigkeit; in Verbindung mit der allgemeinen Schwere der Züge kann man auf Leidenschaftlichkeit schließen. Daß aus den rührigen, druckbetonten Buchstaben Fleiß spricht, weiß der aufmerksame Leser bereits. —

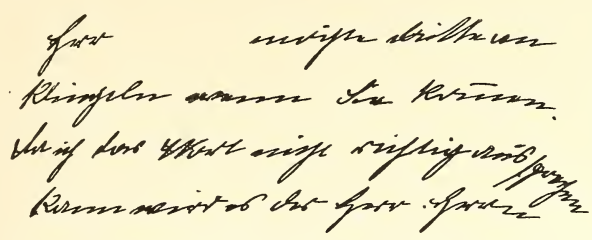


Fig. 368. Natürliches, freundliches Wesen, fleißig, ausdauernd, bescheiden.

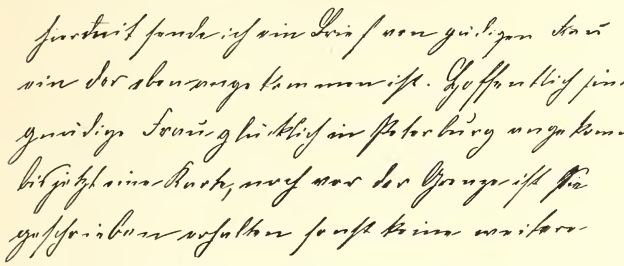


Fig. 369. Ein empfehlenswertes Dienstmädchen.

Zum Schluß wollen wir noch der Spezies gedenken, die entsprechend ihrer besseren Bildung Anspruch auf ein „besseres Mädchen" machen kann. Das Klischee Fig. 369 spricht für sich: Ordentlich, sauber, gewissenhaft, sparsam (klare, deutliche enge Schrift). Doch auch gemäß der relativen Zartheit der Schrift Sensibilität, Empfindlichkeit, die sich bei der hervortretenden Ruhe jedoch nicht als Reizbarkeit und Heftigkeit äußert. Die getrennte Schrift läßt krankhafte Einflüsse erkennen, wahrscheinlich Entwicklungsstörungen, Bleichsucht. Im ganzen genommen ein Dienstfräulein, wie man es sich wohl wünscht. — Wenn wir hiermit den Reigen der Dienstmädchen verlassen, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß es nicht auch noch andere wichtige Typen gebe als die hier vorgeführten. Der Raum gestattet es uns jedoch nicht, weitere Proben zu bringen. Zur Erklärung dessen, was mit den Beispielen bezweckt werden soll, nämlich die praktische Anwendung des Gelernten, dürfte die kurze Abhandlung wohl genügen. — Vielleicht wird der Leser die Typen der guten und weniger guten „Herrschaften" vermissen. Denn um Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen und beiden Teilen gerecht zu werden, hätte er wohl Anspruch auf eine Schilderung verschiedener Typen von Hausfrauen. Die soll dem Leser auch nicht vorenthalten werden. Er findet sie am Schlusse des nächsten Kapitels. Dort werden weibliche Typen nach dem Leben zur Anschauung gebracht, darunter manche, die als Hausfrauen gedacht sind.

Charaktertypen nach dem Leben.

Wir bitten den geneigten Leser, mit uns einen Spaziergang durch die Kleinstadt zu unternehmen, denn hier sind wir sicher, mehr originelle Typen anzutreffen, als es in der Großstadt möglich wäre. In dem alles nivellierenden Getriebe der großen Städte verschwindet der einzelne ganz. Das Hasten und Wogen, Drängen und Treiben benimmt jedem Zeit und Lust, sich um den andern zu kümmern. Alle werden nach einer Schablone gemodelt, zu der der Drang nach leichtem und schnellem Erwerb den Zeichner macht und die Liebe zu möglichst langem Lebensgenuß das Material abgibt. Der Ausspruch „Es gibt keine Originale mehr" ist wohl in erster Linie auf sie anzuwenden.

Die Einwohnerschaft besteht in der Kleinstadt wie überall aus wenig Hohen und viel Niederen. Aus wenigen, die viel einnehmen und aus vielen, die wenig ausgeben — können Es sind zumeist „kleine Leute", Arbeiter, Handwerker, Kaufleute — und Wirte nicht zu vergessen: auch Beamte, darunter solche, die an den Brüsten der Alma mater die Milch der Weisheit einsogen, und die jetzt vielfach die milchende Kuh vermissen, die sie mit Butter versorgt. Die Creme der Gesellschaft bilden die reichen Fabrikanten und Großkaufleute, alles Leute, bei denen der Verdienst mehr gilt als das Verdienst. — Wir begeben uns in ein beliebtes Bierlokal, wo wir um diese Zeit — Kontore und Werkstätten sind bereits geschlossen — die uns zumeist interessierenden Typen ziemlich vollzählig antreffen werden.

Bemerkst du dort den kräftigen, gesunden Herrn mit zwar gewöhnlichem, aber nicht uninteressantem Gesicht? Sein Äußeres verrät Wohlhabenheit und den Mann von Welt; sein Blick und die Bestimmtheit seiner Bewegungen sagen deutlich, daß der Mann gewohnt ist, seinen Willen ausgeführt zu sehen. Er besitzt eine oder mehrere Villen, eine eigene Jagd, schöne Pferde und eine starke Neigung zu solchen Bekanntschaften, die durch Geburt oder Titel eine bevorzugte Stellung einnehmen. Ritter hoher Orden haben daher seine ganze Liebe, während die Ritter des Geistes nur dann etwas gelten, wenn sie wenigstens einigermaßen mit der Kuponschere umzugehen wissen. Eingedenk des Sprichwortes: „Gelegenheit macht Diebe", geniert er sich nicht, allen, namentlich aber seinen Angestellten, ein starkes Mißtrauen entgegen zu bringen, da sie nicht wie er in die vollen Taschen greifen können. — Er hat sich soeben die neueste „Kölnische" bringen lassen und studiert jetzt die Kurse und Depeschen. Doch nur kurze Zeit. Unmutig die Zeitung zusammenlegend und ein Gähnen unterdrückend, begrüßt er sein eben angekommenes Gegenüber. Er spricht Plattdeutsch mit seinesgleichen, der Großindustrielle der Kleinstadt.

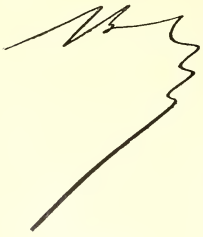


Fig. 370.

Und seine Handschrift? Daß sie nicht gerade den Fabrikanten verrät, wird niemand erwarten. Aber sie zeigt uns den energischen und gewandten Geschäftsmann (siehe den zickzackförmigen Namenszug und die keulenförmige Endung). Bescheiden und sanft ist der Mann nicht, denn für das erstere ist das B zu breit und die ganze Schrift zu rapid, und gegen das letztere sprechen die scharfen Winkel im B, die Schärfe und Opposition anzeigen. Der lange keulenförmige Schlußzug zeugt von Tatkraft. (Fig. 370).

Ein anderes Bild. Betrachte den etwas korpulenten Herrn mit glattem, feistem und plumpem Gesicht, plumpen Händen mit stumpfen dicken Fingern, mit eckigen, aber schnellen Bewegungen, raschem Gang, wobei er die Füße geradeaus setzt. Ist einfach, geschmacklos, aber sehr solide gekleidet,

trägt eine schwere goldene Uhrkette mit einem Glücksschweinchen. Sein Taschengeld trägt er lose, und er liebt es, möglichst oft größere Stücke wechseln zu lassen. Kennt nur Rechnungen, Quittungen, Kurszettel und vor allem seinen Artikel, in dem er „macht" und der ihn groß gemacht. Er weiß, daß ein gewisser Hofrat Goethe lebte, der für Geld schrieb, daß es Gemälde, Bildwerke und Bücher gibt, er weiß es, aber er kennt dies alles nicht. Die Orthographie und ebenso die Sprache macht ihm viel zu schaffen. Von Prinzipien kennt er nur eins, und das ist das Nützlichkeitsprinzip. Sein Garten, damit kein Platz verloren gehe, ist in gleichräumige Quadrate eingeteilt und dicht bepflanzt mit Gemüse. Blumen und Ziersträucher fehlen gänzlich, denn sie bringen nichts ein, haben also keinen Zweck. Dagegen findest du ein Gartenhäuschen aus Wellblech vor. Jedem, der es wissen will, erzählt er breit, daß er mit achtzig Talern und einem alten Karrengaul angefangen habe.

Und wer ist dieser Herr? Du hast es erraten, es ist der Emporkömmling. Seine Handschrift siehst du im Klischee Fig. 371. Ein Mann mit diesem Bildungsgrad schreibt eine ungelenke gewöhnliche Handschrift. Auch der Nichtkenner sieht ihr sofort den gewöhnlichen Menschen an. Geistig bedeutende Leute, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller usw. schreiben, auch wenn ihr Charakter vieles zu wünschen übrig läßt, nicht so kommune, rohe Buchstaben. — „Der Mann hat Glück gehabt," sagen die einen, „er hat es verstanden," replizieren die anderen, aber die Handschrift sagt uns: der Mann hat mancherlei hinter sich, woran er nicht gern erinnert sein mag, und das vielleicht außer ihm keinem Menschen sonst bekannt ist. Beachte das a in „Stadt". Solche zusammengesetzte Kleinbuchstaben verraten uns eine Natur, die etwas zu verbergen hat. Seine Tatkraft ist übrigens nicht bedeutend (siehe die leichte, runde Schrift).

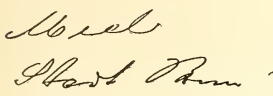


Fig. 371.

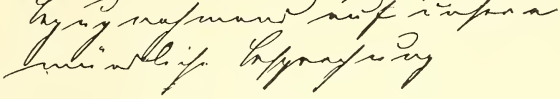


Fig. 372.

Jener Herr mit dem leicht ergrauten Haupt- und Barthaar, dem gutmütigen, breiten Gesicht, dicken Lippen und großen Tränensäcken ist ein Pantoffelheld par excellence. Er galt früher als ein ziemlich loser Vogel. Jetzt ist er wohlweiser Stadtvater, Mitglied der Handelskammer und Vater von elf lebendigen Kindern — alles das durch seine Frau! Ja, wenn er diese Frau nicht hätte! Sie denkt für ihn, spricht für ihn, handelt für ihn; hat die Kasse und bezahlt die Rechnungen, züchtigt die Kinder, wo es nötig und unnötig ist, bestimmt einen Beruf für diesen und verheiratet jene. Er, der Mann, das Haupt der Familie, lächelt zu allem. Wenn er nur seine Sitzungen, seine Zigarre und — sein Weib nicht entbehrt, dann ist er mit allem zufrieden! Seine Handschrift, Fig. 372, zeigt diese Eigenschaften: Große Gutmütigkeit die Rundungen der kleinen Buchstaben, die in dieser ausgeprägten Form zugleich auch Mangel an Widerstandskraft verraten, da keulenförmige oder schwere Züge fehlen). Ferner erkennen wir Leidenschaftlichkeit und Gefühl (die schräge Lage der Schrift), Genußliebe (die Schrift ist angeschwollen, schmierig), die insbesondere auf den sinnlichen Genuß gerichtet ist. (Für diese Diagnose sind die sehr runden, zurückgeworfenen kleinen Buchstaben in Verbindung mit der Schriftlage und der angeschwollenen Schrift maßgebend, was der Leser bereits in der Probe Fig. 128 S. 98, kennen gelernt hat.)

Eine andere, jedem bekannte gesellschaftliche Erscheinung ist der Schikaneur. Du siehst ihn meist in Gesellschaft von einem oder zwei Gesinnungsgenossen da, wo die Spötter sitzen, d. h. in einer besonderen Ecke, wo sie sich lebhaft unterhalten können. Mit gerötetem Gesicht und blitzenden Auges sitzt er da, und auf seinen Zügen bemerkst du ein mokantes, malitiöses oder

überlegenes Lächeln. Er ist meist von kleiner Figur und manchmal etwas korpulent. Triffst du überhaupt einen korpulenten Herrn, der zugleich viel Beweglichkeit besitzt, so hast du in den meisten Fällen einen Krakeeler oder Schikaneur gefunden; große korpulente Leute sind im allgemeinen phlegmatisch und häufig gutmütig. Das hat schon Cäsar beobachtet.

Der Schikaneur lebt in Unfrieden mit der ganzen Welt; keiner macht's ihm recht, und deswegen gehört er in allem der Opposition an. Es ist ihm nicht wohl, wenn er keinen Prozeß zu führen weiß. Prinzipienreiterei ist sein Sport und Lebenszweck. Aus Prinzip zahlt er schlecht, aus Prinzip reklamiert er bei jeder neuen Steuereinschätzung. Den Schikaneur erkennt man an den schräg gestellten, von links nach rechts gehenden Strichen, namentlich im kleinen t. Man

Fig. 373.

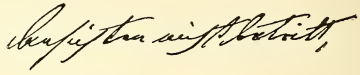


Fig. 374.

findet sie zuweilen auch dort (zumeist in der Unterschrift), wo die Kalligraphie kein Akzent vorschreibt, so in dem Wort des Abdrucks Fig. 373. Sind die Striche spitz, so strebt die vorhandene Neigung um so eher sich zu äußern. Tritt nun noch, wie in der Handschrift Fig. 374, der bekannte Säbelstrich hinzu (siehe ch), so haben wir eine durchaus zähe Persönlichkeit, die immer dort zur Hand sein wird, wo es gilt, mit dem Munde zu fechten.

Einige Verwandtschaft mit dem Schikaneur zeigt der sogenannte „Pfennigfuchser", eine jedem Kaufmann wohlbekannte Spezies. Ist er Geschäftsmann, so liebt er es, überall kleinliche und unberechtigte Abzüge zu machen, die Zahlungsfrist möglichst auszunutzen, mit beschmutzten, zerrissenen oder fremdländischen Postzeichen auszugleichen und dergleichen mehr. Er ist groß im Sparen von Pfennigen und groß in allen nebensächlichen Dingen; kleine Irrtümer sind bei ihm gewaltige Schnitzer. Den Pfennigfuchser erkennt man leicht an seinen dicken und niedrig gestellten i-Punkten bei schmieriger, gedrängter und steiler oder solcher Schrift, die uns durch die oben zurückgebogenen Schlußstriche die Ichbetonung sofort verrät (siehe den Haken am n). (Fig. 375).

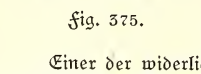


Fig. 375.

Einer der widerlichsten Charaktere ist wohl der Streber. Betrachte dir diesen Herrn genau, der, ohne Gesellschaft, still, doch aufmerksam am Wirtstisch Platz genommen hat. Eine hagere, dürre Gestalt, ohne Saft und Kraft, mit bleichem, magerem, völlig bartlosem Gesicht, das an den Schauspieler erinnert. Und ein Schauspieler ist er, denn nichts bei ihm ist Natur, weder sein Gang, noch seine Sprache, noch seine Geste, noch seine Handschrift. In seiner wahren Gestalt sieht man ihn nur, wenn er einmal, am liebsten auf Kosten anderer, sich berauscht hat. Er pflegt nur schmeichelnd und kriechend zu sein bei Leuten die ihm nützen können. Stets auf

Fig. 376.

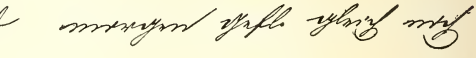


Fig. 377.

seiner Hut, ein Sklave der Großen und ein Freund der Glücklichen, ist er nie ein Verteidiger der Armen und Verlassenen. Er ist der wahre Opportunitätsmensch, sehr vorsichtig in allem, aber auch ebenso feige. Er besitzt immer die gleiche Meinung wie sein Vorgesetzter und stets auch den gleichen Simmzettel. Toleranz ist ihm ein unbekannter Begriff. Seine etwaigen Angestellten tyrannisiert er, und markiert er ihnen gegenüber den alles besser wissenden gestrengen Herrn. (Fig. 366/7.)

Der Bogenduktus ist, wie bekannt, nicht schlechthin ein Zeichen der Heuchelei. Wenn jedoch der Egoismus so stark ausgeprägt ist wie in Fig. 378 und dazu das a in „man", Fig. 380, dann weiß man sicher, daß man einen freimütigen, offenen Menschen nicht vor sich hat. Man darf nun keineswegs annehmen, daß die Schreiber solcher Buchstaben stets auch in religiöser Hinsicht heucheln. Aus der Handschrift ist diese Art der Heuchelei nicht sicher zu erkennen. Streberei wird am ehesten dort erkannt, wo die Handschrift neben dem „Heuchlerduktus" zugleich viel Egoismus, Eitelkeit, Rücksichtslosigkeit usw. aufweist. (Große, weite Schrift.) —

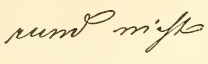


Fig. 378.

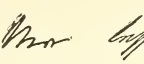


Fig. 379.

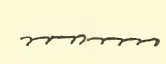


Fig. 380.

Dieser wohlgenährte Herr mit feistem, glänzendem Gesicht, kurzem, struppigem Haar und einem Hals, der kaum zu bemerken ist. Was mag er wohl sein? Seine kleinen grauen Schweinsaugen suchen sehnsüchtig den Kellner. Schon hat er sich in Positur gesetzt. Der Mann heißt Kostlieb, ist ein reicher Viehhändler und im Nebenamt Schlemmer. Seine Handschrift zeigt Fig. 381. Doch jener hagere, dürre mit wirrem Bart und Haupthaar, der so mager aussieht, als ob er Küchenchef eines Hungervirtuosen wäre, auch er „schlägt eine gute Klinge". Aber er ißt mit mehr Behagen nur die feineren Gerichte, am liebsten versteckt hinter vollen Flaschen, und er versteht es auch, seine Leckerbissen selbst zuzubereiten. Sein Beruf bringt ihn oft in die Lage, kostenlos gut zu speisen und — Gelegenheit macht Diebe. Da er bessere Bildung besitzt, so sieht auch seine Handschrift gebildeter aus.

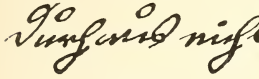


Fig. 381.

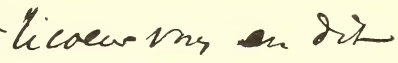


Fig. 382.

Vergleiche die beiden Schriftproben (Fig. 381 und 382), sie sind beide angeschwollen, schwammig, sagen wir kurzweg schmierig und geben der Schrift daher ein schweres Aussehen. Hier passiert dem Anfänger sehr leicht ein Irrtum, indem er die relative Schwere für Willensstärke hält. Um den Unterschied zwischen einer schmierigen und einer festen Schrift leicht verständlich zu erklären, haben wir die folgenden Skizzen angefertigt, obgleich wir bereits ein Schema im Kapitel über die Schwere der Schrift brachten. I zeigt ein t, wie es bei steiler Federhaltung hervorgebracht wird; es ist ohne alle Schmierigkeit. Personen, die so fest und scharf schreiben, sind nicht sonderlich genußsüchtig. In II haben wir eine Schrift, wie man sie meistens findet; sie wurde auch unter Beobachtung der gewöhnlichen Haltung niedergeschrieben. In III endlich tritt uns die durchaus schmierige Handschrift entgegen, wie sie nur derjenige schreiben kann, der die Feder ganz schräg hält. Die Erklärung dazu wurde bereits früher gegeben.

Fig. 383.

Kehren wir wieder zu unseren Objekten zurück. Ein größeres Kontingent zur kleinstädtischen Gesellschaft stellen die Kommis oder Angestellten der Fabriken und Geschäfte. Die verheirateten Kommis dürfen wir außer acht lassen, denn sie bilden nur den kleineren Teil. Woran aber

erkennt man, daß ein Kommis verheiratet, auch wenn er, was zuweilen vorkommen soll, keinen Trauring am Finger hat? Siehst du ihn ein Paketchen tragend, so ist er schon verdächtig; ist aber dieses Paketchen statt mit dem üblichen Bindfaden mit einem Wollfaden zusammengebunden, so ist der Mann verheiratet. Triffst du einen Kommis nach dem Mittagläuten eilig wie ein Fabrikarbeiter, so wartet seiner die Frau und das Mittagessen. Geht er dagegen gemütlich, die Hände in den Taschen des Überrocks, eine Zigarre im Mund, langsam über die Straße, so ist er noch ledig. Siehst du einen solchen Herrn bei schlechtem Wetter mit soliden Kanonenstiefeln angetan und beschützt von einem seidenen Regenschirm (wir sprechen von der Kleinstadt mit schlechtem Pflaster), und ist er nicht „zweckentsprechend", sondern besser gekleidet, so ist der Herr noch Junggeselle, trägt er aber gewöhnliche Stiefel oder Überschuhe und Rock und Hose, „die gerade noch gut genug" sind, dazu einen Schirm mit Zanella-Überzug, so ist der Mann sicherlich ein Ehemann.

Unser Junggeselle ist über fünfunddreißig Jahre alt. Obwohl er ein gutes Einkommen hat, denkt er doch nicht daran, einen eigenen Hausstand zu gründen, denn er ist und bleibt zu sehr Egoist. Er zieht es vor, noch einige Dezennien fleißig zu arbeiten, um sich womöglich ein kleines Vermögen zu ersparen und dann als Rentier mit grauem Haar und grauem Zylinder seine einsamen Tage zu beschließen. Seinen eigenen Hausstand besitzt er bereits, wie auch zuweilen eine Haushälterin. In seinem Junggesellenheim findest du einen Kanarienvogel, einige Blumen und eine ausgestopfte Nachteule. Mit seinen Gedanken ist es eine eigene Sache, sie gehen gewöhnlich nicht über die Gebiete des Sports, des Skatspiels, des Markensammelns, des Mittagessens und Biertrinkens hinaus. Er ist äußerst exakt und peinlich sauber und legt auf alles Nebensächliche großen Wert. — Die folgende Handschriftprobe zeigt die Betonung des Nebensächlichen, die Pedanterie in schönster Weise. (Fig. 384).

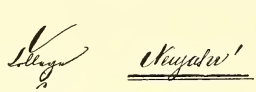


Fig. 384.

Fig. 385.

Wenden wir uns nun zu den Junggesellen, die wohl heiraten möchten, aber es noch nicht können. Unter diesen findest du oft den sogenannten „angenehmen Schwerenöter", den Löwen des Ballsaals. Er ist sehr zahm, dieser Löwe, wenn auch häufig nicht gut dressiert. Seine Bewegungen sind geschmeidig, und Aalglätte hält er für Geisteskultur. Er spricht geziert und näselnd wie der jüngste Leutnant, und obwohl er viel sagt, ist er dennoch unsagbar nichtssagend. Seine Unterhaltung ist so ein Speech, der Frauen lächeln, Männer gähnen machen kann.

Und nun betrachte seine Handschrift! (Fig. 385). Diese h sprechen von langen Schneiderrechnungen, von Geckenthum. Solche Eitelkeit findet man nur bei ungebildeten Personen von geringer geistiger Bedeutung. Das unästhetische J zeugt von Geschmacklosigkeit, und die Breite verrät uns den unverfrorenen, selbstgefälligen Aufdringling. Eine derartig sich aufdrängende gewöhnliche Handschrift ist immer das Bild eines eitlen, prahlerischen und faden Menschen.

Unsre Schilderung der Kleinstadttypen würde eines bedeutsamen Zuges entbehren, wollten wir nicht des sogenannten Reiseonkels Erwähnung tun. Wer kennt ihn nicht, den allezeit fidelen, das große Wort führenden und kalauernden merkantilen Pionier! Trägt er keinen Bart, so ist man vielfach versucht, ihn für einen Schauspieler zu halten. Und ein Schauspieler, ein Komiker ist er oftmals. In seiner ganzen Größe siehst du ihn, wenn er, von einer größeren Tour zurückgekehrt, seinen Kollegen des Kontors die neuesten Witze, Anekdoten „Unterschiede" usw. auskramt. Das Lachen hat kein Ende, und, fühlt er sich sicher, dann fährt er sein schweres Geschütz vor: Witze à la Mikosch — und da ist es Zeit, daß wir ihn verlassen. Die Handschrift Fig. 386 zeigt uns den Typus des Reiseonkels.

Die Rundungen der u, n usw.: Wohlwollen, in Verbindung mit der Zartheit der Schrift, der Bewegtheit und schrägen Lage: heiterer Sinn. Die gebogenen langen Anstriche am V und e und der gewellte Schlußzug des s bezeugen heiteres, lebhaftes Naturell. — Die Willenskraft ist in dieser Schrift nicht besonders betont (keine festen und schweren Züge). Will man eine Folgerung zulassen, so kommen wir auf das „Klebpflaster", eine Bezeichnung, die für den weitaus größten Teil der Reiseonkel zutreffend ist. Bei hervorragend tüchtigen Geschäftsreisenden macht man häufig die Erfahrung, daß sie als „selbständig gemachte" Kaufleute nicht vorwärts kommen. — Zum Schluß wollen wir noch den „angehenden Kommis" mit einigen Strichen skizzieren. Der angehende Kommis ist der Repräsentant der kaufmännischen Flegeljahre. Er hat soeben die Tanzstunde verlassen und fehlt jetzt auf keinem Balle, wie es denn überhaupt sein Bestreben ist, möglichst aufzufallen. Er ist ein eifriger Mime und träumt nur von Solovorträgen, Kouplets und dergleichen. Als „Angehender" besitzt er natürlich keinen Schliff; er ißt Fisch mit dem Messer, und seiner Tischnachbarin, einer älteren jungen Dame, erzählt er arglos, daß seine Schwester auch eine alte Jungfer sei. Seine älteren Kollegen nennen ihn oft scherzweise den Generaldirektor oder Prokuristen, denn er versteht es, sich ein Air zu geben, und, sich seiner Würde bewußt, grüßt er nicht gern zuerst. Lehrlinge tyrannisiert er. Unfertig ist alles, was er tut, spricht und besitzt, und unfertig ist auch seine Handschrift Fig. 387. Die Schrift spricht für sich selbst, sie erinnert noch sehr an die Schule (siehe P, p, r). Die Schlinge des D zeigt mindestens schon bedeutende Eitelkeit. Doch gibt es auch ältere Kommis, die nicht gewandter schreiben; es sind dann aber solche, die, hinterm Ladentisch stehend, keine Gelegenheit hatten, sich mit der Feder zu üben. —

Fig. 386.

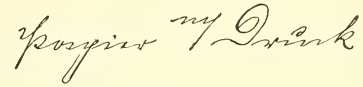


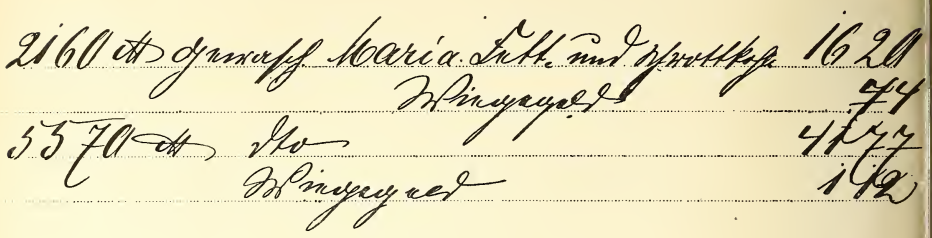
Fig. 387.

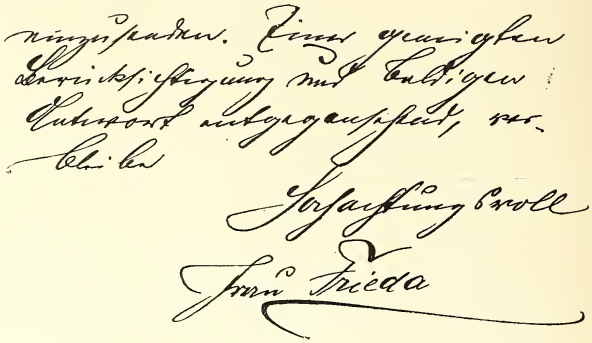
Haben wir in den vorhergehenden Seiten einige männliche Typen der Kleinstadt Revue passieren lassen, so wollen wir uns nunmehr einige weibliche betrachten. Wir lenken unsere Schritte in das von frischem Grün umrankte, buschversteckte „Kasino", dem gerade in der Mode befindlichen besseren Gartenlokal, dessen Torpfeiler heute die verlockende Anzeige tragen: „Sonntag großes Gartenkonzert, ausgeführt von der gesamten Schützenkapelle."

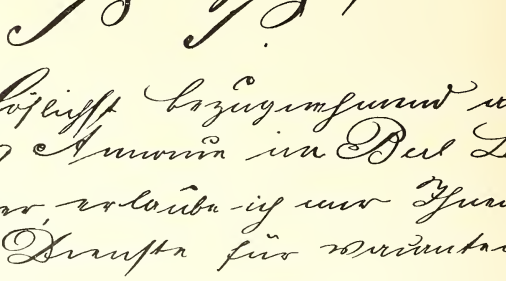
Zuvor aber bitten wir die freundliche Leserin um Verzeihung, daß wir so ungalant waren, den Herren den Vortritt zu lassen. Wir bitten um Verzeihung, nicht weil wir uns schuldig fühlen, sondern weil der sogenannte gute Ton auch dort eine Entschuldigung verlangt, wo man den Schein gegen sich hat. Die Kunst der Schriftdeutung hat die Ergründung des menschlichen Charakters zum Gegenstand — Charakter aber, verzeihe, schöne Leserin, soll ja das Weib weit weniger als der Mann besitzen.

Das, was man beim Weibe Charakter zu nennen sich gewöhnt hat, soll zumeist nichts weiter sein als ein Gemisch von Empfindungen, Ansichten und Meinungen. Wille, Grundsatz, Schlußvermögen sollen dem Weibe in mehr oder weniger hervortretendem Grade abgehen, während ihm dagegen in bedeutend höherem Maße als dem Manne Gefühl, Phantasie und Beobachtung eignen sollen. Der Wille, die Tatkraft macht den Menschen. Und ist es so, dann dürfen wir wohl an folgendes erinnern: Wo physische Kraft, Ausdauer und Umsicht gebieterisch gefordert wird, vermag das Weib den Mann nicht zu ersetzen, und insoweit können wir auch vom Standpunkt der Schriftdeutung den modernen Emanzipationsbestrebungen nicht ganz zustimmen. Ein Blick auf die Handschrift bestätigt, was schon die allgemeinen Erscheinungen in der Natur, in der überall das Weibliche hinter dem Männlichen zurücktritt, dem Unbefangenen laut und vernehmlich zuruft. Aber vielleicht haben jene nicht so ganz unrecht, die behaupten, nur die

Jahrhundertelange Unterdrückung des Weibes haben den tatkräftigen Willen neben vielem anderen im Weibe nicht zur Entfaltung kommen lassen. Betrachten wir einmal die Schriftprobe Fig. 389. Sie sieht aus, als ob ein geschäftsgewandter Kaufmann ihr Urheber wäre, und doch rührt sie von einer Frau her.







Mann oder Weib?

Fig. 388. Drei Schriftproben von Frauen herrührend, die im Kaufmannsberuf tätig sind: Einfluß der beruflichen Tätigkeit der Frau auf die Handschrift.

Da wir ihre Urheberin soeben unter den Gästen unseres Gartenlokals wahrnehmen, so wollen wir sie etwas näher betrachten. Sie ist einfach, aber gediegen gekleidet. Ihre Züge sind ernst, jedoch nicht unfreundlich. Im ganzen genommen macht die Dame den Eindruck der Sicherheit und Zufriedenheit. Gegenwärtig ist sie Prokuristin im Geschäft ihres Bruders, und er ist stolz auf ihre Mitarbeiterschaft — weniger freilich das Personal. Für dieses ist sie nur der „Gensdarm".

Daß die berufliche Tätigkeit der Frau eine weibliche Handschrift in eine männliche umzuwandeln vermag, ist nicht neu. In der obigen Schriftprobe aber kommt es eklatant zum Ausdruck. Diese Probe enthält nicht das mindeste, das man mit Fug und Recht als weibisch bezeichnen könnte. Der äußere Habitus entspricht durchaus dem Kaufmann; die Form der großen Buchstaben, die Keulen und Ecken am s, h, g, die langgestreckten Formen, dies alles deutet auf männliche Gewandtheit, Tatkraft und Umsicht hin. Diese Wandlungsfähigkeit der Frau erscheint uns wichtig genug, um einige Zeit bei ihr zu verweilen, zumal sie uns zu der Frage hinführt, ob man überhaupt das Geschlecht in der Handschrift stets unzweifelhaft zu erkennen vermag. Bisher hat es noch niemand vermocht. Aber man gibt sich in den Fachkreisen der Hoffnung hin, daß es gelingen würde, irgendwelche Unterscheidungsmerkmale noch zu entdecken. Wer die nebenstehenden Schriftproben eingehend betrachtet, Fig. 388, der wird mit uns zu der Ansicht gelangen, daß jene Hoffnung wohl nie in Erfüllung gehen wird.

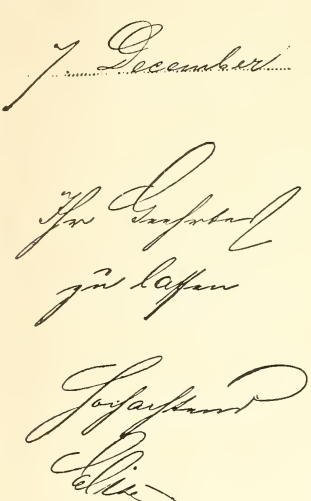


Fig. 389.

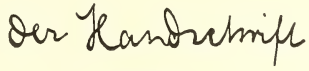


Fig. 390.

Diese Schriften sind von männlichen des gleichen Berufs nicht zu unterscheiden. Nicht nur im kaufmännischen Beruf trifft man männliche Handschriften weiblicher Personen, sondern überall dort, wo im gleichen Beruf männliche und weibliche Personen neben- und miteinander tätig sind, so im Beruf des Lehrers, des Künstlers, ferner auf den Gebieten des Sports, des Theaters, des Variétés usw. Solche Frauen als Mannweiber zu bezeichnen, wäre falsch. Gewiß gibt es welche unter ihnen. Nichtsdestoweniger aber haben sich viele ihre Weiblichkeit bewahrt, wenngleich das äußere Auftreten und der Umgangston mitunter Zweifel darüber auftreten lassen. Vielleicht hat Michon in diesem Punkte recht, indem er sagt: „Die menschliche Seele ist geschlechtslos." Wohl gibt es gewisse Eigentümlichkeiten, die fast nur in weiblichen Schriften vorkommen. Das Wörtchen „fast" aber stößt alle Sicherheit um, wenn es gilt, positiv in jedem Falle die Frage: „Mann oder Weib?" zu bejahen. Vom allgemeinen Schriftcharakter abgesehen, sind vornehmlich folgende Schriftelemente die Kennzeichen der weiblichen Handschrift: Horizontaler Querstrich in den Unterschleifen, Fig. 76. Nach rechts herüber geworfene d-Köpfe, Fig. 104. Plötzliche Druckstellen in den Unterschleifen, Fig. 105. Knickungen in diesen Schleifen, Fig. 50. Umständliche Einleitungszüge, Fig. 180. Ausbildung von Spitzen zu Schleifen, Fig. 182. Diese Eigentümlichkeiten trifft man relativ selten in Handschriften männlicher Individuen. — „Je

gesunder ein Mensch ist, desto entschiedener ist er Mann oder Weib." So sagt der praktische Arzt Dr. Dumstrey. In der Tat findet man in den Schriftzügen weibischer Männer sehr häufig pathologische Schrifteigenheiten.

Bei dieser kurzen, lehrhaften Betrachtung haben wir fast vergessen, wo wir uns befinden. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit also wieder den Damen zu. Häufig ist die männlich schreibende Frau frei, ungeniert, burschikos, und sie zeigt Verwandtschaft mit den Emanzipationslustigen. Ihr Äußeres schon sagt alles. Sieh nur die Dame mit der Kopfbedeckung à la Jockei und der Haltung eines Stallknechts. Auch der Schnitt ihres Kostüms zeigt unverkennbare Hinneigung zum Herrenanzug. Die Schmucksachen gar sind den Stallemblemen direkt nachgebildet; auch die Nipp- und sonstigen Figuren, die ihr Boudoir enthält, atmen Stallduft, und die bezeichnendste Illustration dieser Geschmacksrichtung bietet ein kunstvoll gearbeiteter Briefbeschwerer, ein Pferdehuf aus Horn mit einem Hufeisen beschlagen, das ein Gaul irgendeines Leutnants verloren hat. — Diese Type strebt natürlich das gesucht Mannhafte auch in der Handschrift zum Ausdruck zu bringen. Betrachte z. B. das Klischee Fig. 390. Sieht man es diesen Zeichen nicht an, wie sehr sich die Schreiberin Mühe gab, stark zu erscheinen? Die steile Lage ist nur Manier; bei der vorhandenen Unruhe, die leicht zu erkennen ist, drängt sich gleich der Gedanke auf, daß diese Lage nicht die natürliche sei. An der durchgehends sich gleichbleibenden Breite der Grundstriche, die nicht eine Folge der Federhaltung ist, erkennt man ferner, daß auch der Wille nicht besonders stark, wenigstens nicht so stark ist, wie ein Laie ohne Berücksichtigung des früher Gesagten annehmen würde. Die Besitzerin dieser Handschrift schrieb uns einst: „Bin ich ein Herr oder eine Dame?" Der Brief enthielt eine weitere Bitte um Beurteilung in einer gewöhnlichen Frauenhand geschrieben, anscheinend — nach dem Namen zu urteilen — von einer Verwandten herrührend. Wir waren nun keineswegs im Zweifel, daß beide Schriften Damen zur Urheberin hatten, und da wir die Geneigtheit zu losen Streichen gemäß der Schrift voraussetzen konnten (es fand sich mehrfach auch der bekannte schräg gestellte t-Strich vor), so vermochten wir bald zu antworten: „Beide Schriften rühren von einer Dame her." Das Wort „Wohlgeboren", Klischee Fig. 391, ist der Schrift einer in der höheren Sportswelt wohlbekannten Dame entnommen. Hier erkennt man namentlich die Gleichgültigkeit gegen das Konventionelle, indem die Buchstaben sowohl in ihren Verhältnissen wie auch in ihren Formen jeder Vorschrift Hohn sprechen. Außerdem streift diese Handschrift schon bedeutend die sorglose, unüberlegte Lebensart; läge sie um noch einige Grade schräger, so würde die Diagnose unbedingt auf Verschwendung lauten (weit auseinandergezogene große Schrift bei schräger Lage).

Fig. 391.

Wir kommen nun zu einer Spezies, die der Herrenwelt nur zu gut bekannt ist — der Koketten nämlich. Da wir uns in einem öffentlichen Gartenlokal befinden, so müssen wir dich schon bitten, verehrter Begleiter, deine Wohlerzogenheit in bestem Licht zu zeigen, denn bedenke, wie viel forschende Augen auf uns gerichtet sind, und nun gar die gefährlichen einer Koketten! Darum, Verehrtester, verberge nicht boshaft deine Rechte und erwecke nicht Hoffnungen, die zu erfüllen du nicht in der Lage bist. — —

Und nun betrachte — aber bitte nur verstohlen — jenes Dämchen mit der Sylphentaille: ein Zugartikel in doppeltem Sinn. Das von einer hübsch „gezeichneten" Augenbraue überdachte dunkle Auge dient weniger zum Sehen als zum Gesehenwerden; es blitzt stets aus einer Ecke hervor, und sicherlich ist der Besitzerin das Geradeaussehen bereits unmöglich geworden. Sieh auch den „reismehlfarbigen" Teint und die leicht „zinnobergeröteten" Wangen: „Du sahst noch nie

so meisterhaft gemaltes Abendrot.“ So siehst du sie hier in Gesellschaft, aber nun stelle sie dir vor ohne diese, zu Hause in ihrer Familie. Liegt sie nicht mißmutig auf dem Sofa hingestreckt, in Formverhältnissen, die wesentlich von den geschauten abweichen, so triffst du sie jedenfalls am Fenster, denn irgend ein „Er“ könnte ja, natürlich ihretwegen, die Straße passieren. Oder sie

Fig. 392.

Fig. 393.

schreibt die allerliebsten rosafarbenen Billetchen — du kennst sie wahrscheinlich, Verehrtester! Und ihre Handschrift? Sie muß nicht gerade so sein wie die Probe Fig. 392 zeigt, wovon wir übrigens bereits einen größeren Abschnitt gebracht haben (Fig. 105, S. 82). Denn die Koketterie tritt sehr verschieden in Erscheinung. Immer aber kennzeichnet sie sich durch mehr oder weniger aufdringliches Verheißen — und späteres Versagen. Alle die Eigentümlichkeiten, die Affektation (gekünstelte Formen, plötzliche, auffallende Druckstellen, gezierte Schleifen) anzeigen, bezeugen einen mehr oder minder starken Grad von Koketterie. Betrachten wir nun die Schriftprobe Fig. 393, so fallen uns sofort jene Druckstellen der Affektation auf, wie sie ähnlich im Klischee Fig. 392 auch vorhanden sind. Diese hin und wieder auftretenden Anschwellungen verraten den Drang oder das Bestreben aufzufallen, sofern sie nicht pathologischen Ursprungs sind. Gesellt sich dazu noch eine gesuchte Buchstabenform (siehe J in Fig. 392) oder aus mehreren Teilen zusammengesetzte Großbuchstaben (siehe Fig. 394) oder endlich der bekannte Heuchlerduktus, so kann man immer auf ausgesprochene Affektation schließen.

Fig. 394.

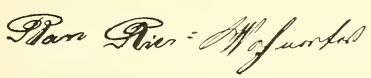


Fig. 395.

Fig. 396.

Die Koketterie ist besonders dann vorhanden, wenn die beschriebenen Verdickungen in geschlängelter Form (Selbstgefallen, Eitelkeit) verbunden mit Selbstsucht (die zurückgebogenen Haken am u-Zeichen und r im Klischee Fig. 392) auftreten. Daß überdies eine leichte, langgestreckte, dünne Handschrift (wenig Willenskraft, Oberflächlichkeit) den besten Boden für die Entwicklung jener Eigenschaft abgibt, dürfte ohne weiteres einleuchten. Auch das starke Geschlecht weist affektierte Schwächlinge auf, wie man in der Reproduktion Fig. 396 sieht. Es sind harmlose Seelen zumeist, die nur bemerkt sein wollen; sie sind schon zufrieden, wenn nur, veranlaßt durch die gesuchte, laute, gewählte oder frivole Sprache, der eine den andern fragt: „Was war denn das für ein Herr? Wer war denn das?“ Die Verzierung am G verrät Eitelkeit, Prätension. Natürlich zeigt sich dieses Anhängsel überall da, wo die Form des Buchstabens deren Anbringung gestattet, so in Fig. 395.

Eine andere hierher gehörende Spezies ist die Prätentiöse, die Anmaßende, eine unerquickliche Erscheinung in der Gesellschaft. Sie läßt dich stets merken, wie sehr sich eigentlich die Gesellschaft durch ihre Anwesenheit geehrt fühlen müßte, da sie ja aus ganz anderem Holz geschnitzt als all die andern. Dergleichen wenigstens bildet sie sich ein. Diese Personen machen das „Ich danke dir, daß ich nicht bin, wie diese da“ zur Grundlage ihres Benehmens, und daher kommt ihre Sucht zu noblen Bekanntschaften, mit denen sie gern renommieren.

Das Wort „Pelz“, Fig. 397, rührt zwar nicht von einem weiblichen, sondern von einem männlichen Individuum her, von einem Hausknecht, der sich auf seine Dienste bei einem

Bischof erstaunlich viel zu gute tut. Er spielte auch gern selbst den „geistlichen Herrn". Diese Pseudo-Distinguiertheit ergänzt übrigens die Fiorituren noch durch einen Namenszug, der eine unterstreichende (Namensstolz) Tendenz hat. Ferner findet man in diesen Schriften häufig breitgeschriebene große Buchstaben, die an und für sich gemäß unseren früheren Ausführungen Unverfrorenheit anzeigen und insbesondere Stolz, der durch den erhöhten ersten Fuß der Großbuchstaben angezeigt wird. Endlich gibt es einen Schriftduktus, der die „Großspurigkeit" dartut (Fig. 398), und der sich durch langgezogene dicke Buchstaben charakterisiert. — Fig. 35, S. 31 veranschaulicht das selbe.

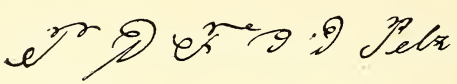


Fig. 397.

Fig. 398.

Bemerkst du dort die junge Dame von starker, großer Statur, die so gelangweilt aussieht, als ob nichts sie interessiere? Das ist die Phlegmatische, die Bequeme, aber sie ist „unter der Nase gut zu Fuß", wie man in Westfalen von jemand sagt, der den materiellen Genüssen gar zu sehr zuspricht.

Gib acht, wie sie sich erhebt, und mit welch schneckenhafter Behendigkeit sie den Sonnenschirm ergreift, d. h. in — die — Hand — nimmt und die andere Hand in die gewohnte, ihr einzig mögliche Lage bringt. So, das wäre geschehen.

Die Phlegmatische kann tätig sein, doch kommt sie nicht vom Fleck. „Langsam, aber sicher" ist ihr Wahlspruch. Die Träge aber, die nicht gerade phlegmatisch zu sein braucht, mag sich durchaus nicht anstrengen. Ihre rege Phantasie und die geringe Willenstätigkeit verleiten sie leicht zum Träumen. „Unter Bäumen süßes Träumen", dazu den Originalroman des Intelligenz- und Leseblättchens, eine geplatzte Naht und lässig geordnetes Haar, so präsentiert sie sich in „unvorhergesehenen Zwischenfällen".

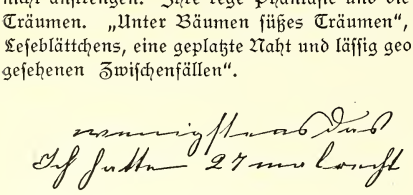


Fig. 399.

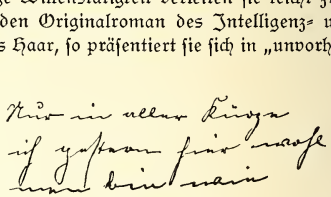


Fig. 400.

Willst du ein Mädchen ernsthaft freien, so überrasche sie einmal in ihrer Häuslichkeit bei der Arbeit — und du wirst sie besser kennen, als wenn du sie hundertmal im entzückendsten Walzer gedreht und ihr den obligaten „Erkundigungsbesuch" gemacht hättest. Du aber, verehrter Junggeselle, der du vielleicht im Begriffe stehst, deine dir sehr „teure" Freiheit bei den Klängen des Hochzeitsmarsches zu Grabe zu tragen, und der du mit uns der Meinung bist, daß Phlegma und Faulheit nicht zu den begehrenswertesten weiblichen Eigenschaften gehören — so —

Fig. 399 zeigt die Handschrift der Phlegmatischen. Beachte das Ungelenke und Steife in der Schrift; selbst die Grundstriche zeigen Unsicherheit! Auch die steile und wechselnde Lage ist von Bedeutung, denn wir erkennen daran ein nüchternes, ruhiges Gemüt, das nicht so leicht in Aufregung gerät. Die schräge Lage ist hier nicht die Folge von Launenhaftigkeit, sondern das Produkt der Bequemlichkeit. Auch die Probe Fig. 400 veranschaulicht die Schrift einer Trägen. Sie zeigt, wie man sieht, unverkennbare Verwandtschaft mit Fig. 399. Aber sie charakterisiert sich

durch ungemein geringe Willenskraft. Die Feder hat sich während des Schreibens nirgendwo gespaltet; daher scheint die Schrift gleichmäßig drucklos. Der Fleiß aber kennzeichnet sich durch fortgesetzte Betätigung des Willens. Eine Schrift, in der alle Grundstriche oder Druckstellen gleichmäßig betont sind, gehört, wie der Leser bereits weiß, einer tätigen Person an. Das Prädikat „fleißig" kann man ihr erst dann erteilen, wenn die Schrift nicht zu langsam, sondern lebhaft ist. Daß im übrigen auch gelegentlich vielfach solche Personen fleißig zu nennen sind, die nicht die bezeichnete Schrift haben, abgesehen von den Merkmalen, die früher bereits angegeben wurden, leuchtet ein, wenn man berücksichtigt, daß äußere Umstände oder Begeisterung für eine Sache den Trägen aufrütteln können. —

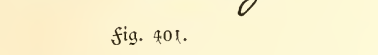


Fig. 401.

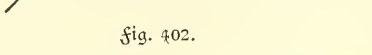


Fig. 402.

Stelle dir vor, verehrtester Kleinstadtbewohner, es ist Sonntag, und du willst mit Weib und Kind hinaus ins Grüne. Der Zug fährt in einer halben Stunde. Bis dahin, meint deine Frau sei sie längst fertig. Sie erscheint zehn Minuten vor Abgang des Zuges, der letzten Fahrgelegenheit „Nur noch den Schleier und die Armbänder, lieber Karl." Du bist sogleich behilflich, aber erst hole den Schleier! Da ist er; du bindest, doch die abscheuliche Hutnadel hindert. „Immer dieselbe Geschichte! Wenn wir nur einmal ..." Endlich! Jetzt die Armbänder! Aber welche? „Was meinst du, lieber Karl?" „Noch drei Minuten, hoffentlich hat der Zug Verspätung!" Natürlich sind diese infamen „Verdrußbänder" wieder „durcheinander". Du zerrst und sie dito, und obwohl

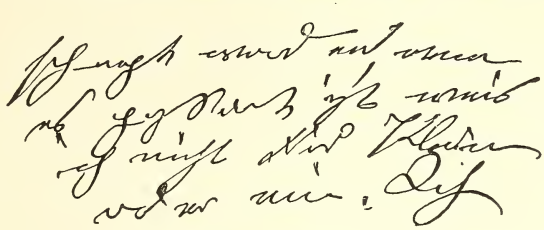


Fig. 403.

ihr beide an einem Strang zieht, will es doch nicht „klappen". Dazu hat dein zweijähriges Gretchen ihr Sonnenschirmchen bereits aufgespannt, und sie fuchtelt dir damit im Rücken herum, indem sie einen Rockzipfel erfaßt und immerfort drängt: „Tomm, Papa, tomm, Mama!" Endlich sind die Verdrußbänder in Ordnung. Erleichtert atmest du auf. „Aber, Karl, es hat ja noch nicht „geknippst"! — —

Die Umständlichkeit erkennt man an den überflüssigen Schnörkeln zu Anfang der ersten Buchstaben, wie wir im Klischee Fig. 401 sehen und bereits in einem früheren Kapitel kennen gelernt haben. Solch umständliche Buchstaben findet man bei allen Personen, die in jeder Weise weitschweifig sind, während Anfangsbuchstaben ohne jeden Schnörkel, wie in Fig. 402 vorgeführt, nur solchen Leuten eigen sind, die allein den Kern einer Sache vor Augen haben und daher manchmal die für das Verständnis notwendigen Nebensachen gänzlich außer acht lassen, wie es bereits gesagt wurde.

Hier erblickst du eine Dame, die kein Verständnis besitzt für die sogenannte Dienstmädchen-Frage und Plage; denn, wie sie überall mit Stolz erzählt, trifft sie es immer gut. Das eine hatte

sie sechs, das andere acht Jahre bis zu seiner Verheiratung usw., und alle waren sie sauber und fleißig, hatten überhaupt nicht die Untugenden, worüber manche Hausfrauen stets klagen. Du wunderst dich, verehrte Leserin, und langsam forschend schweift dein Blick von der Gestalt der treffsicheren Dame in Gedanken durch die Räume, die sie bewohnt, vom Spiegel zum Fußboden, von den Vorhängen bis zum Teppich, und jetzt lächelst du verständnisinnig — und weißt alles! Ja, gnädige Frau: wie die Hausfrau so die Magd. — Die Schlampige kann sich in ihrer Handschrift nicht leicht verbergen. Wie sie sich zeigt im Hauswesen, in der Kleidung, genau so zeigt sie sich auch in ihrer Handschrift; unsauber, unakkurat ist auch die Schrift. Namentlich sind es die ungleichen Ränder und Zeilen, die den Mangel an Ordnungssinn und Sauberkeit verraten. Aber auch die Direktionslosigkeit der ganzen Schrift zeugt von Gleichgültigkeit gegen Ordnung und Reinlichkeit. Bei solchen werden die Dienstmädchen verwöhnt und sie können nichts von ihnen lernen. —

Bemerkst du die hagere Dame mit dem stechenden Blick, die so aufmerksam der Erzählung ihrer Tischgenossinnen zuhört? Eben macht sie eine Bemerkung, und die ganze Gesellschaft bricht in Lachen aus. Es ist die Boshafte, ein Gemisch aus Selbstsucht, Herzlosigkeit und — Witz. Wehe dem, der ihren Zorn erregte, sie wird ihn peinigen bis aufs Blut mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen: Verdächtigung, Verleumdung, Spott und wie sie sonst heißen mögen. Die Boshafte besitzt keinen Freund, keine Freundin. Doch die Klugheit gebietet geselligen Verkehr, denn „wer uns als Freund nicht nützen kann, kann uns als Feind viel schaden". Die Schriftprobe Fig. 404 rührt von der Hand eines solchen Wesens her. Die kleine Schrift bezeichnet an und für sich schon eine kleinliche, übelnehmende, schwer zu behandelnde Person. Fast alle kleinen Buchstaben sind spitz; diejenigen, die gerundet erscheinen, bedeuten hier eine Eigenschaft, auf die wir weiter unten werden zu sprechen kommen. Die u-Zeichen verkünden den Egoismus, und die Schlußstriche am h haben dieselbe Tendenz wie die t-Striche in ert und trafe, die von der selben Person herrühren; ihre Bedeutung, Hang zum Schikanieren, kennt der Leser bereits. Finden sich die spitzen, schräg angesetzten Striche in einer runden, weichen Schrift, so haben wir die Spottlust in milderer Form vor uns. Sind diese spitzen Striche nicht schräg, sondern horizontal gestellt, so dürfen wir auf Satire, (in nicht zu runder Schrift) auf eine „spitze Zunge" schließen. —

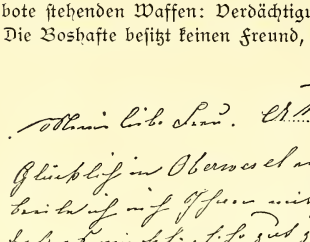


Fig. 404.

Im Gegensatz zur Boshaften wollen wir uns nun der Handschrift einer Liebenswürdigen zuwenden. Die wahre Liebenswürdigkeit kann nur solchen Leuten eigen sein, die von Natur wohlwollend und gutherzig, mit einem Wort so sind, daß sie eben dieser Eigenschaften wegen jedem gleich gefällig und liebenswürdig entgegenkommen. Es ist also notwendig, daß eine Handschrift viel Kurven enthalten müsse, soll die echte Liebenswürdigkeit darin gefunden werden. Daß aber die Damen, insbesondere die jungen, nicht alle diese Kurven lieben, daß sie im Gegenteil meist eckig und scharf schreiben, dürfte allgemein bekannt sein.

Natürlich ist nicht jede runde Schrift der Ausdruck der Liebenswürdigkeit. Man bedenke, daß gerade die gutmütigen Leute oft eine rauhe Außenseite zeigen, gleichsam als ob sie instinktiv ihrer zu großen Gutherzigkeit einen Damm entgegensetzten! Aber nur die runde Schrift ist der Boden, auf dem die wahre Liebenswürdigkeit gedeihen kann. Es gibt auch eine Talmiliebenswürdigkeit, die mit der sogenannten Wohlanständigkeit einhergeht, einer Eigenschaft, die das Gemüt nicht berührt, und die häufig dort sich einstellt, wo es eine faule Moralität zu verdecken gilt. Es gibt Leute, die stets die Liebenswürdigen, Humanen, Patriotischen spielen, und die, sieht man

hinter die Kulissen, sich als grobe Schlinge entpuppen. Das aber verträgt sich mit der Talmiliebenswürdigkeit. Der Mann von Charakter, sagt Börne, ist selten liebenswürdig.

Das Klischee Fig. 405 vergegenwärtigt die Schrift einer ungemein liebenswürdigen Dame. Die Handschrift ist nicht sehr rund, wie man sieht, aber sie enthält zwei Kurven: eine zu Anfang und eine zu Ende des Wortes. Diese Kurven sind die Anzeichen. Nicht immer treten beide zugleich auf, denn andere Eigenschaften können ihr den Platz streitig machen. Man hat sie in solchen Fällen anderwärts zu suchen, besonders in den großen Buchstaben.

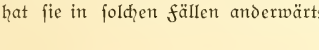


Fig. 405.

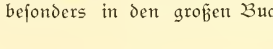


Fig. 406.

Das zweite D in Nr. 406 namentlich kennzeichnet den verbindlichen, glatten, höflichen Salonmenschen, der für jeden eine Phrase oder ein Kompliment zu sagen weiß. Lavater hat die Beobachtung gemacht, daß die die Augen dieser Höflichen umgebende Haut in Momenten der Betätigung ihrer falschen Liebenswürdigkeit sich in unendlich viele kleine Falten legt.

Wir gelangen nunmehr zur Klatschsucht, die hier in unserem kleinen Ort stark grassiert. Zuvor aber müssen die Zeichen der Gesprächigkeit mit einigen Worten skizziert werden. Die harmlos Gesprächige besitzt zumeist auch bedeutende Lebhaftigkeit. Sie ist selten das,

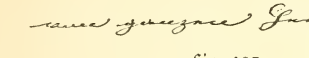


Fig. 407.

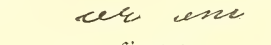


Fig. 408.

was man „klug" und vorsichtig nennt, ebenso selten aber auch ist sie wirklich boshaft. Sie benimmt sich meist aufdringlich intim, und schon in der ersten halben Stunde des Zusammenseins mit ihr hat sie dir die Kenntnis ihrer ganzen Verwandtschaft nach Alter, Beruf, Vor- und Zunamen aufgedrängt. Das immerwährende Bedürfnis, zu sprechen macht sie naturgemäß auch neugierig. Aus diesem Grunde liebt sie außer Besuch im allgemeinen den Kirchenbesuch, einen Besuch, den ihr Mann nicht wohl verbieten kann. Und hier ist wohl auch das Wort entstanden: „Wenn Frauen auseinandergehn, so bleiben sie noch lange stehn." Wie intensiv die Neugierde mitunter auftreten kann, beweisen die Anklagen wegen Verletzung des Briefgeheimnisses.

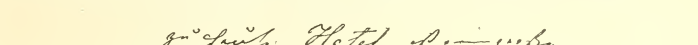


Fig. 409.

Die Neugierde erkennt man an der unregelmäßigen Lage, der Stellung der Grundstriche in den kleinen m, n, u, r usw., wie die Schriftprobe Fig. 407 deutlich zu erkennen gibt. Insbesondere sind es die nach rechts leicht umgebogenen Grundstriche, die uns die Neugierde verraten. Übrigens sind die Neugierigen auch im allgemeinen liebenswürdig (die runde Schrift!) Treten zu jenen Zeichen gewaltsam zu einem offenen o umgestaltete u oder n hinzu, einerlei, ob die Schrift sonst eckig oder rund ist (siehe in Fig. 407 die beiden Schlußn und die u im Klischee 408), so haben wir die Geschwätzigkeit. Die Schrift Fig. 408 ist besonders geeignet, diese Eigenschaft in ihrer reinsten Blüte zur Anschauung zu bringen.

Zur Ergänzung fügen wir noch eine Schriftprobe bei, die von einer Boshaft-Geschwätzigen, also von einer wirklichen „Stadttrasch" herrührt (Fig. 409). Hier fällt sofort die Schikane

und vor allem die Hinterlist, außer dem „geschwätzigen“ u, in die Augen. Die Versteckheit geht aus dem Wort „ein“ hervor, da fast alle Buchstaben darin zu einem bloßen Strich deformiert (fadenförmig) sind. — Es gibt eine Art Schwatzhaftigkeit, die einer krankhaften Phantasie und der zu großen Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke entspricht. Lombroso in seinem Werk „Genie und Irrsinn“ zählt diese Leute zu den intellektuellen Narren, „die oft nicht imstande sind, den eigenen Redefluß ins Stocken zu bringen, und ohne logische Gedankenverbindung reden und fast immer zu Schlüssen gelangen, die dem widersprechen, was sie sich vorgenommen hatten auszudrücken.“ Die nachfolgende Schriftprobe zeigt diese Konfusion in auffälliger Weise So konfus wie das Schriftbild, ist auch die Person. —

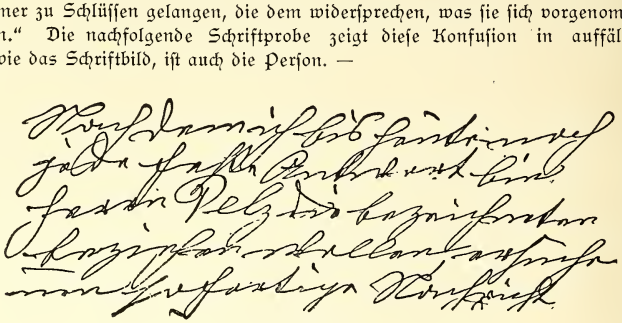


Fig. 410.

Wir wollen nun das gastliche Lokal verlassen, doch unterwegs uns noch über das unerschöpfliche Thema Weib unterhalten. Es gibt Leute, die behaupten, es gäbe nur drei Kategorien von Frauen. Die eine sage: „Ich habe nichts anzuziehen,“ die andere: „Ich komme nirgendwo hin“, und die dritte: „Ich werde nicht verstanden.“ — Noch ärgere Spötter gibt es. Und wenn wir ihre Aussprüche bekannt geben, so wollen wir doch gleich erwähnen, daß wir selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt sind, wirklich nicht! Also: „Der Mann ist ein Geschöpf von eisernen Gewohnheiten, die Frau paßt sich den Umständen an. — Ein Mann versucht nicht eher einen Nagel einzuschlagen, als bis er einen Hammer hat. Eine Frau zögert nicht, eine Feuerzange, den Hacken ihres Schuhes oder den Rücken der Bürste zu nehmen. — Der Mann hält es für durchaus nötig, einen Korkzieher zu haben, um eine Flasche aufzuziehen. Die Frau versucht den Kork mit der Schere, dem Messer oder einem Schuhknöpfer herauszuholen. Kommt er nicht heraus, so wird er hineingestoßen, denn die Hauptsache ist ja schließlich, daß man aus der Flasche herauskriegt, was drin ist. — Für den Mann ist ein Rasiermesser nur zu einem Zwecke da. Die Frau hat von seiner Verwendbarkeit eine höhere Meinung. Sie gebraucht es, um Bleistifte und Hühneraugen damit zu schneiden, und dieser heimliche Mißbrauch veranlaßt natürlich den Herrn Gemahl, auf die Rasiermesser und ihre Fabrikanten zu schimpfen. — Wenn ein Mann schreibt, muß alles sich diesem Umstande anpassen. Feder, Tinte und Papier müssen genau „so oder so“ sein, und die Familie wird in den Bann des Stillschweigens getan. Die Frau sucht sich irgendein unbeschriebenes Papier, ein loses Schreibbuchblatt oder die Rückseite eines alten Kuverts. Sie spitzt den Bleistift mit der Schere, legt das Papier auf einen alten Atlas, zieht einen Fuß unter, schaukelt mit dem Stuhle hin und her und bringt unter periodischem Saugen an Halter und Bleistift ihre Gedanken zu Papier. Es stört sie weiter nicht, daß die Kinder zu laut das Einmaleins hersagen oder krampfhaft Tonleitern üben, und daß die Köchin sie ab und zu um das Herausgeben von Wirtschaftssachen angeht. — Er schilt und zankt, wenn das Löschblatt nicht zur Hand ist. Sie bläst die Tinte mit dem Munde trocken, schwingt das Papier in der Luft hin und her oder hält es an das Lampenglas, bis es braun anläuft und nach Brand riecht. — Er macht die Tinte, wenn sie zu dick oder zu dünn ist, so schlecht, daß die Feder sich sträuben würde, es niederzuschreiben. Sie kratzt mit Gleichmut

aus den Ecken und von unten glücklich so viel zusammen, daß die Feder in Fluß kommt und die Epistel mit „Geduld und Spucke“ zu Ende geführt werden kann. — Der Mann steckt einen Brief ohne Bedenken in den Briefkasten. Die Frau liest erst noch einmal die Adresse durch, dann sieht sie zu, ob der Verschluß auch sicher ist, und läßt ihn endlich mit „Nachdruck“ in die Öffnung hinuntergleiten. — Eine Frau hält die Stücke eines zerbrochenen Gegenstandes noch oft mit Wehmut aneinander. Der Mann legt sie beiseite und vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. — Die Frau liest vor dem Anfang eines Buches das Ende und fängt ein Notizbuch stets an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit an. Der Mann geht in beiden Fällen nach der Reihenfolge. — Der Brief eines Mannes endigt mit der Unterschrift, ein weiblicher mit dem Postskriptum. — —“

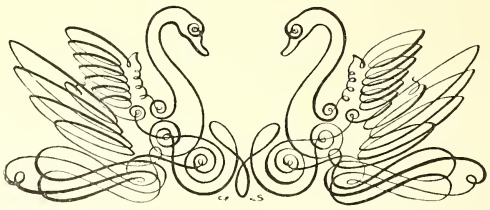
Um nun zum Schluß vom Scherz zum Ernst zurückzukehren, wollen wir noch kurz die Ansicht Lombrosos über die Inferiorität des Weibes hören. Nach seiner Behauptung gibt es unter den Frauen wohl Talente, aber niemals Genies. Selbst in Zeiten und Verhältnissen, wo sie den Männern sozial fast gleich standen, wie in der französischen Aristokratie des 18. Jahrhunderts, hätten sie kein Genie zutage gefördert. „Ich bin überzeugt,“ sagt Lombroso, „daß es kaum so viele Hunderte von Männern als Tausende von Frauen gibt, die Klavier spielen. Und doch findet man unter den Frauen sehr wenig musikalische Genies, obgleich es auf diesem Gebiete weder ein durch die Natur des Weibes bedingtes, noch durch die sozialen Verhältnisse geschaffenes Hindernis gibt, das dieses Phänomen erklären könnte. Die Anzahl der Frauen, die malen, übersteigt z. B. in Nordamerika bei weitem die Anzahl der Maler, und die Zahl der weiblichen Ärzte hat dort die Ziffer 3000 erreicht. Die Statistik lehrt, daß es in Frankreich fast ebenso viele Lehrerinnen wie Lehrer gab. Wo sind die Frauen, die, mit Ausnahme von wenigen, die wie Mme. Kowalewski, Rosa Bonheur, di Cattani aus dem Meere der Mittelmäßigkeit emporragen, auf dem Gebiete der Malerei, der Medizin oder im Lehrfache neue Ideen gebracht oder große Erfindungen gemacht haben? (In Paris! Denken Sie an Frau Curie. D. V.) — Bei allen Wirbeltieren ist das Weibchen in Bezug auf Intelligenz dem Männchen untergeordnet. Bei den Singvögeln ist der Gesang das Privilegium der Männchen. Darwin hat beobachtet, daß bei den Affen die Männchen weit mehr entwickeltes musikalisches Gefühl besitzen als die Weibchen. Bei gewissen Insekten, wie beispielsweise bei den Ameisen und Bienen, entwickelt sich die Superiorität des Weibchens gewissermaßen auf Unkosten des Geschlechts, das heißt, die Königin bei den Bienen hört auf, Weibchen zu sein. — Ein anderer Grund für den Mangel an Genie bei den Frauen liegt darin, daß sie ihrem Charakter und Wesen nach Feinde aller Neuerungen sind, während das Genie sich gerade in der Kraft des Erfindens erweist. Die Frauen lieben das Neue nicht, sie bewahren noch lange Glauben und Gebräuche, die bei den Männern längst aus der Gewohnheit gekommen sind. Schon Spencer hat bemerkt, daß die Frau höchst selten bestehende Dinge kritisiert. In der Politik ist sie konservativ. Endlich besitzt sie ein sehr ausgebildetes Nachahmungstalent. Dieses entwickelt sich aber bei einem Individuum nur auf Kosten seiner Originalität — die eben das Genie ausmacht. Es gehört also zum Lose der Frauen, weniger feine Sinne und einen weniger lebhaften Verstand zu besitzen. Die Natur hat ihnen anderweitige, reiche Entschädigungen verliehen. Ferri findet, daß die Mutterschaft bei der Frau alle übrige Tätigkeit absorbiert. Und wenn man ernstlich an die moralische und physische Größe dieses Aktes denkt, an das seelische und organische Opfer, das den Frauen auferlegt ist, wird man einsehen und zugeben müssen, daß die Mutterschaft die Grundlage für die Gestaltung des Weibes in psycho-physiologischer Beziehung bildet, wofür auch die anatomische Beschaffenheit in gewisser Beziehung spricht. Eben die Mutterschaft ist es, in der der Grund für die geringere geistige Regsamkeit der Frauen zu suchen ist. Denn ihrem Organismus, der so viel an Lebenskraft für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts opfern und aufwenden muß, bleibt nicht genug, um sie den Grad der Entwicklung an Nerven und Muskeln erreichen zu lassen, der die geistige und körperliche Überlegenheit des Mannes mit sich bringt. Aus allen diesen Gründen findet man das Genie nur sehr selten bei Frauen; und wenn man es findet, so ist es weit weniger groß als bei den Männern. Man könnte an Mary Sommerville in

Bezug auf die Naturwissenschaften, an G. Eliot, Georges Sand, Frau v. Stael hinsichtlich der der Literatur und an Rosa Bonheur und die Lebrun in bezug auf die Kunst erinnern. Aber selbst diese haben nicht entfernt das erreicht, was Michel Angelo, Newton und Shakespeare geleistet haben." — Am Schlusse seiner Studie gesteht Lombroso den Frauen wenigstens eine Reihe mildernder Umstände zu. Er erkennt an, daß sich die Frauen in der Politik infolge ihres angeborenen Taktes und ihrer Feinheit auszeichnen können, und räumt bei Besprechung der Lehrbefähigung ein, daß sich die Frauen besser zum Lehrfache eignen als die Männer. „Dem Manne an Grazie und anderen natürlichen Gaben, die sie auf bewunderungswürdige Weise zu vervielfältigen weiß, überlegen, schafft sich die Frau eine Art von mundus muliebris, eine weibliche Welt der Anmut und des guten Geschmackes, in der sie als unbeschränkte Herrin regiert."

Schlußwort.

Wenn du nun, verehrter Leser, und du, schöne Leserin, bestrebt warst, mit heißem Bemühen der Handschrift ihre Geheimnisse zu entreißen, so möchten wir dich zum Abschied bitten (in der Annahme, daß du wirklich etwas gelernt hast), deine ersten Versuche in der Beurteilung von Handschriften nicht an ungeeigneten Objekten zu machen. Als in diesem Sinne ungeeignet betrachten wir deine eigenen Angehörigen und dann deine Freunde und Bekannten. Du sollst nicht mit ausgestrecktem Zeigefinger diesem oder jenem ins Gesicht sagen: „Siehst du! Ich hab's ja immer gesagt; hier steht es schwarz auf weiß: du bist der größte Krakehler des Jahrhunderts; du schreibst genau so, wie hier steht." Denn erstens schreibt keiner von denen, die du kennst, „genau so, wie dort steht", und zweitens kannst du dich als Anfänger doch auch sehr leicht irren. Das fiele dann uns und unserer guten Sache zur Last. Wir raten dir und allen, die für die Schriftkunde Interesse besitzen, sich zunächst so viel Handschriften wie nur möglich zu beschaffen, *von Leuten, die man ihrem Charakter nach genau zu kennen glaubt.* Diese Schriften gehe man dann an Hand des Buches Schritt für Schritt durch. Nur auf solche Weise lernt man unsere Prinzipien richtig anwenden.

Glaubst du später, deinem innern Drang nicht widerstehen zu können und deine Kunst unbedingt an einem Versuchsobjekt zeigen zu müssen, so wähle dazu die Handschrift — des Verfassers. Sie ist ja genugsam in diesen Blättern vertreten. Es wird ihm ein besonderes Vergnügen sein, dein frisch erworbenes Wissen kennen zu lernen. Bedenke aber, daß gründliches Wissen Mühe macht und wie edles Erz aus der Tiefe geschürft werden muß. So schließen wir denn mit dem alten, schönen Bergmannsgruß: *Glück auf!*



M. Walther
Altenb. Nordhalm

Register.

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Abneigungsvermögen 33, 40, 41, 42, 43.
Abschließung 92, 96, 157.
Abwehr, Ablehnung 136.
Abwendung 40, 41, 136.
Affekt, Affektation 56, 57, 82, 83, 127, 186.
Aktive Willenskraft 87.
Alter 91.
Altersangabe 151.
Ängstlichkeit 160.
Anlagen 170.
Anmaßung 117.
Anpassungsvermögen 137.
Anspruchslosigkeit 53, 158, 159.
Apoplektiker 199.
Aristokratie 49.
Arroganz 137.
Asthmatiker 190, 195.
Ataxie 187.
Aufgeregtheit 44.
Ausdauer 44, 139.
Äußerlichkeit 58, 156.
Bedenklichkeit 50.
Bedrücktheit 42, 98.
Befangenheit 50.
Begabung 170 ff.
Beharrungsvermögen 33, 139, 140.
Beherrschungsvermögen 33, 129.
Beobachtungssinn 51.
Berechnung 46.
Beruf 91, 167 ff.
Berufsschriften 107 ff, 161.
Bescheidenheit 29, 53, 152, 158, 160, 185.
Besitzliebe 32, 105.
Besitzsinn 67, 69, 70, 71, 72, 73.
Besonnenheit 99.
Betrüger 205 ff.
Beweglichkeit 95.
Bewegtheit 176 ff.
Bildung 170 ff.
Bissigkeit 141.
Bizarrerie 17.
Blutarmut 188.
Bosheit 142.
Charaktertypen, männliche 260—265.
Charaktertypen, weibliche 266—274.
Depression 46.
Diebe 103, 213.
Dienstmädchentypen 252—259.
Diplomatie 139.
Disziplin 32.
Dispositionsgabe 65.
Dominierendes Wesen 153.
Doppelgänger 217.
Dreistigkeit 60, 61.
Dysgraphie 195, 198.
Effekthascherei 83.
Egoismus 45, 92, 105, 109 ff., 135 ff.
Ehrgefühl 118.
Ehrgeiz 83.
Eifer 120. 153 ff.
Eigenbrödelei 157.
Eigensinn 93.
Eile 95, 158.
Einbildungskraft 107 ff., 114, 116, 118, 134 155.
Eindrucksfähigkeit 46.
Einfachheit 132, 153, 158 ff.
Einfältigkeit 93.
Einsamkeit 54.
Eitelkeit 46, 60, 92, 107, 127, 134, 153, 156 157.
Empfänglichkeit 79.
Empfindlichkeit 99.
Empfindungsfähigkeit 183.
Energie 76, 83, 87, 153, 160.
Engherzigkeit 32.
Enttäuschung 42, 46.
Entwicklungsstörungen 186.
Epilepsie 198, 199.
Erkenntnisdrang 159
Erkrankungen 185.
Erschöpfung 37.
Erwerbssinn 105.
Extravaganz 17.

Fähigkeiten 170 ff.
Fälscher 213 ff.
Feingefühl 54, 160.
Festigkeit 92.
Finesse 139.
Fleiß 80.
Formale Bildung 171 ff.
Formenbildung 184.
Formenreichtum 176 ff.
Formlosigkeit 183.
Frechheit 117, 160.
Freimut 138.
Freundlichkeit 137.
Fuß- und Mundschrift 12, 157.
Galligkeit 141 ff.
Gedrücktheit 136.
Geduld 94,
Geistesklarheit 31.
Geisteskrankheit 185, 194.
Geistige Interessen 64, 73.
Geistige Tätigkeit 64.
Geistigkeit 63 ff.
Geiz 73, 136.
Geldstolz 117.
Gemütlichkeit 160.
Generosität 70, 155.
Genie 173 ff.
Genügsamkeit 74.
Genußfähigkeit 82.
Genußliebe 76, 77, 81.
Geschäftsgeist 157.
Geschlecht 91.
Geschmack 30, 160.
Gesprächigkeit 154.
Gespreiztheit 60.
Gewandtheit 11, 241.
Geziertes Wesen 18, 21, 105.
Giftmörder 210.
Großartigkeit 49.
Größenwahn 197.
Grübelei 46.
Haarfarben 90, 91.
Habsucht 74, 136.
Hagerkeit 90.
Handelsgeist 105, 157.
Hang zum Dominieren 113.
Härte 93.
Hast 120.
Haustyrannei 62.
Heiterkeit 134.
Herrschlust 62.
Herzstörungen 195.
Heuchelei 97, 104, 129.
Hochstapelei 202, 209.
Hoffnungsfreudigkeit 160.
Höflichkeit 137.
Humor 264, 265.
Hypnose 7, 8.
Hysterie 18, 21, 44, 66, 100, 193, 198.
Idealistische Geistesrichtung 106.
Idioten 199.
Impulsivität 46, 155.
Initiative 153, 154.
Irrsinn 197 ff.
Kalligraphische Schrift 16.
Kaltblütigkeit 81.
Kaufmännische Assoziierung 251.
Kaufmannstypen 239—252.
Keckheit 160.
Kleinlichkeit 32, 135.
Klugheit 45.
Koketterie 82.
Komiker 123.
Konfusion 44.
Kopfschrift 11.
Konservativismus 139.
Konzentration 161.
Korpulenz 90.
Kritikvermögen 141, 158.
Kurzsichtigkeit 53.
Launenhaftigkeit 44.
Lebensauffassung 48.
Lebhaftigkeit 132, 133.
Leidenschaftlichkeit 46, 78, 98.
Leitungsvermögen 65.
Linkshändige Schrift 9.
Liebenswürdigkeit 137, 138.
Logisches Denken 144, 145, 146.
Lüge, Lügenhaftigkeit 92, 109, 103, 106, 135
Lustgefühl 34, 35.
Magenleiden 186 ff.
Makrographie 198.
„Männliche" Frauenschriften 65, 266, 267.
Manie 136, 137.
Manuelle Geschicklichkeit 84 ff.
Materialismus 80, 158, 182.
Materielle Interessen 65.
Milde 92, 97, 98.

Mißgeburten 89, 165, 166, 184.
Mißmut 56.
Mißtrauen 139, 141, 152.
Monomanie 73, 196, 197, 198.
Mörder 160, 207, 211, 212.
Mundschrift 10.
Musiksinn 146, 149, 150.
Mutlosigkeit 160.
Narrheit 136.
Nationalcharakter 162, 167, 218 ff.
Natürlichkeit 46, 120 ff., 182.
Natürliche Schrift 26.
Nervöses Temperament 120.
Nervosität 195.
Neurasthenie 195.
Noble Passionen 69.
Obstination 141.
Offenheit 92, 97, 138.
Opportunismus 34, 152.
Opposition 132, 133.
Optimismus 34.
Ordnungsliebe 54.
Paralyse 196, 198.
Paranoiker 196.
Passive Willenskraft 87, 92.
Pathologische Einflüsse 27, 121, 130, 185 ff., 195.
Pathos 18.
Persönlichkeit 174 ff.
Perversität 207 ff.
Phantasie 112, 113, 114, 115, 137, 155.
Phlegma 90, 131.
Physiologische Einflüsse 27.
Pose 46, 82, 132, 133, 152, 153.
Prahlsucht 102.
Protektionstrieb 113.
Psychische Störungen 186.
Psychologische Einflüsse 27.
Querulantenwahn 73.
Raubmörder 109, 211.
Reinlichkeit 77.
Reizbarkeit 46.
Repräsentation 28, 32.
Renommisterei 102.
Reserviertes Wesen 96.
Resignation 42.
Rückenmarksleiden 188, 192.
Rücksichtslosigkeit 61, 158.
Ruhe 160.
Rüstigkeit 154.
Sadismus 207, 208.
Sammlungsfähigkeit 137.
Sauberkeit 33.
Schaffenstrieb 81.
Scharfrichter 81.
Schlauheit 139.
Schmiegsamkeit 137.
Schnelle Sprechweise 120.
Schreibdruck 41.
Schreibtempo 14.
Schrift der Trinker 94, 101.
Schrift eines Betrunkenen 27.
Schriftmaterial 233 ff.
Schüchternheit 98.
Schutzbestreben 157.
Schwäche 99, 100.
Schwankungszone 233.
Schwindelei 202, 206, 213 ff.
Selbstbeherrschung 19, 33, 40, 42, 46, 161.
Selbstbeobachtung 46, 152.
Selbstbewunderung 52, 61.
Selbstbewußtsein 49, 153, 160.
Selbsterkenntnis 51.
Selbstgefälligkeit 60, 128, 153, 154, 155, 157.
Selbstgefühl 29, 118, 152, 153, 154, 158.
Selbstgenügsamkeit 158.
Selbstherrlichkeit 153.
Selbstmörder 100, 200.
Selbstschätzung 50, 51, 53, 58, 111, 136, 155.
Selbstschutz 113, 157.
Selbstsicherheit 55, 61, 118.
Selbstsucht 92.
Selbstzucht 20, 44.
Sensibilität 77, 183, 184.
Sensitivität 78, 79, 160.
Sinnigkeit 54, 186.
Sinnlichkeit 98.
Sittlichkeitsverbrecher 209.
Sorglichkeit 72.
Sorgsamkeit 53, 54, 74.
Sparsamkeit 74, 158.
Spezialitäten 88, 115, 154.
Spintisieren 46.
Spottlust 142.
Statur 91.
Stilisierte Schrift 17 ff.
Stolz 58, 59, 117.
Straffheit 99.

Streber 152.
Stürmisches Wesen 154.
Tänzerinnen 77, 78, 79.
Tapferkeit 117.
Tatkraft 76.
Taubstummheit 199.
Technischer Sinn 84 ff.
Temperament 120 ff., 154, 158, 182, 239.
Triebleben 43, 46.
Überlegung 29.
Überspanntheit 107, 108.
Übertreibung 134.
Umständlichkeit 132, 134, 138, 184.
Unausgebildete Schrift 25.
Unbekümmertheit 155.
Unduldsamkeit 157.
Undurchdringlichkeit 99, 158.
Unentschlossenheit 30.
Ungebundenheit 46, 122.
Ungeniertheit 60.
Ungezwungenheit 55, 123, 176.
Unlustgefühl 34, 42, 48.
Unterleibsleiden 186.
Unverschämtheit 60.
Unverzagtheit 160.
Unzufriedenheit 46.
Unzugänglichkeit 138.
Ursprünglichkeit 155, 174 ff.
Urwüchsigkeit 160.
Veitstanz 199.
Verbindlichkeit 137.
Verbissenheit 141, 142, 143.
Verdrossenheit 84.
Vererbung 216.
Verrücktheit 196.
Verschlossenheit 92, 101, 102.
Verschwendung 67, 68.
Verstandestätigkeit 46.
Verstecktheit 92, 103, 106.
Verwandtschaft 216.
Verwirrung 200.
Verworrenheit 109.
Vornehmheit 32, 92, 116, 160.
Vorsicht 29, 118.
Vorstellung 46, 129.
Verstellte Schrift 24.
Wahnsinn 195, 197, 199.
Weichheit 92, 98, 99, 160.
Weltklugheit 46.
Wichtigtuerei 60, 82, 83, 153, 154.
Widerspruch 132, 134.
Widerstandsfähigkeit 100.
Willenskraft 76, 77.
Willensschwäche 160, 183.
Witz 129, 131.
Wohlwollen 97, 98, 158.
Wortschärfe 141.
Würde 18, 32.
„Wutschrift" 57.
Zähigkeit 92, 141, 142, 143.
Zahlenförmige Buchstaben 145.
Zartsinn 183.
Zitterschrift 190, 193 ff.
Zuchtschrift 21 ff.
Zugänglichkeit 32, 97, 138, 154.
Zuneigungsfähigkeit 33.
Zungenschrift 11.
Zurückhaltung 40, 92.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01186 9324